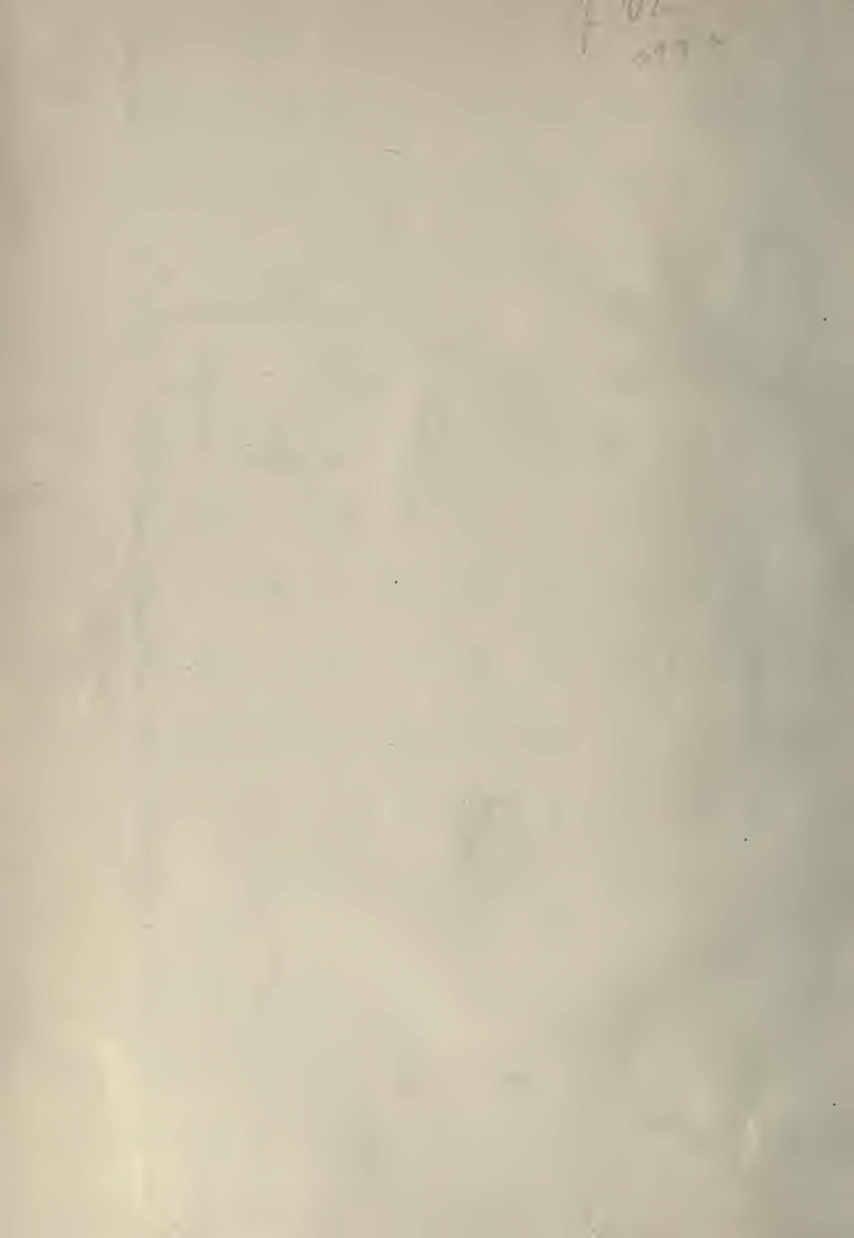








Otto Ernst.

Buch der Hoffnung

Zweiter Band.



Buch der Hoffnung.

Neue Folge
der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik
und öffentlichem Leben

von

Otto Ernst
(Schmidt).

In zwei Bänden.

Zweiter Band:
Pädagogik und öffentliches Leben.



Hamburg 1897.
Verlag von Conrad Kloß.

Meiner hochverehrten Freundin

Frau Alma Leschivo

in Nervi bei Genua

in aufrichtiger Ergebenheit

zugeeignet.

Inhalt.



Die Pädagogik der Kunst.

Wer von einer „Pädagogik" der Kunst spricht, hat von vornherein ein starkes Mißtrauen gegen sich. Denn was könnte anders beabsichtigt sein, als die Kunst zur Schulmeisterin zu machen, zur 39jährigen Kathederjungfrau mit spitzer, brillentragender Nase, gedrehten Locken und weitfaltigem Gewande, das jedes ungebundene Spiel der Muskeln, jeden unkeuschen Formenreiz verhüllt! Wo wird die goldene Freiheit und Selbstherrlichkeit der Kunst bleiben? Zur nüchternen und strengen Pedantin wird sie werden, die von Amts wegen zu lehren hat, was in den Büchern der anerkannten Religionen, der attestierten Wissenschaften und der gangbaren Moral steht. Mir ist ein solches Mißtrauen und Mißverständnis nicht erspart geblieben, nachdem ich einmal in meinen unter dem Titel „Offenes Visier!" erschienenen „gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben" auf die eminent pädagogische Bedeutung der Kunst hingewiesen hatte. Ein scharfsinniger und feinfühliger Kritiker hat mir ausführlich den Bescheid gegeben, ich wolle die Kunst so sehr mit rationalen und praktischen Elementen bereichern, daß sie in ein Verhältnis strenger Dienstbarkeit zu Wissenschaft und Moral trete und folglich ihre Sonderart aufgeben müsse. Im folgenden werde ich

eingehender meine Meinung auseinandersetzen, als ich in jenem Buche Gelegenheit dazu fand, und dann hoffentlich wenigstens eine Wirkung erzielen, entweder die, daß die leuchtende Fleckenlosigkeit meines ästhetischen Gewissens, oder die, daß meine ungeheure Sündenblindheit erkennbar wird, die in ihrer Hartnäckigkeit mich noch heute nicht erkennen läßt, worin mein Verbrechen liegt.

Ganz kurz will ich schon hier bemerken, daß ich mir die pädagogische Wirksamkeit der Kunst wahrhaftig nicht auf die Schule und das Kindesalter beschränkt denke, vielmehr die Kunst als Erzieherin aller Menschen, in erster Linie der erwachsenen und gereiften, betrachten will. Damit ist vielleicht schon ein kleiner Teil von Mißverständnissen beseitigt. Aber ganz besonders betonen will ich, daß ich unter Erziehung nicht allein die unmittelbare Bildung des sittlichen Menschen verstehe. Die Auffassung des Erziehungsbegriffs in diesem beschränkten Sinne ist leider ein Irrtum vieler Laien und sogar vieler Pädagogen. Man denkt sich dem entsprechend auch, wenn man von einer pädagogischen Kunst hört, sofort etwa eine Litteratur von ehrbar seichten Gedichtchen und Geschichtchen mit moralisierender Tendenz für artige und ungezogene Kinder und Erwachsene und empfindet davor natürlich ein sehr berechtigtes Grauen. Zugegeben — was nicht einmal Heinrich v. Treitschke zugeben würde und was ich gewiß ebenso wenig als ausgemacht betrachten will — zugegeben, daß es eine absolute Moral gäbe, deren Begriffe unveränderlich und unantastbar wären, und zugegeben ferner, daß die sittliche Bildung des Menschen das letzte und eigentliche Ziel seiner Erziehung wäre, so bleibt doch unerschütterlich bestehen, daß die intellektuelle und die Gefühlsbildung des Menschen die unerläßliche Voraussetzung seiner sittlichen Vervollkommnung sind. Es ist

richtig, daß Gefühls- und Verstandesbildung nicht immer eine unbedingt zuverlässige Garantie für den sittlichen Wert eines Menschen bieten. Geschichte und tägliches Leben bieten Beispiele dafür, daß bei hoher Intelligenz oder bei tiefer Religiosität oder bei feinem ästhetischen Empfinden nicht nur einzelne unsittliche Handlungen, sondern überhaupt ungenügend entwickelte Charaktere möglich sind.

Das regelmäßige Erschrecken, das gleichsam ratlose Staunen und Nichtfassenkönnen, mit dem wir jene unharmonischen Naturen betrachten, die intelligent, gefühlvoll und dennoch in wesentlichen Fällen unsittlich sind, sollte uns darüber belehren, daß wir die Funktionen des Willens auf eine zu leichte, zu oberflächliche Weise mit dem Denken und Fühlen in Verbindung gebracht haben. Eine richtige Erkenntnis und ein edles Gefühl bedeuten nicht schon so ohne weiteres eine gute Handlung. Es scheint, als ob der Wille zuweilen seinen eigenen Kopf hätte. Mir allerdings scheint es nur so. Mein Name müßte nicht Mensch sein, wenn nicht mein gesamter Seeleninhalt auf ein monistisches Ziel hindrängte und nicht auch für sich selbst nach einer einheitlichen Grundlage suchte. Unsere „wissenschaftlichen Gefühle", sagt J. H. v. Kirchmann sehr treffend, „bestimmen unwillkürlich das Denken, den Monismus höher als den Dualismus zu stellen, und dienen dem Grundsatze zur Stütze, wonach man die Prinzipien nicht ohne Not vermehren soll." Ich werde in dem Aufsatz über „Wesen und Wert des religiösen Glaubens" auseinandersetzen, wie ich mir eine Einheitlichkeit der Funktionen des Denkens, Wollens und Fühlens denke und wie ich zu der Ansicht komme, daß jede Förderung des Menschen auch thatsächlich eine Förderung seines sittlichen Wertes bedeutet. Hier genügt es mir schon, die hohe pädagogische Bedeutung

der Kunst allein auf Grund der von niemand ganz geleugneten Wechselwirkung zwischen dem Willen einerseits und dem Denken und Fühlen andrerseits zu erweisen.

Sokrates war es bekanntlich, der da behauptete, daß die Tugend ein Wissen sei, daß niemand freiwillig schlecht handle, niemand schlecht handeln würde, wenn er sein Bestes kennte — und alle Reaktionäre, Dunkelmänner und Kultusminister, die mit Hingebung und Liebe für eine möglichste Beschränkung des Volksschulunterrichts wirken und der Überzeugung leben, daß bei möglichst mangelhafter Kenntnis des Alphabets die öffentliche Sittlichkeit und der private Vorteil besonders vorzüglich gedeihen: alle diese Leute könnten wohl einen Sokrates vergiften, aber nicht ihn widerlegen. Der Einwurf, daß es sich bei Sokrates um ein Wissen der Vernunft, um sittliche Intelligenz handle, verschlägt nichts. Denn den Inhalt der (praktischen) Vernunft bilden doch wohl sittliche Begriffe, und wer will Begriffe erfassen ohne den Verstand? Sittliche Begriffe erkennt man nur mit ganzer Schärfe und Deutlichkeit auf dem Wege der Selbstbeobachtung, überhaupt auf dem Wege psychologischen Denkens. Selbstbeobachtung wiederum erfordert nicht nur die größte Schärfe, sondern auch die straffeste Energie der Verstandesthätigkeit. Ich habe gefunden, daß der Grad der Fähigkeit und Neigung, sich selbst zu beobachten, als Gradmesser dienen kann für den gesamten Wert eines Menschen. Nur bei vornehmen Naturen findet man diese Beschäftigung zur Gewohnheit ausgebildet, und sicherlich sind die „oberflächlichen“ Naturen*), die an eine Möglichkeit

*) „Oberflächlich“ gerade auch in dem Sinne, daß sie die umgebende Welt als Oberfläche betrachten und sich selbst mit naivem Egoismus als innersten Kern setzen, zu dessen Betrachtung sie natürlich nicht durchdringen.

der Selbstbeobachtung überhaupt nicht denken, wenn auch nicht die verbrecherischten, so doch die gemeinsten. Aus fortgesetzter Selbstbeobachtung fließt notwendig jenes sokratische Wissen vom wahren Heil des Menschen, jene Intelligenz, die folgerichtig zur Tugend werden muß, weil ein derartig Beobachtender einfach nicht im Zweifel darüber sein kann, ob er vor einem Morde glücklicher sein werde als nach demselben.

Es ist nicht nötig zu bemerken, daß die Kunst dem Studium der Psyche ein ungeheures Material, ja das ungeheuerste Material bietet, mehr sogar als das kleine Selbst, das doch so unermeßlich reich ist an psychischen Präparaten, von den gewaltigsten hinab bis zu den mikroskopischen! Aber nötig ist es, die, wenn ich so sagen darf, Methode des künstlerischen Denkens in Schutz zu nehmen. Denn ihr erstehen oft genug Feinde, die sie eine große Gefahr für die logische Schulung des Geistes, eine haltlose Beschäftigung nennen, die den Verstand zerfahren und verworren mache. Ein trauriger Irrtum! Es ist eine thörichte Einbildung der Nüchternheitsapostel und Stiltemperenzler, daß ihre abstrakte, akademische Sprache immer klarer, genauer sei als die bildliche, künstlerische. Dem echten Dichter stellt sich gerade bei höchster Klarheit der Idee die entsprechende Sinnlichkeit ein. Das Beispiel ist immer aufklärender als die Lehre, und den Namen eines Schriftstellers verdient nur der, dem jederzeit die korrekte begriffliche Formel und der angemessene bildliche Ausdruck zu Gebote stehen. Es versteht sich, daß der Geist seine elementare Schulung nur durch die Wissenschaft erlangen kann. Danach aber beansprucht die Kunst als formal bildende Kraft mindestens einen Platz neben der Wissenschaft. Denn giebt diese unserem Denken einen Halt, ein stabiles Gleichgewicht, so verleiht ihm jene die Beweglichkeit. Wenn man am Seile des Sy-

stems schwimmt, ertrinkt man vielleicht nicht; aber ein Schwimmer ist doch nur der, der mit einem „Hilf dir selbst“ hinausplätschert ins unbegrenzte Meer der Gedanken. Beweglichkeit ist das große Geschenk, das die Kunst dem Intellekt spendet. Denn die Beweglichkeit der Vorstellungen, ihr „freies, leichtes, freudiges“ Verbinden zu ungeahnten, überraschenden Abstraktionen, wie sie die Wissenschaft nicht erreicht, ist das Kriterium der Kunst.*) Diese Beweglichkeit steckt an; der Kunstgenießende fühlt auch seine Vorstellungen in stärkere Bewegung versetzt: er fühlt sich „angeregt“, wie man sagt. Den Pferden, welche jahraus jahrein über hartes Pflaster traben, werden schnell die Beine steif. So geht es dem Geiste, der sich nur auf dem Fahrdamm der Systeme bewegt. Der künstlerische Gedanke will nicht als absolute Wahrheit gelten; eben deswegen tritt er nicht mit harter Unverletzlichkeit, mit dem beängstigenden Anspruch der Unerschütterlichkeit an uns heran; er weicht, wenn es sein muß, dem Widerstand unserer eigenen Gedanken, oder er schmiegt sich ihnen an. Bewegung auf elastischem Boden sichert den Gliedern die Geschmeidigkeit. Beweglichkeit der Vorstellungen aber ist gleichbedeutend mit schöpferischer Kraft. Und daß ihr eine gewisse schöpferische Kraft innewohne, ist Erfordernis für jede Seele, die sich fortentwickeln soll, weil nicht auswendig gelernte, sondern nur lebendig in uns erwachsene Ideale der Verwirklichung entgegendrängen. Man hat mit Recht behauptet, daß alle Genies, also alle Menschen, die eine im höchsten Grade selbständige und fruchtbare Seelenthätigkeit entfalten, zugleich in gewissem Sinne große Künstler seien. Mit reduzierten Maßen gilt das von jedem bildungsfähigen

*) Vgl. den Artikel „Was ist poetische Wahrheit?“ im ersten Bande dieses Buches.

Menschen. „Vor jedem steht ein Bild deß, was er werden soll"; der einzige Künstler aber, der dieses Bild in ihm nachzuschaffen vermag, ist er selbst.

Jeder Psychologe kennt endlich die Bedeutung der Phantasie für die Bildung der Begriffe. Der Kunstgenuß kräftigt die Phantasie, das ist selbstverständlich; eine entwickelte Einbildungskraft aber wird mit größerer Genauigkeit auch jene abstrahierende Thätigkeit der Phanthasie ausüben, welche die wesentlichen Merkmale eines Dinges von seinen unwesentlichen sondert und damit die wichtigste Arbeit beim Bilden der Begriffe leistet. Scharf begrenzte Begriffe sind die Hauptbedingung des logischen Denkens.

Es liegt auch für das bescheidenste Verständnis nahe, daß das Gefühl in engerer Beziehung zum Willen steht als der Verstand. Bei der Geburt unserer sittlich bedeutungsvollen Handlungen können für den Augenblick Verstand und Vernunft, niemals aber kann das Gefühl bei ihnen unbeteiligt sein. Ja, auch jene von Sokrates behauptete Wirkung des Wissens auf unser sittliches Thun geschieht nur durch eine eudämonische Vermittelung, durch die Vermittelung des Glücksgefühls, das die Erstrebung und den Genuß unseres „wahren Besten" begleitet. Zu leugnen, daß der Kunstgenuß die Lebhaftigkeit und die Mannigfaltigkeit unserer Gefühle steigere, das fällt auch den fanatischen Gegnern der ästhetischen Erziehung nicht ein; es fällt ihnen um so weniger ein, als sie glauben, gerade aus dieser Wirkung des Kunstgenusses eine vorzügliche Waffe gegen die ästhetische Erziehung schmieden zu können. Diese, behaupten sie, erreiche nichts als Schwärmerei, Überspanntheit, Gefühlsduselei und jene lächerliche und erbärmliche Einbildung, die sich in zarten und zartesten Gefühlen genug zu thun glaube; nicht aber erziele sie eine kernhafte sittliche Tüchtigkeit. Daß unter Um-

ständen solche Erfolge gezeitigt werden, wissen wir alle. Aber es wäre schlimm, wenn sich der Einfluß der Kunst auf eine sittlich irrelevante Belebung und Bereicherung der Gefühle beschränkte. Jedermann weiß, was man unter dem „Ethos des Künstlers“ versteht. Ein Redakteur äußerte vor einiger Zeit in einem Gespräch mit mir: „Ich will bei jeder Dichtung merken, daß ein sittlich tüchtiger Mensch dahinter steht.“ Wenn ich einschränkend hinzufügen darf: „falls sich Gelegenheit dazu bietet und falls man bei der sittlichen Tüchtigkeit nicht nur die kodifizierte Moral zum Maßstab nimmt“, so kann ich mich jener Forderung anschließen. Nicht nur die Musik und die bildenden Künste, auch die Poesie, in der doch ethische Stoffe die hervorragendste Rolle spielen, hat eine Menge von Werken aufzuweisen, bei denen die sittliche Persönlichkeit des Schöpfers garnicht, oder doch nur sehr mittelbar, durch das Medium der künstlerischen Empfindung allenfalls, mitwirkt und die also keinen Schluß auf das Ethos des Künstlers gestatten. Allerdings aber will ich bei keinem Kunstwerk empfinden, daß ein sittlich schwacher oder gar gemeiner Mensch dahinter steht. Diese Forderung hat für mich unbeschränkte Gültigkeit.*) Ich will vor jedem Kunstwerk die Atmosphäre einer vornehmen Natur atmen. Alle Kunst ist adlig; wenn sie nicht adlig ist, ist sie auch keine Kunst. Darum aber besteht auch der Segen der Kunst, soweit er sich über unser Gefühl verbreitet, wahrhaftig nicht allein darin, daß sie es mit höherer Kraft durchglüht und seine Regungen nach tausend neuen Richtungen sich

*) Obwohl es überflüssig erscheint, will ich doch (der größeren Deutlichkeit wegen) betonen, daß ich selbstverständlich nicht nach der „so beliebten“ Kölnischwasser-Ästhetik einen Künstler deswegen für unsittlich halte, weil er unsittliche Dinge darstellt.

verzweigen läßt: er besteht vor allem darin, daß die Kunst unser gesamtes Fühlen veredelt und es unwiderstehlich zu jener Höhe erhebt, wo das reine, unbedingte Gefallen am Schönen wohnt. Ein reines, unbedingtes Gefallen am Schönen ist aber auch die Liebe, mit der wir das Gute um seiner selbst willen verehren: so hat nicht nur Herbart gedacht, als er die sittlichen Gefühle ästhetische nannte, so fühlt und spricht auch unser Herz. Die Eingewöhnung der Seele in das Glück des Schönen ist nun der Hauptfaktor aller Erziehung.

Das ist eine Erfahrung, die sich dem vorurteilslosen Erzieher schon sehr bald aufdrängt. Die oben erwähnte dunkle Erscheinung einer gewissen beängstigenden Selbstherrlichkeit des Willens, die ich durchaus nicht durch eine prinzipielle Isolierung des Wollens vom Denken und Fühlen begründen will, kann keinem Menschenbeobachter verborgen bleiben, am allerwenigsten dem Erzieher. Sobald er sie aber bemerkt, erkennt er folgerichtig, daß die Stelle, von welcher man den Willen am sichersten packen kann — der Wille ist. Und ebenso schnell wird es zu einer festen Überzeugung, daß der unvernünftige Wille des Kindes nur durch Handlungen zuverlässig kultiviert wird. Durch fortgesetztes Handeln unter dem konsequenten vernünftigen Zwange des Erziehers lernt das Kind aus eigenster, innerster Erfahrung die Schönheit des Guten kennen, während es sie in Freuden genießt. Für das Kind ist schon jede Befolgung des erzieherischen Gebots als solche eine gute That, deren innerer Lohn, wie bei jeder anderen, sich nie versagt. Den unmerklichen, unfehlbaren Übergang von der Gewöhnung zur Selbständigkeit und bewußten Freiheit hat keiner klarer ausgedrückt als ein gewisser Dichter, der von der Bajadere sagt:

„Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur — — —
Ist Gehorsam im Gemüte,
Wird nicht fern die Liebe sein“

Selbstverständlich findet mit der Zeit eine allmähliche Entfesselung des kindlichen Willens statt; aber auch, wenn der freundliche Zwang sich in ernste Führung verwandelt hat, wird es immer den Erzieher dahin treiben müssen, daß der Zögling durch Handlungen den Eindruck des Sittlich-Schönen in sich verstärke. Meine Überzeugung von der Allmacht dieser Gewöhnung hat sich durch jahrelange und inhaltreiche Erfahrung so befestigt, daß ich das Gefühl habe, sie könne niemals mehr erschüttert werden. Unter einem milden, freundlichen, nichts weniger als kleinlichen und starren, aber unermüdlichen und im Prinzip unbeugsamen Zwange habe ich bei ungünstig veranlagten Kindern im Verlaufe von Monaten so überraschende Veränderungen zum Bessern beobachtet, daß ein Fremder diese Kinder kaum wiedererkannt hätte und meine nicht geringe pädagogische Skepsis besiegt wurde. Die Eingewöhnung in das Glück des Schönen ist die denkbar sicherste Garantie für die Gewinnung eines sittlichen Charakters; an dieser Wahrheit kann auch die Annahme, daß das Gute nur ein relativer und schwankender Begriff sei, nichts ändern. Freilich muß man, wenn man diese Wahrheit in ihrer ganzen Macht erprobt sehen will, sich zu dem selbstverständlichen, von 999 ‰ aller Eltern (oder mehr) mißachteten Grundsatze bequemen, daß die Erziehung mit dem Tage der Geburt oder noch eher beginnt.*)

*) Die überspannten Individualisten unserer Zeit perhorreszieren auch den erzieherischen Zwang. „Wozu diese gewaltthätige Anmaßung, dieses brutale, tyrannische Gebieten und Verbieten, diese bornierte Wut, das Kind zu beherrschen und es in die

Bekanntlich wird aber nicht nur dem Kinde, sondern auch der größten Zahl der Erwachsenen die heilsame Übung im Rechtthun durch ein enges Leben beschränkt. Nicht jeder Mensch und am wenigsten jedes Kind wird durch die Verhältnisse in einen Kreis des Lebens gestellt, der zu einem vielseitigen Handeln herausfordert. Damit aber auch der sittliche Horizont der Menschen kein enger bleibe, muß also Tugend auch gelehrt, sie kann nicht allein geübt werden. Und da die Lehre, welche vom Konkreten ausgeht, die beste ist, so ist die beste Sittenlehre das vorgelebte Beispiel. Allein auch das Leben unserer Erzieher und lebendigen Vorbilder umfaßt bei weitem nicht die ganze Fülle der sittlichen Erscheinungen. So tritt denn die große Erzieherin in ihr Recht, die ein ungeheures, unermeßlich reiches Bild von menschlichem Trachten und Begehren vor uns aufrollt: die Kunst. Die Kunst ist ein Leben, weil das Blut des Künstlers ihre Werke durchpulst, weil ihre Gestalten der schöpferische Ruf durchklingt, der das Leben bedeutet: Es werde Licht! Der unmittelbaren Wirkung des Lebens so nahe wie möglich zu kommen, war ja des Künstlers großes Ziel! Wir leben gerade in einer Zeit des künstlerischen Strebens, die sich ereifert und erschöpft in der heißen Arbeit, jenes große Bild durch seelisch wahre Gestalten zu bereichern, zu den feinsten Wurzeln unserer Handlungen hinabzusteigen und aus der dunkelsten Tiefe die Wahrheit zu holen. Und wenn das

---

eigenen Bahnen zu zwingen! Man lasse doch das Kind sich frei entwickeln u. s. w.“ Es giebt leider noch immer Leute, auf die das Wort „Freiheit“ unter allen Umständen wie der Genuß einer Flasche Rum wirkt. Ich habe solche frei entwickelten Kinder von Individualisten gesehen. Sie kratzten, spuckten und schlugen in der That vorzüglich. Wenn sie diese Fähigkeiten gegen ihre eigenen Eltern erprobten, glaubte ich auf deren Gesichtern eine Ahnung aufdämmeru zu sehen, daß die Freiheit ihrer Sprößlinge eigentlich in der Vernunft der Erwachsenen eine Grenze hätte finden sollen.

lebende Beispiel unserer Mitmenschen immer den Vorzug behaupten wird, den das Sein vor dem Schein hat, so haben die erhebenden oder abschreckenden Beispiele der Kunst den Vorzug, daß sie uns sittliche Phänomene mit ihrem ganzen psychischen Boden darbieten, daß sie, statt die Motive der That zu verbergen, wie wir es seltsamerweise oft mit unseren „edelsten“ Handlungen thun, mit heiliger Rücksichtslosigkeit die Decke fortreißen vom Abgrund unseres Innern. Dadurch auch, daß die Kunst den Pfeil des sittlichen Gedankens mit der Feder des Gefühls beschwingt, dringt er tiefer in unser Wesen ein, als wenn etwa eine nüchtern-instruktive Geschichte in moralisierender Absicht ihn uns vorträgt und voraussetzt, daß wir aus der trockenen Hülle den sittlich-süßen Kern gefälligst herausschälen.

Nachdem ich so die pädagogischen Wirkungen der Kunst — nicht erschöpfend, aber andeutungsweise — erörtert habe, rufe ich alle Welt zu Zeugen auf, ob ich der Kunst irgendwo ein Ungebührliches, ein Neues, Unerhörtes zugemutet habe, ob ich irgendwo gesagt habe: Das soll die Kunst wirken! und nicht immer: Das wirkt sie und das kann sie wirken? Will ich die Kunst ihrer Sonderart berauben? Will ich ihr rationale und praktische Elemente aufzwingen, die ihr nicht schon eignen? Will ich sie irgend einem Faktor des menschlichen Kulturlebens dienstbar, will ich sie zum moralisierenden Bakulus machen? Pas du tout! Rein zum Himmel erheb' ich die Hände. Nichts will ich, als daß die erziehlichen Momente, welche die Kunst aufzuweisen hat, verwertet werden, weit mehr verwertet werden, als es bisher geschehen ist, und daß man erkennt, wie alles an der Kunst eine erziehliche Kraft in sich hegt. Die Anmaßung, die Kunst mit etwelchen Elementen bereichern zu wollen, wäre die lächerlichste von der Welt; die Kunst ist so reich,

daß man ihr nichts mehr schenken kann: alle Elemente der sinnlichen und übersinnlichen Welt bilden ihren unverlierbaren Grundbesitz. Und wenn ich auch der Kunst ihre Selbstherrlichkeit nehmen wollte, so würde ich doch so freundlich sein müssen, sie ihr zu lassen; denn die große Schulmeisterin, will sagen: die künstlerischen Genies, durch die sie wirkt, wählen die Erziehungsmittel nach souveränem Belieben. In einer guten Schule entscheidet bekanntlich der Lehrer, was und wie gelernt werden soll, nicht die Schüler. Daß man Kindern die ästhetische Nahrung kontroliert, werde ich wohl nicht hervorzuheben brauchen; aber als Erzieherin des Menschengeschlechts, als Ernährerin der großen Menschheitsseele duldet die Kunst keine diätetische Beschränkung. So vielseitig immer das Bedürfnis der Menschenseele ist, so vielfältig und wunderbar sind die Wege der Kunst. Wir durchschreiten die Nebel- und Wolkengebilde eines jungen Schiller — wir können sie durchschreiten, weil sie nicht körperlich sind — aber während wir in Wolken stehen, fühlen wir um unsere Brust den freien Hauch der Berge; wir wandeln über die frostwetterklare Ebene des alten Ibsen, der Wind schneidet scharf ins Gesicht; aber wenn wir länger rüstig dahin geschritten, wird uns warm und winterlich-gesund ums Herz; wir schwingen uns unter den heiteren Himmel Goethes empor, und in unserm Auge spiegeln sich rosenumsäumte Cirruswölkchen; wir sinken tief hinab zur Erde, um einen Zola'schen Eisenbahnzug heranteuchen zu sehen, und während der Kohlendunst uns in die Nase steigt, donnert die stampfende, knirschende, eiserne, unerbittliche Gegenwart über die Schienen dahin; ein derb-gemütlicher Fritz Reuter zieht uns in die Mecklenburger Bauernstube hinein, wo die Behaglichkeit getreuer Herzen in den Wolken eines ländlichen Kanasters zittert, oder wir

klettern in die Dachstube eines sogenannten fin de siècle-Menschen hinauf und empfinden bei einer russischen Zigarette ein Capriccio über die tollen Einfälle der äußersten Nervenspitzen. Bis ins Endlose könnten wir diese Anführungen fortsetzen; alle Gebiete der Kunst könnten wir, wie hier das poetische, durchgehen, und was würden wir ewig finden? Individuen, Individuen! Nicht zwei Menschen, die den Namen „Künstler" verdienten, haben auf dieselbe Weise „Stimmung gemacht", selbst nicht, wenn sie zu derselben „Schule" gehörten. Und die Theorie läßt es schon bleiben, irgend jemand für die Zukunft vorzuschreiben, welche praktischen oder unpraktischen, rationalen oder irrationalen Elemente die Kunst aufnehmen oder vermeiden müsse: das Blamieren vor den Genies ist doch nachgerade zu beschämend häufig vorgekommen.*) Wer aber ist einseitig und parteiisch genug, in jener unendlichen Vielheit die Einheit zu verkennen? Wer empfindet, wenn das Waldweben der Kunst ihn mit tausend Fäden und tausend Stimmen umspinnt und umklingt, wer empfindet nicht zugleich den alle Zweige durchrinnenden Sonnenglanz der menschlichen Gottbegeisterung? Aus dem weiten All kommen jene Fäden und Klänge gezogen in ein frisches, jugendfrohes Siegfriedherz, und ins weite All streben sie wieder aus diesem Herzen dahin. Die große Leere auszufüllen zwischen Erde und Himmel: das ist die Aufgabe der Kunst. Wer will ermessen, was diese Weiten erfüllt? Alles aber, was diesen Räumen angehört — weil es unser Denken beflügelt, unseren Willen reizt und unser ganzes Wesen mit dem Glanze eines heiligeren Fühlens übergießt — alles das ist erziehlich; alles das hilft uns zur Gott-

---

*) Daß ich dies s. Z. schrieb, war leichtsinniger Optimismus. Das Blamieren nimmt rüstig und fröhlich seinen Fortgang.

ähnlichkeit, seien es die Himmelschöre eines Klopstock oder sei es das Leben eines Zola'schen Arbeitspferdes, das in den Steinkohlengruben des Voreux von sonnigen, grünen Wiesen träumt.

In meinem Artikel über „die Scheu vor der Tendenzdichtung"*) habe ich darauf hingewiesen, daß der Künstler seinem Publikum gegenüber eine höhere Kulturpotenz bedeute, daß während des Schaffens die Menschheit in seiner Brust wachse und in ihrem ideellen Besitzstande gefördert werde, und daß die Wirkung jedes Kunstwerks eine menschheitlich-pädagogische sei. Noch früher habe ich in meinem Buche „Offenes Visir!" die Kunst als den sinnlichen Ausdruck des menschlichen Vollendungsdranges bezeichnet und behauptet, daß sie das „bessere Reale der Zukunft vorahnend vorbilde." Das sollte mir schlecht bekommen. Denn man legte mir das aus, als verlangte ich von den Künstlern, daß sie das Telephon gefälligst 200 Jahre im voraus erfänden, als nähme ich an, daß etwa die moderne Kunst die heilige, gar nicht zu umgehende Verpflichtung habe, eine tadellos konstruierte Flugmaschine mit sämtlichen Nieten und Schrauben zu ahnen. Man machte mir bemerkbar, daß die Werke eines Shakespeare (man hätte noch wirksamer Beethoven oder Raphael heranziehen können) doch nichts enthielten, was sich in einen realen Fortschritt ummünzen lasse, daß man den Dichter mit Recht auch einen „rückwärtsschauenden Propheten" genannt habe und daß es doch auch die pessimistische Kunst eines Byron, Musset, Leopardi und Richard Wagner (?) gebe. — Mit dem „rückwärtsschauenden Propheten" wollen wir beginnen. Giebt es solche Leute? Ist der Dichter wirklich ein Prophet dieser Art? O gewiß, oft, sehr oft — meistens,

*) Vgl. den 1. Band dieses Buches.

wenn man will! Natürlich handelt es sich nicht um eine Prophetie, wie sie Wildenbruch übt, der den siebenjährigen Krieg und den alten Fritz prophezeit, selbst nicht um die feinere und glaubhaftere Art, wie sie Schiller durch seine Johanna betreiben läßt. Worin besteht denn aber die rückwärtsschauende Prophetie? Gerade nicht darin, daß sie auf Ereignisse hinweist, die jedermann kennt, sondern darin, daß sie auf das mit dem Finger hinweist, was an und in den Ereignissen nicht bemerkt wurde: das Höhere, das Geistige, das Nichtsinnliche, das Allgemeingültige, darin, daß sie das Geschehene symbolisch behandelt und uns unsere eigene Erfahrung deutet. Nicht darin freilich bewährt sich die Prophetenkraft eines Schubert, daß er Lieder zu Lust und Leid der Liebe singt, aber darin, daß er uns zwingend daran gemahnt, wie aus vergessenen Winkeln des eigenen Lebens, aus vergangenen Stunden vergangener Tage eigne und dennoch nie gekannte Stimmungen uns überfließen; nicht darin wahrlich zeigt sich die Prophetenkraft eines Claude Lorrain, daß er uns mit dem Pinsel bedeutet, es gebe auf der Welt Bäume, Wiesen und Bäche, aber darin, daß er sie zu einem stimmungüberglänzten Ganzen komponiert und so auf unser Auge wirkt, daß unser Ohr bei schweigender Versunkenheit den „Einklang der Natur vernimmt.“ Mithin ist wohl die rückwärtsschauende Prophetie der Kunst nichts anderes als eine Betrachtung des Endlichen im Lichte des Ewigen? Das Ewige aber ist, wenigstens für alle optimistischen Gemüter, ein Ding der Hoffnung. Und wenn es ein Ding der Hoffnung ist, so ist es ein Ding der Zukunft. Aber dann unterscheidet sich ja das Sehergeschäft des Künstlers garnicht von dem anderer Propheten! In der That, nein. Man verzeihe meinen Irrtum: es giebt doch keine rückwärtsschauenden Propheten!

Aber Pessimisten giebt es freilich! Inwieweit eine pessimistische Kunst Kunst und inwieweit sie pessimistisch ist, soll hier nicht untersucht werden. Hinweisen will ich aber wenigstens auf den beachtenswerten, gewöhnlich aber nicht beachteten Unterschied zwischen prinzipiellen, philosophisch-konsequenten Pessimisten und Gelegenheits-Pessimisten, wie wir es alle hin und wieder und wie vor allem sensible Künstlernaturen es häufig sind. Der nach individueller Erlösung vom Sein strebende Pessimismus Schopenhauers ist, wie ich das schon früher*) dargethan habe, meines Erachtens überhaupt nicht mit der Kunst und dem Kunstgenuß vereinbar; etwas anderes scheint es mit dem Pessimismus Hartmann's zu sein. Er erhofft und erstrebt einen universellen Übergang zum Nichtsein und nimmt eine bis dahin gehende und dahin zielende Fortentwickelung an. (Beiläufig eine Meinung, die einen starken pessimistischen — Optimismus voraussetzt.) Und die Wahrheit des Schönen besteht für diesen Pessimismus in der „Übereinstimmung des Bewußtseins-Inhalts mit dem idealen Wesen und Grunde der Welt“ (vulgo dem Göttlichen) und ist eine Wahrheit, „die nicht demonstriert, sondern nur von dem empfänglichen Sinne implizite erfaßt und gefühlsmäßig oder ahnungsvoll ergriffen“ wird. Klar ist danach jedenfalls, daß auch hier die Kunst einen eminent pädagogischen Wert hat, daß sie mit erzieht zu jener universellen Sehnsucht nach dem Nichtsein, zur Erlösung aus der qualvollen Welt des „dummen“ Willens. Ob nun das pessimistische Entwickelungsziel erstrebenswert ist — das ist eine Frage, die uns hier nicht angeht. Ich für mich bin der Überzeugung, daß, wenn wir die

---

*) In dem Essay über „Die moderne Litteraturspaltung und Zola“ in meinem Buche „Offenes Visier!“

von Hartmann angenommene Reife für das Nichtsein erlangt haben, wir uns eines Bessern besinnen und für das Weitersein entscheiden, weil das Sein auf jenem Standpunkte sehr köstlich sein muß, das Nichtsein aber aus denselben Gründen, aus denen es nicht sauer sein kann, auch nicht süß ist. Man wird nun ja wohl nicht leugnen wollen, daß die Werke Byrons und Wagners, und wenn sie zehnmal pessimistisch wären, uns nicht nur momentan begeistern und entzücken, sondern auch unserem seelischen Fonds die köstlichsten Momente zu dauerndem Besitz hinzufügen und also in ihren und unseren Ideen und Stimmungen das bessere Reale der Zukunft vorahnend vorbilden. Ich werde ja wohl nicht wiederholt zu beteuern brauchen, daß ich unter dem besseren Realen der Zukunft nicht nur Telegraphendrähte und Röntgen'sche Photographieen verstehe. Freilich ist es schon geschehen, daß selbst so konkrete Dinge poetisch vorausgeahnt wurden, und gewiß ist die Geburt großer physikalischer Gedanken oft darauf zurückzuführen, daß die Kunst, wenn auch nicht Empfängnis, so doch Empfänglichkeit und liebende Begeisterung bewirkte. Das bessere Reale der Zukunft d. h. der allgemein erhöhte Glücksstand des Menschen wird aber gleichwohl nicht allein auf materiellen, er wird vorwiegend auf geistigen Realitäten beruhen. Und daß sie durch geistige und sinnliche Realitäten das Ahnen einer Seligkeit in uns erwecken, daß sie mit Pinsel, Meißel oder Feder vor uns am Himmel die verlockend hohe Niveaulinie jenes Glücksstandes (nicht am Lineal!) verzeichnen: darin besteht die große pädagogische Kraft aller künstlerischen Gedanken und Stimmungen. Daß Homer jene Linie schon so hoch zeichnet wie Schiller — selbst wenn dem so ist — was sagt das? „Tausend Jahre sind vor

dir wie ein Tag, der gestern vergangen, und wie eine Nachtwache."

Schon seit langem sehe ich im Hintergrunde dieser Ausführungen einen Vorwurf lauern, der sprungbereit mit zornigen Augen mich anglüht. Jetzt ist sein Augenblick gekommen; er setzt mir die Tatzen auf die Brust und schüttelt mich. „Also selbst die künstlerische Stimmung ist vor dir nicht sicher? Soweit die Kunst greifbare Ideen verkörpert, mag sie ja unsertwegen erziehen, soviel sie will! Aber die Stimmung sollst du uns dadurch nicht verderben, daß du sie schulmeistern läßt. Willst du uns nicht gefälligst erklären, wie die Stimmung ‚das bessere Reale der Zukunft' vorbilden soll? Wirst du es wagen, in die künstlerische Stimmung eine Realität hineinzutüfteln? Sie ist ein Duft, ein Unbeschreibliches, Unerklärliches!" Von solchem Ansturm bin ich natürlich ganz betäubt, und ich beschränke mich deshalb auf die höfliche Bemerkung, daß ich alle Stimmung für ein gleichzeitiges Wirken zahlreicher Vorstellungen, daß ich sie deshalb für das Chaos halte, aus dem sich bei plötzlich verstärkter Beleuchtung die Sterne der Gedanken bilden. Mit dieser allgemeinen Andeutung weiche ich diesmal der ungestümen Bestie aus, indem ich sie und den liebenswürdigen Leser auf den ersten Aufsatz im ersten Bande dieses Buches verweise, allwo der intellektuelle Charakter der Stimmung des näheren erörtert ist.

Das Eine aber wollte ich doch nicht vergessen noch zu bemerken, nämlich: daß ich die Kunst, nicht etwa die Kirche, wie Herr Bachem oder Herr Bosse meinen könnten, nächst dem Leben für die berufenste und mächtigste Erzieherin der großen und kleinen Menschen halte und daß nach meiner Meinung aus praktischen und theoretischen Gründen der Litteraturunterricht den Mittelpunkt alles Unterrichtes auch dort bilden sollte, wo

die Kunst nicht wie in den Lateinschulen im klassischen Gewande einherschreiten und ihre Zöglinge durch 5 De- Deklinationen und 4 Konjugationen, durch Deponentia und Accusativus cum Infinitivo noch „inniger“ an sich fesseln kann.

Die Lyrik in der Schule.

Ich bin in der angenehmen Lage, die Wahl meines Themas nicht rechtfertigen zu müssen. Unter meinen Lesern dürfte niemand sein, der nicht den Kindern vom gewaltigen Erbe der deutschen Dichtung nach Möglichkeit das Wertvollste mit treuen Händen überliefern will und der nicht der Meinung lebt, daß unsere Nachkommen ein so imponderabeles Gut mit innerster Kraft erwerben müssen, um es zu besitzen. Ein ideales Gut kann man seinen Nachkommen nicht an den Kopf werfen wie ein Vermögen oder einen klangvollen Namen; hier wenigstens giebt es eine höchst gerechte Erbschaftssteuer; wer dieses Erbe seiner Väter antreten will, muß es auslösen mit eigener Kraft. Seit Jahren aber bin ich der Erwägung nicht los geworden, ob nicht unser Litteraturunterricht trotzdem in vielen Fällen auf ein solches Andenkopfwerfen hinauslaufe; nur zu oft vermißte ich bei eigenen und fremden Schülern die Intensität des Kunstgenusses, die vollkommene Ergriffenheit, die der Größe der gebotenen Dichtung entsprochen hätte; ich fragte mich immer wieder nach den Ursachen, wenn wieder einmal eine Litteraturstunde mit einem Mißklang in meinem Innern geschlossen hatte, und von dem, was ich darauf an der Hand der Erfahrung als Ursache

erkannt zu haben glaube, möchte ich hier einiges mitteilen, ohne auch nur entfernt den Anspruch zu erheben, daß ich eine erschöpfende Antwort auf meine Fragen gefunden hätte.

Aber eines muß ich vorausschicken. Bekanntlich giebt es Menschen, denen der ohne Billigkeit seine Gaben verteilende Zufall jede Begabung für die edle Kunst der Musik versagt hat, Menschen, die das hartnäckige Bestreben zeigen, den Schubert'schen „Erlkönig" nach der Melodie „Was blasen die Trompeten?" zu singen. Es sind herrliche Geschöpfe darunter, Geschöpfe, die mit hohen Vorzügen des Geistes und des Charakters, mit einem zarten und warmen Gefühl ausgestattet erscheinen; sie zeichnen sich auch nicht selten dadurch aus, daß sie sich bei geselligen Anlässen besonders leicht zum Singen gereizt fühlen, und sie singen dann mit einer gewissen inbrünstigen Verwegenheit. Man erträgt ihren Gesang mit lächelnder Wehmut — aber man vertraut ihnen unter keinen Umständen den Gesangunterricht an. Seltsamerweise befolgt man diese vorsichtige Praxis durchaus nicht, wenn es sich um den Litteraturunterricht, um die Übermittelung poetischer Kunstwerke durch den Lehrer handelt. Man hat meines Wissens noch niemals prinzipiell und energisch Einspruch erhoben gegen eine Art von Lehrern der Litteratur, deren Herzen in gleich geregeltem Takte schlagen für ein Goethe'sches Mailied, für das Natrium bikarbonikum und für den gemeinen Besenstrauch. Es wird mir aber niemand bestreiten, daß im Litteraturunterricht eine gewaltige Anzahl von Lehrern thätig ist, die ein Gedicht als Stoff für Gedächtnis- und Sprechübungen, als Unterlage für den grammatischen, orthographischen und stilistischen Unterricht, als Belebungsmittel für den geschichtlichen, den geographischen, den naturgeschichtlichen Unterricht, als alles Mögliche, nur nicht als

Kunstwerk betrachten und behandeln. Vielen fehlt jegliches Organ für einen verinnerlichten Kunstgenuß; bei vielen anderen haben die richtunggebenden Bildungsfaktoren, z. B. das Seminar, leider alles versäumt, um der vielleicht nicht eben mächtig hervortretenden Anlage zur Entwickelung zu verhelfen. Ich bin weit entfernt, solchen Leuten aus ihrer Eigenart einen Vorwurf zu machen; sie vernehmen der Dichtkunst Stimme nicht und sind also Barbaren; aber bekanntlich giebt es selbst unter den Barbaren Gemütsmenschen, und die meisten dieser Barbaren wären, glaube ich, herzlich froh, wenn man ihnen einen Unterricht abnähme, der sie fortgesetzt daran erinnert, daß sie von Rechts wegen fühlen müßten und daß ihnen „aus der Seele dringen" müßte, was sie lesen und lehren. Merkwürdigerweise haben sich die leitenden und beaufsichtigenden Schulbehörden in dieser Hinsicht bisher sehr wenig aufmerksam und scharfsichtig bewiesen; und doch ließe sich bei planmäßiger Inspektion wohl erkennen, ob jemand zum Litteraturunterricht die receptiv-künstlerische Befähigung hat oder nicht. Allerdings muß zugegeben werden, daß gerade ein so intimer Unterricht wie dieser, der den Kindern die tiefen und zarten Reize eines Kunstwerkes nahebringen soll und bei dem sich der Lehrer möglichst vollkommen mit seiner kleinen Gemeinde amalgamieren muß, ein Unterricht, in dem eine sprechende Geberde, eine beredte Miene oft mehr bedeutet als hundert Fragen und Antworten: daß ein solcher Unterricht sehr schlecht die Gegenwart eines Dritten, Fremden, eines Hospitanten verträgt, durch den sich auch der sicherste und ruhigste Lehrer geniert, d. h. in der familiären Innigkeit des Unterrichtstones behindert fühlt. Gleichwohl: bei der ungeheuren Wichtigkeit des Litteraturunterrichts für die Erziehung, für das ideelle Leben eines Volkes sollte man so bald

wie möglich zu dem Grundsatze gelangen, daß kein „amusischer“, kein des künstlerischen Empfindens völlig barer Mensch unseren Kindern die poetische Nahrung bereiten dürfe.

In den folgenden Erörterungen habe ich mich deshalb auf die Betrachtung lyrischer Gedichte beschränkt, weil das Lyrikum gleichsam das reinste und unmittelbarste dichterische Produkt, sozusagen das Gedicht unter den Gedichten ist, und weil daher das, was in methodisch-pädagogischer Hinsicht von ihm gilt, mit geringen Abweichungen auf alle anderen Dichtungen Anwendung findet. Zunächst bin ich nun der Meinung, daß bei der Auswahl der Gedichte im Lesebuch und im Lehrplan in zahlreichen Fällen die bloße äußere Verständlichkeit, in manchen Fällen das bloße Wortverständnis, nicht die innere Erfaßbarkeit und Assimilierbarkeit des dichterischen Produktes maßgebend gewesen ist. Ein Gedicht kann dem Kinde den Worten nach und in jedem einzelnen Satze verständlich sein, ohne daß es das Gedicht als einheitliches Ganzes zu bewältigen vermag. Das Gedicht

„Du bist wie eine Blume
So schön, so hold, so rein,
Ich seh dich an — und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Bittend, daß Gott dich erhalte
So schön, so rein, so hold.“

enthält keine Vorstellungen und keine Gedanken, die ein größeres Kind nicht von selbst erfassen oder die man ihm nicht nahebringen könnte; ich habe es denn auch schon in Lesebüchern für Kinder gefunden. Gleich-

wohl behaupte ich auf das entschiedenste, daß ein Kind unter keinen Umständen den Accent dieses Gedichtes herausfühlen kann und daß alle Mühe vergeblich wäre, es auf diesen Accent hinzuführen. Ein Kind kann ganz unmöglich jene wehmütige Trauer, jenes mitleidsvolle Erschrecken fühlen, das uns erfaßt, wenn wir uns das unvermeidliche innere Schicksal eines reinen, unschuldigen Wesens vorstellen, jenes Erschrecken, das uns unwillkürlich die Hände ausbreiten läßt zum Schutz, zur Bitte. Dieses Gefühl, das uns oft beim Anblick unserer eigenen Kinder befällt, ist ein trauriger Vorzug unseres reiferen Alters; wir kennen den stillen, geheimen Weg, den die reine Seele unweigerlich wandern muß, von der Strenge des Lebens unerbittlich geführt — wie sollte das Kind ihn kennen! Jeder Kunstgenuß beruht bekanntlich darauf, daß der Genießende selbst zur Produktivität angeregt wird; der ganze Kunstgriff des Dichters läuft darauf hinaus, daß er den Leser zum Dichter macht, d. h. daß er beziehungsreiche Vorstellungen in ihm erweckt. Wenn aber im Leser ein Reichtum von Beziehungen angeregt werden soll, muß der Dichter selbstverständlich an bekannte, geläufige Vorstellungen anknüpfen; der Leser muß apperzipieren, d. h. die neuen Vorstellungen durch alte, bekannte Vorstellungen aufnehmen können. Unvermerkt, durch die sanfte Gewalt der Apperception, zwingt der Dichter unsere Seele, daß sie auf eigenstem Boden eine Frucht, ein Kunstwerk treibt; ein Gedicht, das nicht in uns selbst herangewachsen ist, haben wir nie verstanden, nie genossen. Jenes Heine'sche Gedicht knüpft aber an Vorstellungen an, die dem Kinde durchaus fern liegen.

Des weiteren bin ich überzeugt, daß die individuellen und eigenartigen Geschöpfe unserer großen Dichter sich in der Regel eine viel zu schablonarische,

im übeln Sinne des Wortes „schulmeisterliche“ Behandlung gefallen lassen müssen. Da wird wohl unter Umständen auf das Gedicht vorbereitet durch eine Einleitung, die aber in den meisten Fällen dazu dient, intellektuelle Voraussetzungen zu geben und Einzelerläuterungen vorwegzunehmen, dann wird vorgelesen, dann erfolgt die „Erklärung“, bei der ersten Zeile der ersten Strophe beginnend und vor der letzten Zeile der letzten Strophe nicht ablassend von den gelangweilten Schülern und dem geschundenen Kunstwerk, und wenn nun glücklich alles Leben und alles Blut herauserklärt ist, dann wird es am Ende gar noch nach allen Regeln der Fleischerkunst zerschnitten wie ein toter Hammel und an der Wandtafel aufgehängt als lehr- und nahrhafte „Disposition“. Es ist kaum glaublich; aber es ist wahr: man „disponiert“ Gedichte! Das Disponieren ist wie alle Ordnung eine schöne Sache; die Ordnung ist das kümmerliche, aber einzige Werkzeug, mit dem wir den verwirrenden Reichtum der Natur bewältigen können, indem wir ihr Gewalt anthun. Gewiß kann man auch ein Gedicht disponieren; man kann sogar zu einer Dichtung ein Dutzend Dispositionen finden, ohne auf die zu treffen, die den Dichter geführt hat; aber wenn man dem Kunstwerk, das doch nachgeahmte Natur ist, seinen ärmlichen, philiströsen Ordnungssinn aufdrängt, so wird man sich ihres selig verwirrenden Reichtums nicht mehr erfreuen. Also gewöhne man sich an das notwendige, segensreiche Übel der Ordnung, indem man ehr- und lehrsame Geschichten, Beschreibungen und Aufsätze disponiert; aber lasse man die Werke der Kunst unzerschnitten!

Mir scheint, der Lehrer hat sich, wenn er ein Gedicht behandeln will, vor allem folgende Fragen vorzulegen: Welches Gefühl oder welche Stimmung

(von den didaktischen Dichtungen sehe ich hier vollkommen ab) liegt dieser Dichtung zu Grunde? mit anderen Worten: was ist die künstlerische Tendenz dieser Schöpfung? Sodann: Wo liegt der Accent des Gedichts, d. h. durch welche Partieen dieses Gedichts kommt die Absicht des Dichters am stärksten und deutlichsten zum Ausdruck? Ferner: Auf welchen psychologischen Voraussetzungen ruht die Wirkung dieser Dichtung, und weist das kindliche Seeleninventar all diejenigen Momente auf, die vorhanden sein müssen, wenn das Gedicht seine spezifische Kraft ausüben soll? Endlich: Wie stelle ich es an, diejenigen Vorstellungen, an welche dies Gedicht anknüpft, in meinen Schülern so lebendig und dadurch die Schüler so aufnahmefähig wie möglich zu machen, ohne die eigenartige Wirkung des Gedichts vorwegzunehmen oder gar zu übertreffen? Wenn er sich mit diesen Fragen abgefunden hat und er nun darangeht, seinen Schülern das Gedicht darzubieten, hat er also zunächst dafür zu sorgen, daß das Gedicht die Schüler in der geeigneten Stimmung finde. Es giebt Gedichte, die einer vermittelnden Vorbereitung nicht bedürfen; aber es giebt deren nicht viele. Der Knabe, der vom Spielplatz heraufkommt, die Brust geweitet von tiefen Atemzügen, mit klopfendem Herzen, geröteten, erhitzten Wangen, in seinen Gedanken noch mit dem unterbrochenen Spiel beschäftigt, ist nicht ohne weiteres empfänglich für die unheimliche Gewalt des leise lockenden Erlkönigs, für die tanzenden und singenden Gestalten, die raunenden und verwehenden Stimmen der Nacht. Ein dezentes, ohne jede Weitschweifigkeit und Breitspurigkeit gegebenes Präludium schlägt die geeigneten, den Kindern bekannten Töne an und leitet unmerklich zur Dichtung hinüber. Dabei werden möglichst geschickt die etwa nötigen Erklärungen zum Gedicht, soweit es irgend

angeht, vorweggenommen. Diese Erklärungen werden gleichsam eingeschmuggelt, so daß der Schüler sie gar nicht als Erklärungen empfindet; ganz unvermerkt und heimlich bereitet man dem Kunstwerk eine Stätte. Es fehlt an einem Buche, das dem Lehrer solche sich ganz auf die Dichtung konzentrierende, nur das wirklich Notwendige bietende, Stimmung erzeugende Einführungen an die Hand giebt. Solche Präludien müßten mit scharfem psychologisch-pädagogischem Blick und mit dem feinsten und stärksten Kunstverständnis abgefaßt und so beschaffen sein, daß der Lehrer sie, falls er das wollte und dessen bedürfte, allenfalls mit geringen Änderungen, auswendig lernen und wörtlich wiedergeben könnte. Die in mancherlei Hinsicht empfehlenswerten Gude'schen Erläuterungen sind eben Erläuterungen und keine Einführungen und überdies viel zu belehrungs- und erklärungsselig, um dem Lehrer den angedeuteten Dienst zu leisten. Beim Vortrag achtet der Lehrer besonders darauf, daß der Accent der Dichtung deutlich herausgearbeitet und den Schülern fühlbar werde, ohne daß er in pedantisch aufdringlicher Weise, sozusagen mit dicken Unterstreichungen deklamiert. An die am stärksten accentuierte Stelle anknüpfend, giebt der Unterrichtende nach beendigtem Vortrag des Gedichtes das, was an Erläuterungen etwa trotz aller Einführung noch erforderlich ist. Aber er beschränkt sich dabei auf das Allernotwendigste; fast möchte ich sagen: man kann im Erklären von Gedichten gar nicht zu wenig thun. Separate Erklärungen sind deshalb absolut stimmungsfeindlich, weil alle Stimmung nichts anderes als Zusammenklang vieler schwach bewußter, gleichmäßig verdunkelter Vorstellungen ist, die Erklärung aber über einzelne, meistens nicht einmal die künstlerisch wichtigsten Stellen ein ganz unverhältnismäßig starkes Licht verbreitet und so die erklärten Stellen als aufdringlich

helle, grelle Flecke auf dem Gedicht erscheinen, sich mit lästiger, herrischer Hartnäckigkeit im Bewußtsein behaupten und die vorher schwach beleuchteten Vorstellungen ganz ins Dunkel drängen. Denn von klar beleuchteten Vorstellungen kann sich bekanntlich nur eine gleichzeitig im Bewußtsein behaupten. Die Rückkehr zum Halbdunkel der Stimmung erscheint dann als etwas Gewaltsames und ist oft erst nach langer Zeit möglich. Sind aber die Erklärungen unvermerkt vorweggenommen, so gehen gleich bei der ersten Darbietung des Gedichts schwierige und leichte Stellen in einem hin, und alles erhält von vornherein die für eine harmonische Stimmungswirkung durchaus erforderliche gleichmäßige Beleuchtung.

Ich werde jetzt versuchen, an der Hand einzelner Gedichte, die sämtlich aus einem und demselben Schulbuche entnommen sind, meine Ausführungen deutlicher zu illustrieren. Wir haben uns im 13., 14. und 15. Lebensjahre stehende Schüler vorzustellen. Es handelt sich zunächst um folgenden Klopstock'schen „Psalm".

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen;
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
„Geheiliget werde dein Name!"

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,

Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich!“

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!“

Er hebt mit dem Halme die Ähr' empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde.
„Unser tägliches Brot gieb uns heute!“

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unseren Schuldigern!“

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit;
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Übel!“

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,

Ihre Seligkeit ordnete,
Die Ähre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt!
Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen.“

Der Accent liegt hier auf der letzten Strophe, in der Bewunderung der Größe Gottes, die sich in der Größe des Universums offenbare. Die Vorstellung und das Gefühl von der überwältigenden Größe des Weltalls sind dem Kinde durchaus nicht fremd; der astronomisch-geographische Unterricht in Verbindung mit der oft genossenen Anschauung des gestirnten Himmels bieten vorzügliche Anknüpfungspunkte. Durch wenige Hindeutungen auf die Kolossalität und die unfaßbare Fülle der an stillen Abenden geschauten Sternenwelt vermag der Lehrer das Gefühl der andächtigen Bewunderung an die Oberfläche der kindlichen Seele emporzulocken. Was den Ton dieser Dichtung anlangt, so ist ein dem Ohre schmeichelndes Pathos dem Kinde schon aus rein akustisch-sinnlichen Gründen sympathisch; man kann bei Kindern mit völlig unverständlichen, aber feierlichen und wohlklingenden Versen Wohlgefallen erregen. Aus all diesen Gründen wäre das Gedicht also acceptabel. Wenn ich trotzdem gegen dessen Aufnahme in ein Lesebuch protestiere, so geschieht es hier deshalb, weil es, im ganzen zwar erfaßbar, in den Einzelheiten durchgehends so mystisch und unklar ist, daß das intellektuelle Verständnis des Kindes fast nirgends Fuß fassen kann, und weil es mir im höchsten Grade bedenklich erscheint, dem Kinde eine lange Reihe von pathetischen Unverständlichkeiten und Unklarheiten aufzunötigen, die eben für das Kind dieselbe ver-

wirrende, benebelnde Wirkung haben müssen wie reeller, wertloser Schwulst.

Das nächste Gedicht ist die „Christnacht“ von Robert Prutz.

Heil'ge Nacht, auf Engelschwingen
Nahst du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt.
Selbst die Hütte trieft von Segen,
Und der Kindlein froher Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,
Und ihr Stammeln wird Gesang.

Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz um Thal und Höh'n,
Heil'ge Nacht, so kehrst du wieder,
Wie die Welt dich einst gesehn,
Da die Palmen lauter rauschten
Und, versenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung.

Da mit Purpur übergossen,
Aufgethan von Gottes Hand,
Alle Himmel sich erschlossen,
Glänzend über Meer und Land,
Da den Frieden zu verkünden,
Sich der Engel niederschwang,
Auf den Höhen, in den Gründen
Die Verheißung wiederklang,

Da, der Jungfrau Sohn zu dienen,
Fürsten aus dem Morgenland
In der Hirten Kreis erschienen,
Gold und Myrrhen in der Hand,

Da mit seligem Entzücken
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindes Blicken
Nie gefühlte Freude sog.

Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf;
O, so geh in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh uns auf!
Schau', im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenschein;
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein.

Ein Weihnachtsgedicht, das bei den Kindern Weihnachtsstimmung erzeugen will, müßte unmittelbar an die von den Kindern erlebten Weihnachtserfahrungen anknüpfen. Statt dessen giebt dieses Gedicht reflektierte Erscheinungen, die das Kind nur durch die biblische Geschichte kennt, Erscheinungen, die es sich allenfalls einmal mit Hilfe seiner Phantasie in blassen Bildern vergegenwärtigt, die es aber nie gesehen, nie erlebt hat. Wichtiger aber ist, daß die Pointe dieses Gedichtes, die — es bleibt zweifelhaft, ob den vorübergehenden, lieblichen Frieden jenes schönen Liebesfestes oder den endlichen Weltfrieden — gegenüber den lieb- und friedenslosen Kämpfen unseres Lebens betont, daß diese Pointe von Kindern nicht entfernt mit der erforderlichen Tiefe empfunden werden kann. Mit 14 oder 15 Jahren hat man glücklicherweise noch keine Ahnung von den endlosen schmerzlichen, verbitternden und entmutigenden Kämpfen des Lebens; man ist noch nicht müde; man hat noch nicht erfahren, daß irgendwo die Dummheit durch den Geist nicht zu besiegen, die Gemeinheit durch Anständigkeit nicht zu entwaffnen war. Die kurze, liebliche Täuschung eines idyllischen Friedens,

die dem Weihnachtsfeste für uns einen so eigenartigen Reiz giebt, bedürfen die Kinder nicht; sie leben ja noch in lauter Täuschungen und verlangen nach Festen, nicht nach Frieden. Die Weihnacht ist ihnen ein Jubelfest, kein Friedensfest, und darum sollte man jenes hübsche Gedicht von Prutz den Erwachsenen aufheben.

Wohl aber haben 14—15jährige Kinder schon den Wechsel des Geschicks erfahren; sie sind betrübt und froh gewesen und haben an manchen kleinen Leiden und Freuden, die aber nur uns, nicht ihnen klein erschienen, die Gemischtheit und Unabwendbarkeit der Erdenlose erfahren. In einer Neujahrsbetrachtung kann man ihnen sehr leicht diese Erfahrung ins Gedächtnis zurückrufen; man kann sie begreifen lehren, daß Übermut im Glück und Verzagtheit im Leiden nicht geraten sind, daß die Hoffnung unser freundlichstes und sicherstes Geleite ist. Darum können sie auch folgendes Gedicht, das „Neujahrslied“ von Hebel, vollkommen erfassen und genießen.

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten;
Schwere Stürme, wilde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Thräne fällt,
Blüht auch eine Rose.
Schön gemischt, noch eh' wir's bitten,
Ist für Throne und für Hütten
Schmerz und Lust im Lose.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder

Wolken gehn und kommen wieder,
Und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Wage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Mut für seine Leiden
In die neuen Tage!

Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüte
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleite!

An einem der ersten, frischesten und sonnigsten Frühlingstage würde ich meinen Schülern, und zwar gerade, wenn sie schnaufend und mit leuchtenden Augen vom Spielplatze heraufgekommen wären, den „Ostermorgen" von Geibel vorlesen.

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Luftgebiet
Und schmettert', hoch im Blau verborgen,
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach' auf, das Alte ist vergangen,
Wach' auf, du froh verjüngte Welt!

Wacht auf und rauscht durchs Thal, ihr Bronnen,
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Läuber all!
Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüten rot,
Ihr sollt es alle mitverkünden:
Die Lieb' ist stärker als der Tod.

3*

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüsten, dumpfen Schmerzen
Ein gottentfremdet Dasein träumt!
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch; o laßt sie ein!
Zerreißt wie Simson eure Bande,
Und wie die Adler sollt ihr sein!

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Thränen
Ihr nicht des Frühlings Blüten seht,
Ihr Grübler, die ihr fern verloren
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn,
Wacht auf! Die Welt ist neugeboren;
Hier ist ein Wunder; nehmt es an!

Ihr sollt euch all des Heiles freuen,
Das über euch ergossen ward.
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte;
Jung wird das Alter fern und nah;
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte: —
Wacht auf! Der Ostertag ist da.

Und man glaube nicht, daß man dem Eindruck dieses Gedichtes durch Erklärung etwas hinzuthun könnte; ich wenigstens würde wohlweislich schweigen; ich würde es vorüberbrausen lassen wie einen Frühlingssturm, wie eine erhabene, stürmische, rauschende Freiheitsmusik, wie eine Marseillaise der Natur, die entzücken und entflammen, nicht belehren soll. Ich würde mein Gewissen damit beruhigen, daß ich den

Verstand meiner Schüler an Johann dem muntern Seifensieder noch genügend kultivieren könne.

Ja, ich würde mit meinen Schülern sprechen vom Frühling und von Ostern, aber nicht von dem Gedicht. Das liegt hinter uns wie ein weihevoller Augenblick, von dem man nicht spricht, um ihn nicht zu profanieren. Wir würden sprechen von den herrlichen Ausflügen, die nun kommen, von den Wanderungen, die wir für den Sonntag, für den Ostermorgen planen. Wir würden uns das Bild zurückrufen, das an solchen Tagen das Ufer der Elbe, die Flottbecker Chaussee, Othmarschen, Bahrenfeld, Nienstedten uns boten, die zahllose bunte Menge auf den Wegen, die Dampfer und Ruderboote, die Drehorgeln, die Ballonverkäufer, die Kegelbahnen und die Tanzmusik, die Liedertafeln und die Harmonikas, und schließlich wäre es das Allerselbstverständlichste, daß wir die Auferstehung des Frühlings aus dem Goethe'schen Faust läsen. Ich würde aber fast die ganze Ostermorgenscene vor dem Thor lesen, nicht nur die Worte des Faust („Vom Eise befreit sind Strom und Bäche"), die erst durch das Vorhergehende und Nachfolgende eine plastische und drastische Anschaulichkeit erhalten.

„Schäfers Sonntagslied" von Uhland — soll es in einem Lesebuche stehen oder nicht? Ich bin mir der Kühnheit dieser Frage wohl bewußt, und mancher wird mir mit Indignation entgegenhalten, daß es doch in allen Lesebüchern stehe und alle die Lesebuchverfasser wohl mindestens so gut wie ich zu beurteilen wüßten u. s. w. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich als Knabe dieses Uhland'sche Gedicht langweilig, nichtssagend, ja dumm gefunden habe. Nach diesen zwölf nach meiner damaligen Auffassung höchst seichten und trockenen Zeilen fand ich die wiederholte Versicherung, daß das der Tag des Herrn sei, durchaus nicht ein-

leuchtend. An mangelnder poetischer Veranlagung konnte das nicht liegen: ich las mit Begeisterung meinen Schiller und meinen Shakespeare und, was mehr sagen will: heute ergreift mich das Sonntagslied des Schäfers mit solch süßem Graun, erfüllt es mich mit einer solch konzentrierten Andacht, daß es mir einen ganzen Alltag zum Sonntag machen kann. Wie läßt sich diese Wandlung erklären? Von unseren Großstadtkindern haben nur wenige, nur ganz verschwindend wenige eine solche große, heilige Stille in der Natur jemals genossen; ich aber habe als Knabe weite, stille Felder und Wiesen kennen gelernt. Aber ich wüßte mich nicht zu entsinnen, daß eine einsame Stille mich damals entzückt, mich andächtig gestimmt hätte. Kinder fürchten sich in der Einsamkeit, oder sie langweilen sich; aber sie lieben sie nicht. Und ich finde das sehr begreiflich. Den Kindern ist die Natur nicht das, was sie uns ist: die tröstende Mutter, in deren Armen uns immer eine Heimat bereitet ist. Sie kennen noch kein Zurücksehnen, kein Heimweh nach der Natur; sie wollen erst mit ihren frischen, genußfähigen Nerven die große Fremde genießen, die vor ihnen liegt, und verlangen so wenig nach der Natur zurück wie ein 15jähriger Mensch seine Kindheit zurückwünscht: der Rock, der Hut, das lange Kleid, das er tragen wird, die Cigarre, die er rauchen wird, sind ihm ja viel mehr als die Kindheit. Konfirmanden sind mit sich und der Welt zufrieden wie rechte Emporkömmlinge; sie protzen damit, daß sie das Glück haben, älter zu werden, und denken natürlich nicht daran, daß das Älterwerden auf die Dauer auch ermüdet. Wir, die wir die Kleinlichkeit und Jämmerlichkeit der Lebensherrlichkeiten oft genug erfahren haben, finden einen nie versiegenden Trost in dem Bewußtsein, daß wir zum großen Haushalt der Natur gehören, daß wir,

obschon selbst vergänglich und klein, einem großen Ganzen entsprungen sind, und so wird uns die Rückkehr in die Arme der großen Mutter, der Tod, ein großer, freundlicher, erhebender Gedanke. Jenes andächtige Aufgehen in die Natur, das Goethe kannte, der die Verse „An den Mond“ schrieb:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz!“

jene selbstvergessene Hingabe, bei der die Brust sich zu öffnen scheint und das gefangen gehaltene, ängstlich gesparte bißchen Atem hinaus- und der frische, starke Atem der Natur hereinströmt und in uns und um uns nur *ein* Hauch ist: der stille Lebensstrom des Universums, und wir zusammenfließen mit allem Lebendigen, „als knieten viele ungesehn“, mit uns vereint in *einem* Gefühl —: einen solchen Naturgenuß kennen Kinder nicht. Und darum ist ihnen des Schäfers Sonntagslied so viel wie Hekuba dem Schauspieler. Ich leugne gar nicht, daß ein Lehrer, der vorzüglich vorzulesen versteht, in seinen Schülern ein ganz allgemeines Gefühl der Andacht erwecken könnte: so etwas wie Andacht haben 14jährige Schüler wohl schon in der Kirche unter dem architektonischen Eindruck des Raumes und unter dem Eindruck der Orgel und des Chorgesanges erfahren, eine gewisse andächtige Sammlung erzielt man schon durch feierliches und leises Sprechen — aber damit ist Uhland in diesem Falle nicht zufrieden und wir, denke ich, auch nicht.

Sehr leicht ist das künstlerisch allerdings schwache Gedicht „Wenn du noch eine Mutter hast“ dem kindlichen Gefühle zu vermitteln; das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Mutter ist dem Kinde im allgemeinen

sehr natürlich; es kann sich sehr lebhaft vorstellen, was der Tod der Mutter für das ganze häusliche Leben bedeuten würde, wenigstens kann es dem Lehrer nicht schwer fallen, diese Vorstellung zu erwecken. Mit dem Hinweis auf den möglichen Tod der Eltern läßt sich auch am besten das schöne Freiligrath'sche Gedicht „O lieb, so lang du lieben kannst" dem kindlichen Fassungsvermögen naherücken. Der Gedanke, daß die Eltern über kurz oder lang einmal sterben werden und daß es dann zu spät sein wird, ihre unerschöpfliche Zärtlichkeit zu vergelten und sie ein unkindliches Betragen vergessen zu machen: dieser Gedanke macht meines Erachtens auf jedes Gemüt, das überhaupt zu beeinflussen ist, einen tiefen und nachhaltigen, ethisch überaus heilsamen Eindruck. Im übrigen ist auch dieses Freiligrath'sche Gedicht eines von denen, die außer einer solchen psychischen Grundlage nur des guten Vorlesens und gar keiner weiteren Erklärung bedürfen.

Es ist ein großes Glück für unsere Kinder, ein Glück, um das wir sie billig beneiden, daß sie ein Gedicht wie Rückert's „Aus der Jugendzeit" so durchaus nicht verstehen können.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;

Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer."

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst:
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer."

Dieses unvergleichlich schöne, wunderbar gestimmte Gedicht, das mit wahrhaftiger, volksliedmäßiger Naivetät den tiefsten menschlichen Schmerz, die verzehrendste Wehmut singt, das so überwältigend um die verlorenen Illusionen der Jugend, um den verlorenen Reichtum

des Herzens klagt — ich müßte fürchten, meine Leser zu beleidigen, wenn ich ihnen noch auseinandersetzen wollte, daß das niemals für Kinder geeignet sein kann. Ich denke mir, daß der Verfasser des mir vorliegenden Lesebuches sich durch die Schlichtheit der Sprache, die dem intellektuellen Verständnis keine Schwierigkeiten bietet, hat irreführen lassen. Sollen wir den Kindern die Weisheit aufdrängen, daß das Leben so manche Illusion, daß es oft alle Illusion grausam zerstört? Selbst wenn eine solche Unterweisung als eine heilsame Warnung angesehen werden könnte, würde sie denn bei den Kindern Glauben oder auch nur Verständnis finden? Ich möchte hier am allerwenigsten mißverstanden werden. Ich bin durchaus nicht der Ansicht, daß unser Unterricht nirgends im Geiste der Kinder einen unverstandenen Rest bestehen lassen dürfe, daß alles und jedes, was die Kinder empfangen, bis auf das letzte Körnchen zermahlen und zerrieben, auseinandergelegt und zerklärt werden müsse, daß nicht manches dem späteren, reiferen, selbständigen und selbstthätigen Verständnis stillschweigend aufgehoben bleiben dürfe. Im Gegenteil: ein dunkler Seeleninhalt reizt fortgesetzt zu neuer Bethätigung der Seelenkräfte, und es kommen im Leben stille, beschauliche Winterzeiten genug, da man, wie das Eichhörnchen, gern und mit innerlichem Behagen die Nüsse aufknackt, die man zur Zeit der Ernte gesammelt hat. Die grundgescheite Superklarheit führt dagegen zur seichten Genügsamkeit. Die rächende Gewalt des schuldbeladenen Gewissens, wie sie in „Die Kraniche des Ibykus", die Erhabenheit des selbstlosen Gehorsams, wie sie in „Der Kampf mit dem Drachen" verherrlicht wird, sind zwar dem kindlichen Gemüt kaum in ihrer ganzen Größe und Wucht erfaßbar; aber die Voraussetzungen, die psychischen Grundstoffe dieser Gefühle und Willens-

akte sind vorhanden; dem Kinde sind das Schuldbewußtsein, der Stolz auf eine gute That und die Überwindung, die der Gehorsam kostet, keine durchaus fremden Phänomene, und sein Manko dem Kunstwert des Gedichtes gegenüber ist höchstens ein graduelles, kein prinzipielles. Wie nach dem Reichstagsabgeordneten Alexander Meyer der Kiebitz insofern ein eigentümlicher Vogel ist, als er nur dann Eier legt, wenn er wirklich existiert, so steht es für mich fest, daß man zwischen den Vorstellungen eines Menschen keine lebhafte Affinität erwecken kann, wenn die Vorstellungen, die Elemente, überhaupt nicht vorhanden sind, und daß man daher nicht mit den Kindern von Gefühlen und Stimmungen reden darf, für die ihnen das notwendigste Vorstellungsmaterial fehlt, für die man ihnen dies Material auch nicht imputieren kann. Man kann unmöglich einem Kinde ein Gedicht zugänglich machen, das die Freuden und Leiden eines Liebenden, die Freuden und Leiden des Greisenalters oder Glück und Sorge der Eltern behandelt.

Im Lesebuche folgen nun drei kleine Frühlingslieder von Uhland; es sind diese:

1. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht;
Sie säuseln und weben Tag und Nacht;
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang'!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag;
Man weiß nicht, was noch werden mag;
Das Blühen will nicht enden;

Es blüht das fernste, tiefste Thal.
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

2. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sommerregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

3. Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht;
Auch jener große, klare,
Getrost, er fehlt dir nicht!

Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn:
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Auch von diesen Gedichten hege ich wieder die feste Überzeugung, daß sie Caviar für den kindlichen Geschmack sind. Ich will unerörtert lassen, wie weit Kinder überhaupt für die Eigenart des Frühlings empfänglich sein können. Ich darf behaupten, daß ich ein lebhaftes Naturempfinden habe; aber den eigentlichen Frühling habe ich erst als Jüngling förmlich entdeckt. Das mehr physische Behagen an der wärmeren Sonne und dem helleren Glanze der Welt hatte ich auch als Kind empfunden; aber das wunderbare, expansive Hoffnungsgefühl, diesen quellenden, schwellenden Glauben an das Licht meiner inneren Welt, den lernte

ich erst jetzt kennen. Und mir erscheint dafür als notwendige Voraussetzung, daß man eine rechte, hartnäckige Winterlast gefühlt habe, die mehr oder minder auf den ganzen Menschen drückte. Aber ich will nicht von meiner individuellen Erfahrung aus verallgemeinern und es, wie gesagt, unentschieden lassen, ob ein Dreizehn- oder Fünfzehnjähriger das Frühlingsevangelium in seiner Totalität zu erfassen vermag. Was aber diese Uhland'schen Gedichte für die Kinder ungeeignet macht, das ist — jetzt werde ich sehr paradox — ihre Schlichtheit. Einer großen Schlichtheit befleißigt sich bekanntlich Hey in seinen Fabeln, z. B. in der „Papierdrache und Vögel" überschriebenen. Da heißt es:

Knaben. „Seht ihr den großen Vogel da? Ihr kleinen, kommt ihm nur nicht zu nah', daß er euch nicht etwa ertappt und zehen gleich hinunterschnappt."

Vögel. „Ach, geh mit deinem großen Tier, das ist ja gar nichts als Papier."

Man sieht, das ist eine ganz andere Schlichtheit als diejenige Uhlands. Es ist die Schlichtheit der nüchternen, verständigen Plattheit, die bei Hey, den man merkwürdiger Weise trotz Robert Reinick den „Klassiker der Kinderwelt" nennt, die Regel bildet und die ja für gewisse unterrichtliche Zwecke ganz gut geeignet ist, die aber mit der Poesie natürlich auch nicht die entfernteste Verwandtschaft zeigt. In den kleinen Uhland'schen Liedern haben wir klassische Beispiele für die beziehungsreiche Einfachheit der naivpoetischen Sprache, wie wir sie durchgehends in Goethes, Uhlands und Eichendorffs, oft auch in Heines Lyrik, und wie wir sie so selten bei dem pathetischen Lyriker Schiller finden. Die Kunst Schillers besteht bekanntlich darin, daß er (besonders mit Hilfe der Antithese) wunderbar klar, erschöpfend und schön genau das sagt, was er sagen will;

Goethes und seiner Verwandten besondere Kraft ist das durchsichtige Schweigen. Mit den einfachsten Vokabeln, ohne Tropen und Figuren sagt ein solcher Dichter alles, was er will; er schlägt einen einfachen Ton an, und in unserm Innern fangen alle großen und kleinen, alle heilen und zersprungenen Glocken von selber an zu klingen; das verlassene Gretchen stößt jammernd die Worte hervor:

„Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach, kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir!"

und diese Worte läuten durch unser ganzes Innere Sturm, und unsere Gedanken verwirren sich im Wirbelsturm des Schmerzes und des Mitleids. Es ist ersichtlich, daß bei dieser Art von Dichtung der Genießende einen großen Schatz von Vorstellungen dem Dichter entgegenbringen muß. Es muß Reichtum an inneren Erfahrungen da sein, wenn sich blitzschnell zwischen ihnen ein dichtes Netz von Beziehungen ausspannen soll; in allen Ecken unseres Innern muß Erlebtes schlummern, um auf den ersten Ton des berufenen Zauberers sich aus den Winkeln emporzurecken und den lautlosen Reigen der Erinnerung zu beginnen. Vielseitig und bedeutungsvoll muß die innere Erfahrung des Genießenden sein — er kann dabei äußerlich ein recht stilles Leben gelebt haben —; aber er muß durch die nächtigen Abgründe und über die goldenen Höhen des Lebens gegangen sein, wenn die Macht des Gesanges sein Herz „ins Reich der Toten tauchen" und „es staunend himmelwärts erheben" soll.

Es liegt auf der Hand, daß vorstellungsarme Menschen oder Menschen, die nur einen einseitig entwickelten Vorstellungsschatz haben, am wenigsten für die naiv-unendliche Lyrik eines Goethe, Uhland, Heine, Mörike, oder, um von Neueren zu sprechen, eines Th. Storm, Fontane, Liliencron, Keller und Gustav Falke ein Verständnis haben können. Meine Leser werden schon vielen Leuten begegnet sein, die nicht einsehen konnten, inwiefern eigentlich Goethe ein großer Lyriker sei, und für die Goethe wenigstens in dieser Beziehung nur eine mit Pietät behandelte „Gipsfigur" ist. Die Empfänglichkeit für solche Dichtung hat aber noch andere Voraussetzungen, es muß z. B. eine besondere Sensibilität der Gehörsnerven für die komplizierte Klangwirkung eines Gedichts vorhanden sein, ferner eine schnelle, gefällige Dienstbarkeit der Reproduktion u. a. m. Alles das findet sich beim Kinde nicht in genügendem Maße entwickelt; besonders aber fehlt dem normalen Kinde die vielseitige psychische Erfahrung, und darum ist es ein ganz nutzloses Beginnen, ihm die vieldeutigen Runen solcher kryptopoetischen Dichtungen entziffern zu wollen. Es liest die Zeichen, wie sie dastehen, und findet nichts daran.

Das Gedicht „Im Frühling" von Lenau („An ihren bunten Liedern klettert") versinnlicht wieder, wie „Schäfers Sonntagslied" jenes völlige Aufgehen in der Natur, das Kinder nicht kennen. Wir Nordländer, die Skandinavier noch mehr als wir Norddeutschen, sind im allgemeinen beschauliche, beharrende, in gewissem Sinne träge Naturen; wir sind imstande, lange an einer Vorstellung, einer Empfindung festzuhalten, uns gleichsam an ihr festzusaugen. Eine Naturanschauung vermögen wir so lange festzuhalten, bis wir, gleichsam hypnotisiert, unser Ich-Bewußtsein verlieren und uns in das Ganze der Natur aufgelöst

erscheinen. Darum liebt auch der Nordländer sein Meer und seine Heide, weil er sich in sie versenken kann wie in eine uferlose Unendlichkeit, weil er sich im wörtlichsten Sinne genommen „in sie verlieren“ kann, wenn er seiner kleinen Persönlichkeit überdrüssig geworden ist. Ein neuerer Dichter hat eine solche Auflösung, wie ausgetrocknete Lungen sie an einem feuchten, warmen Regentage empfinden, in folgenden Versen ausgedrückt:

In weiter Öde schreit' ich längst allein.
Kein Ton, kein Hauch. Kein Fünkchen Sonnenschein.
Ein dünner, grauer Regen rieselt sacht;
Aus feuchtem Boden langt empor die Nacht.

Und in mir schwillt's wie Riesenschatten auf;
Verloren hab ich Welt- und Stundenlauf.
Nur selbst ein Schatten noch, ein Nebelhauch,
Schweb' ich vorbei an Sumpf und Heidestrauch.

Und endlich hebt es leise mich empor —
Tief unter mir zerfällt's wie Spinnenflor —
Und droben schweb' ich hin, wo ungesehn
Ins unbekannte Land die Winde gehn. — —

Wer einmal stundenlang am Strande gelegen und dem eintönig-großen Gesange des Meeres gelauscht hat, der wird wahrscheinlich auch in die Empfindung hinübergedämmert sein, als würde er mit den Wassern fortgetragen, immer weiter — immer weiter, irgendwohin, wo es immer stiller, immer friedlicher wird. Das Meeresrauschen ist, wenigstens für mein Empfinden, das beste Schlummerlied, das die große Mutter kennt; es kann auch die gequältesten Nerven zur Ruhe bringen. Allerdings gehört eine kontemplative Natur dazu, dergleichen zu empfinden. Leute von einer

robusten, ununterbrochenen Beweglichkeit pflegen solche Stimmungen verrückt zu nennen, und wenn Faust verzückt und dieser Welt entrückt ausruft:

„Ach zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf- und vorwärtsdringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt."

so ist gewöhnlich ein Wagner da, der sich die Bemerkung gestattet:

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden;
Doch solchen Trieb hab ich noch nie empfunden."

Aber die Wagner haben trotzdem nicht recht; sie haben gewichtige Stimmen gegen sich, z. B. diejenige Goethes, der auch die magnetische Zauberkraft des Wassers am herrlichsten besungen hat.

Der Goethe'sche „Fischer", der in unübertrefflicher, man darf wohl sagen: unerreichbarer Weise die Sirenengewalt des Wassers singt — das ist die poetische Tendenz dieses Gedichtes —, dieser „Fischer" ist ein beliebtes Gedicht in Lesebüchern. Ist es für Kinder geeignet? Ich wage zu erklären: Nicht im geringsten. Kinder sind im allgemeinen äußerlich, beweglich, robust; sie haben vieles von der Prosa des Satten, Selbstzufriedenen, Sorglosen; sie verweilen nicht leicht im andächtigen Anschauen der Natur; sie versinken nicht in mystische Stimmungen. Gewiß giebt es vereinzelte

kontemplative Kinder; aber sie sind sehr selten; sie sind Abnormitäten. Oder glaubt man wirklich, daß ein nicht ganz frühreifes Kind, wenn es über den Rand eines Bootes in die Tiefe schaut, so etwas empfindet wie einen Zug nach dem „feuchtverklärten Blau“? Daß es solche Empfindungen überhaupt verstehen würde? Ich glaube, wir sind einig darin, daß nur ein Kind von krankhafter Frühreife das vermöchte. Freilich kann man der Meinung sein, daß solche Stimmungen auch bei Erwachsenen krankhaft seien; aber wir Erwachsenen werden bekanntlich alle einmal krank, und oft um so kränker, je gesunder wir sind. Und es giebt auch unter den Erwachsenen Frühreife, wie z. B. Goethe.

Ich halte es für instruktiv, wenn ich hier den Goethe'schen „Fischer“ mit meinem eigenen Gedicht „Lütt Jan“ vergleiche in Hinsicht auf ihre Erfaßbarkeit durch das kindliche Verständnis. Das Gedicht „Lütt Jan“ lautet:

Jan Boje wünscht sich lange schon
Ein Schiff — ach Gott, wie lange schon!
Ein Schiff so groß — ein Schiff — hurrah:
Von hier bis nach Amerika.

Die höchsten Tannen sind zu klein;
Die Masten müßten Türme sein,
Die stießen — hei, was ist dabei —
Klingling das Himmelsdach entzwei.

Die Wolken wären Segel gut,
Die knallen wild im Wind vor Wut.
Jan Boje hängt am Klüverbaum
Und strampelt nackt im Wellenschaum.

Jan baumelt an der Reeling, Jan!
Und schaukelt, was er schaukeln kann.
Wenn's an die Planken plitscht und platscht,
Der blanke Steert ins Wasser klatscht.

Wie greift er da die Fische flink,
Ein Butt bei jedem Wellenblink;
Die dörrt auf Deck der Sonnenschein,
Und Jantje beißt vergnügt hinein.

Jan Boje segelt immerfort,
Spuckt über Back- und Steuerbord
Und kommt zurück trotz Schabernack,
Das ganze Schiff voll Kautaback.

Wer aber ist Jan Boje, he?
Der Teufelsmaat und Held zur See?
Jan Boje ist ein Fischerjung,
Ein Knirps, ein Kerl, ein frischer Jung.

Grad liegt er auf dem Bauch im Sand
Und lenkt ein schwimmend Brett am Band,
Und ob die Woge kommt und geht,
Ob sich sein Brett im Wirbel dreht —

Sein starrer Blick ins Ferne steht.

Da schwillt's heran im Sonnengleiß
Von tausend Segeln breit und weiß;
Da hebt sich manch ein Riesenbug
Wie düstrer Spuk und Augentrug —

Das wandert ewig übers Meer.
Wann kommt Jan Bojes Schiff daher?

Das ungefähr empfindet, das träumt nach meiner Meinung ein Junge, der am Strand im Sande liegt, damit beschäftigt sich seine Phantasie, und das, meine ich, kann ihm ein anderes Kind nachempfinden.

Das Gedicht „Abseits" von Th. Storm finde ich für größere Kinder sehr wohl geeignet. Dies kleine vollendete Kunstwerk beschränkt sich darauf, eine große sonnige Stille in der Natur durch das Wort darzustellen. Ein großes, friedliches Schweigen können

Kinder empfunden haben und haben wohl fast alle empfunden, wenn es auch nicht gerade das Schweigen der Heide war. Zudem ist dies ein außerordentlich konkretes Gedicht; durch eine Fülle von veranschaulichenden Zügen arbeitet es die Stimmung der Stille so deutlich heraus, daß es von seiten des Lehrers nur geringer Vortragskunst bedarf, um den Kindern den künstlerischen Eindruck dieser Verse aufzuzwingen. Etwas freilich muß der Lehrer immer dazu thun, wenn er den Kindern ein Gedicht aufzwingen oder insinuieren oder, um ganz modern zu sprechen: suggerieren will. Wer mit der logisch richtigen Betonung, die — Gott sei's geklagt — oft noch dazu eine schulmeisterliche Betonung ist, auszukommen glaubt, der ist ein trauriger Litteraturlehrer. Zunächst soll man gerade ein Gedicht höchst natürlich sprechen, und beim natürlichen Sprechen macht man bekanntlich keine dicken Unterstreichungen. Im übrigen verlange ich selbstverständlich nicht, daß der Lehrer ein Vortragskünstler sei; auch reiche Stimmmittel kann man nicht immer zur Verfügung haben; aber ein Lehrer der Litteratur muß den Kindern ein Gedicht ungezwungen vorleben können: das darf man verlangen. Er soll das Instrument sein können, auf dem das Kunstwerk gespielt wird. Damit meine ich wieder nicht, daß er schauspielern soll — die Vortragskunst ist keine Schauspielkunst — aber er soll seine ganze Aufmerksamkeit auf den Accent eines Gedichtes konzentrieren und ihn mit eiserner Konsequenz festhalten können; er soll geladen und gespannt sein können in jedem Nerv und Muskel, dann zwingt er die Schüler mit unentrinnbarer Gewalt in seinen Bann. Sein belebtes Auge blickt unbewegt in die Ferne, auf einen Punkt, wo das imaginäre Gebilde des Dichters in visionärer Klarheit aufleuchtet und verschwindet; er macht ungewollt eine leichte Geste, seine Hand ballt

sich, oder seine Finger spreizen sich, er sinkt kaum merkbar zusammen in Erwartung von etwas Großem, Gewaltigem; er reckt sich stark und befreit empor in einem stolzen siegenden Gefühl: das alles geschieht ganz spontan, und bei dem allen quillt ganz von selbst immer wärmer und immer kräftiger aus seinem Munde der Ton der Seele hervor. Natürlich gilt es hier wie nur irgendwo, daß man's nicht erjagt, wenn man's nicht fühlt. Gottlob giebt es aber doch noch eine stattliche Anzahl von Menschen, die ein Kunstwerk wohl durchempfinden könnten, wenn man sie dazu anleitete. Was man aber thun kann, um in jungen, lebensfrischen Leuten dieses Gefühl zu wecken, davon hat man in unseren deutschen Seminaren und Gymnasien im allgemeinen noch keine blasse Ahnung. Schüler, denen man zum ersten Mal in der geschilderten Weise vorliest, finden das bezeichnenderweise oft komisch; diese Erfahrung habe ich nicht selten gemacht, und ich weiß, daß es andern ebenso ergangen ist. Es kommt ihnen seltsam vor, daß der Mann da vor ihnen sich wegen eines Gedichtes aufregt; sie möchten lächeln; aber sie kommen nicht recht dazu: der Vorleser läßt sie einfach nicht los, und ihr verunglücktes Lächeln geht in eine nahezu verblüffte Spannung über, die sich weniger schön als überzeugend in aufgesperrten Mündern ausdrückt. Und wenn dann nach Beendigung eines Gedichtes die atemlose Spannung sich in einem Chorseufzer löst — dann hat das Gedicht „gesessen“ und neun Zehntel der Erklärung sind überflüssig geworden. Nicht selten habe ich auch nach dem Vortrag eines Gedichtes die Schüler gefragt, ob es ihnen gefallen habe; ich habe sie aufgefordert, es frank und frei herauszusagen, was ihnen nicht gefallen, was ihnen besonders und was ihnen weniger gefallen habe. Wo es thunlich und erreichbar war, habe ich mir dann

Gründe für Gefallen und Mißfallen angeben lassen, und ich muß gestehen, daß ich vom Urteil der Schüler nicht selten angenehm überrascht gewesen bin. Gleichwohl habe ich solche Fragen nicht gestellt, um etwa durch die Kinder große ästhetische Ideen ans Licht zu fördern; ich wollte vielmehr den Kindern auch einem Kunstwerk gegenüber den Mut der Initiative geben, der gerade auf diesem Gebiet so besonders selten ist. Die Kinder sollen gewöhnt werden, auch einmal selbständig an eine Dichtung heranzutreten; sie werden dadurch gezwungen, sich inniger mit ihr zu befassen, und wenn auch bei Kindern wie bei Erwachsenen auf zehn Urteile nur ein treffendes kommt, so ist mir eine selbständige, originale Dummheit doch noch zehnmal lieber als eine nachgeplärrte Weisheit. Unser ästhetisch ganz unerzogenes, unselbständiges Publikum in Deutschland liest bezeichnenderweise lieber Kritiken und hört lieber Vorträge „über" eine Dichtung, als es diese selbst liest; die nachgeahmte und gläubig nachempfundene Begeisterung ist viel billiger als die ursprüngliche, echte, und es ist so unendlich bequem, sich innerhalb einer Stunde ohne große Anstrengung durch einen Vortrag davon überzeugen zu lassen, daß es doch wohl eine große Sache um die Werke Zola's oder Tolstoi's sein müsse.

In dem Goethe'schen „Über allen Wipfeln" werden die Kinder wohl die am Schlusse zart ansprechenden Obertöne nicht vernehmen; aber das schadet nichts: dieses eine, große, alles besänftigende Wort der Abendruhe werden sie doch verstehen können. Eine etwas eingehendere Betrachtung muß ich aber noch dem ersten von „Wanderers Nachtliedern" widmen. Es ist nämlich fast mit mathematischer Exaktheit festzustellen, daß eine außerordentlich vielseitige und außerordentlich gemischte Lebenserfahrung dazu gehört,

um einen Menschen dahin zu bringen, daß ihm Glück und Unglück gleich unwillkommen sind und er einzig nach Ruhe verlangt. Man bedenke: wie tief wurzelt im Menschen das Verlangen nach Glück! Wie gern, wie eifrig, wie unersättlich und unermüdlich und oft wie starrsinnig und jeder Belehrung unzugänglich strebt er immer wieder nach Glück! Man bedenke: wieviel Härte und Tücke des Schicksals, wieviel Bosheit und Neid und Pöbelhaftigkeit der Mitmenschen und wie mancher innere Zusammenbruch muß dazu gehören, um im Menschen, dem passionierten Glücksjäger, wenn auch nur vorübergehend, die Stimmung zu erzeugen, daß er Abscheu empfindet vor dem aufreibenden, rastlosen Auf und Ab der Hoffnungen, die doch immer nur halbe Erfüllung finden, daß er furchtsam zittert vor einem großen Glück wie vor einem großen Schmerz. Sollte wirklich jemand glauben, daß ein Kind solche Gefühle auch nur ahnend erfassen kann? Betrachten wir nun das Goethe'sche Gedicht.

„Der du von dem Himmel bist —"

Beiläufig: welche drängende, flehende Inbrunst in diesem Hinauswerfen des Relativsatzes vor dem Hauptsatze; wieviel inständiges Bitten in diesem zweimaligen „d"!

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest: — — —

Und nun beachte man das wunderbare Abbrechen des Satzgefüges; mitten in die flehentliche Bitte bricht ein Aufstöhnen, ein Aufschrei hinein; der Dichter wirft die Arme mit geballten Fäusten nach beiden Seiten von sich, und mit dem Zug des Widerwillens um den Mund stößt er es hervor:

„Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust? — —
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.“

Dieses „Nachtlied“ ist noch viel schöner als das andere; aber wir würden das Wort, daß für die Kinder das Beste gerade gut genug sei, sehr falsch verstehen, wenn wir glaubten, die größten und schmerzlichsten Geheimnisse unseres Lebens vor den Kindern „eitel auskramen“ zu dürfen. Einem Jungen, der am Morgen lachend und mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette in den Tag hinein springt, spielt man kein Nokturno von Chopin vor.

Aus allem Gesagten müßte man schließen — wenn man es nicht ohnedies schon wüßte — daß die Lyrik meistens abstraktere Gegenstände behandelt als die Epik und die Dramatik, daß sie deshalb ein reicheres Gefühls- und Verstandesleben, kurz eine entwickeltere Psyche voraussetzt und darum im allgemeinen für Kinder weniger geeignet ist als die letztgenannten Dichtungsarten.

„Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
Ist der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.“

Wenn diese Worte Platens auf die Menschheit im ganzen zutreffen, so ganz besonders auf die Kinder. Und es ist ihr gutes Recht, daß sie nach Konkretem, nach Anschaubarem oder doch leicht Vorstellbarem verlangen und die Abstraktion für ein späteres Alter versparen. Natürlich müssen auch epische und dramatische, ja auch didaktische Dichtungen nach strengen psychologischen Erwägungen ausgewählt werden. Über

die Grundsätze, die hier maßgebend sein müssen, sowie über das Auswendiglernen der Gedichte, über das Deklamieren der Kinder, besonders über eine planmäßige Anleitung zum Deklamieren abzuhandeln, muß ich mir für ein anderes Mal versparen. Nur über das an vielen Schulen übliche sogenannte Präsenthalten der Gedichte möchte ich noch ein kurzes Wort verlieren. Jeder Lehrer weiß, welch ungeheure Schwierigkeiten es verursacht, alle Schüler oder auch nur fast alle Schüler einer Klasse zur absolut sicheren Beherrschung namentlich eines längeren Gedichtes zu bringen. Auf kurze Gedichte kann man sich nicht beschränken; es ist im höchsten Grade wünschenswert, Dichtungen wie „Der Taucher“, „Die Kraniche des Ibykus“, „Die Bürgschaft“, „Das Lied vom braven Manne“, „Das Lied von der Glocke“ und ähnliche auswendiglernen und frei deklamieren zu lassen. Es fällt den meisten Menschen und erst recht den Kindern sehr schwer, irgendwie längere Schriftwerke dem Gedächtnis einzuprägen, zumal die wenigsten gelernt haben, nach einer rationellen Methode zu memorieren. Dazu kommt, daß viele Schüler nicht die nötige Zeit haben. Die Schüler, die ein Gedicht von 50 bis 60 Zeilen ohne Anstoß hersagen können, sind schon sehr selten. Was für unsägliche Mühe und Plackerei gehört nun erst dazu, neben dem neuen den alten Besitzstand fortwährend aufrecht zu erhalten! Und um so trübseliger ist dieses Stück Arbeit, als für ein solches Beginnen schwerlich ausreichende Gründe auffindbar sind. Gedächtnisübungen sind notwendig und nützlich; aber man soll Gedichte, wirkliche Gedichte nicht zum „Memorierstoff“ erniedrigen. Es ist doch die allerlandläufigste Erfahrung, daß die fortgesetzte erzwungene Beschäftigung mit demselben Gegenstande, auch wenn es der schönste und eigenartigste ist, zum unüberwindlichsten Abscheu

führt. Schon der alte Juvenal hat den klugen Ausspruch gethan: Occidit miseros crambe repetita magistros.

Immer derselbe Kohl ist Tod für den armen Magister, und wenn ich die Sympathieen und Antipathieen meiner Schüler richtig beurteile, so stehen sie dem ewig aufgewärmten Kohl noch ablehnender gegenüber als der Lehrer. Wozu in aller Welt müssen denn die Kinder ein Gedicht das ganze Jahr hindurch oder noch länger festhalten? Man soll sie doch frisch und fröhlich vergessen lassen und die kostbare, für den Litteraturunterricht so knauserig bemessene Zeit lieber dazu benützen, die Schüler mehr Gedichte genießen zu lassen! Gerade zu einem Gedicht, das ich teilweise vergessen habe, das mir aber gefallen hat, kehre ich später mit besonderer Freude zurück; ich kann es wieder frisch und unbefangen genießen; ich trete gleichsam mit neuen Voraussetzungen an dies Gedicht heran und finde dann meistens auch Neues darin; es ist mir bekannt genug, daß ich es lieben kann, daß mir einzelne Stellen von selbst in der Erinnerung aufsteigen, und es ist mir unbekannt genug, daß es mich von neuem reizt. Einem Gedicht aber, das ich sozusagen im Schlaf herplappern kann, stehe ich mit dem Gefühl der Sattheit, wenn nicht gar der Übersättigung gegenüber; ich bin blasiert gegen dieses Gedicht, und weit entfernt, daß mir neue Schönheiten darin aufleuchten, verblassen seine bekannten Vorzüge. Zieht man dabei noch in Betracht, daß die häufige Wiederholung desselben Gedichts notwendig zum energielosen Herleiern, zum geschäftsmäßigen „Auffagen" führen muß, so kann man beim besten Willen nicht die Zweckmäßigkeit des „Präsenthaltens" ausfindig machen, und man darf sich billig wundern, daß Pädagogen, vor deren Intelligenz man die höchste Achtung haben muß, bei diesem Ge-

brauch verharren. Höchstens erzielt man damit eine Sorte von Kunstenthusiasten, die bei späterer Gelegenheit, wenn vom „Taucher" die Rede ist, ausruft: „Ja, der Taucher! Bei dem hab' ich mal gehörig was in die Jacke gekriegt!"

Die unermeßlichen Schätze, die sich in der Litteratur und überhaupt in der Kunst für unsere erzieherische Thätigkeit aufgespeichert finden, sind erst zu einem winzigen Theile gehoben worden. In weiten Kreisen betrachtet man die Kunst sehr wohlwollend als sekundäres, erst nach der Religion in Betracht kommendes Erziehungsmittel. Wo eine solch krasse Verständnislosigkeit für die seelenbezwingende Gewalt der Kunst herrscht, da ist man natürlich an eine wirklich pädagogische Würdigung der Kunst noch nicht herangetreten. Im allgemeinen ist noch, wie ein Hamburger Lehrer kürzlich sehr treffend bemerkt hat, der Respekt vor der Orthographie in Deutschland viel größer als der vor der Kunst.

Wenn ich mich nicht auf ganz abstrakte theoretische Erörterungen beschränken, wenn ich vielmehr an konkreten Beispielen meine Ansichten möglichst praktisch vertreten wollte, so konnte ich hier nur ein paar herausgegriffene, ganz aphoristische Anregungen bieten. Nichts weiter will dieser Aufsatz. Es lag mir vor allem daran, meiner lebhaften Überzeugung Ausdruck zu geben, daß man sich allzu oft bei der Auswahl von Gedichten die Seele des Kindes nicht deutlich vorstellt, und ferner, daß man allzu oft statt des eigentlichen Zwecks der Gedichtstunde: die Kinder zum möglichst intensiven und ungetrübten Genuß des dichterischen Kunstwerks zu bringen, eine didaktische Ausbeutung im Auge hat. Die Gedichtstunde und die Gesangstunde stehen unter ganz anderen Gesetzen als andere Unterrichtsstunden; man muß hier wirklich

einmal den starren Glauben an die allein seligmachende katechetische Bouillon aufgeben und sich zum unmittelbaren Genuß des Fleisches bekehren. Dies möge man den Kindern mundgerecht machen; aber man soll es weder auskochen noch vorkauen. Will man wirklich, wie es doch behauptet wird, die Kinder mit den Werken der Kunst vertraut machen, so müssen solche Stunden auch wirklich unter der Herrschaft der Kunst stehen. Das Kunstwerk ist eine höchst nervöse, oder richtiger: eine unendlich viel sensibler organisierte Individualität als wir; läßt man es nach seinem Willen schalten, so ist es liebreich, freundlich und von verschwenderischer Güte; es ist wie die guten Elfen, die man wohl unterstützen, aber nicht stören darf in ihrem heimlichen Wirken und die vor zudringlicher Naseweisheit beleidigt verschwinden, so plötzlich, wie Nebel bleichen im Tageslicht. Mit banal-didaktischen Zumutungen komplimentiert man das leichtverletzliche Kunstwerk zur Klassenthür hinaus; aber mancher merkt's nicht und demonstriert immer „anschaulich" weiter, vom Einfachen zum möglichst Zusammengesetzten, während das Kunstwerk draußen schon längst mit Kindern vorschulpflichtigen Alters spielt und mit ihnen singt, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt. Das Wesen der Kunst ist eines von den Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen unsere auf Regeln abgezogene Schulweisheit sich bisher noch wenig träumen ließ. Möge der Morgen, der über unser in Kunstbarbarei so tief versunkenes Deutschland heraufzudämmern scheint, auch unserer Didaktik einen neuen, lichten und ahnungsreichen Traum bringen von der großen Seelenbildnerin Kunst!

Die Lehrer und die Umsturzvorlage.*)

„Ein politisch Lied!“ hör ich viele rufen, „ein garstig Lied, ein leidig Lied!“

Ja, die ganze Politik ist freilich eine garstige Sache, und vielleicht das größte Opfer, das ein sensibler Mensch der Gesamtheit bringen kann, ist die aktive Teilnahme an den politischen Dingen. Wohler, viel wohler ist ihm gewiß bei alten holländischen Bildern, bei einem Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer oder einer Sonate von Mozart. Die Politik ist schmutzige Arbeit; aber fragt nur eure Hausfrauen, ob nicht die schmutzige Arbeit auch gethan werden muß. Und so hilft es nichts: das garstige Lied, es muß gesungen sein.

Ist ja ohnedies eine komische Selbsttäuschung, daß der Lehrer (ich meine den Lehrer, der kein Unterrichtsautomat ist) sich von der Politik fernhalten könne. Ich denke, die Frage der allgemeinen Volksschule, der geistlichen Schulaufsicht, der Gestaltung des Geschichtsunterrichts (ob Dynastieen- oder Weltgeschichte), die mancherlei Fragen der Schulverwaltung und Schulorganisation, z. B. die Frage des Bureaukratismus, d. i. die Frage, ob der Lehrer ein Sklave sein soll, der aus seinem Schüler

---

*) Dieser Artikel wurde aus Anlaß der vorjährigen Umsturzvorlage geschrieben, enthält aber ähnlich wie der im 1. Bande abgedruckte „Offene Brief an einen Staatsminister“ prinzipielle Erörterungen, die leider in unserer Zeit, die im politischen Kampfe der offenen Gewalt den politischen Meuchelmord vorzieht, noch peinlich aktuell sind.

einen zweiten Sklaven macht (nach dem ewig-wahren Worte des einzigen Rousseau): ich denke, das alles sind Fragen, wie es politischer keine giebt. Wer die Schule hat, hat die Zukunft, und auf die Zukunft haben es ja alle politischen Parteien abgesehen, besonders die laudatores temporis acti, die „Lobredner vergangener Zeiten", der Adel und der Klerus. 1892, zu den Zeiten des heimgegangenen Herrn von Zedlitz-Trützschler, konnte man, wenn ich nicht irre, ganz deutlich bemerken, daß die Schule ein politisch Ding sei. Sollte diese nützliche Erinnerung manchen verloren gegangen sein? In der Schule, d. h. in der Schulstube haben allerdings die politischen Parteien nichts, garnichts zu thun, mit der Schule aber desto mehr. Also lassen wir die hohlen Phrasen von der unpolitischen Stellung des Lehrers, meistens rühren sie ja doch nur von der Feigheit vor heißen Kämpfen und von der stumpfen Bequemlichkeit des Skatphilisters her.

Allerdings kann man der Ansicht sein, daß, wenn auch die Schule ein politisches Streitobjekt sondergleichen wäre, der Lehrer gleichwohl sich um das Schicksal der Schule nicht zu kümmern, sondern nur an dem Platz, auf den er gestellt werde, das auszuführen habe, was man ihm aufgebe. Der Lehrer habe kein Recht, sich für das Institut der Schule überhaupt zu interessieren, sondern er habe nur seiner persönlichen Aufgabe gerecht zu werden, wie es in dem schönen Soldaten-Katechismus von Achim v. Arnim heißt:

„Nicht räsonnier', wie man dich führ;
Du bist im Plan, man giebt ihn an.
Für alles steht, der vor dir geht."

Für Soldaten hat diese Auffassung ja ihre Berechtigung, und wir leben allerdings in einer Zeit,

in der man von der freien Kunst des Lehrers eine so kleinliche und jämmerliche Auffassung hat, daß man ihr militaristische Normen aufzwingen zu können glaubt. Ich denke aber, die deutschen Lehrer wollen so viel Ehre und Stolz im Leibe haben, daß sie sich als produktive Arbeiter fühlen, daß sie das Bewußtsein bewahren, durch ihre Arbeit fortgesetzt das zu schaffen, was man Schule nennt, mit einem Worte: daß sie mindestens Mitschöpfer am großen Werk der Schule sind und nicht „ausführende Organe“. Und ich denke, daß sie sich dem entsprechend verantwortlich fühlen für die Entwickelung des ganzen großen Instituts der Schule, nicht ihren Behörden, sondern weit höheren Instanzen gegenüber, verantwortlich ihrem Volk, ihren Mitmenschen, ihrem Gewissen gegenüber. Und darum sollten sie, wo immer es sich um das Schicksal der Schule handelt, mitreden, und zwar kräftig, und wo es sich um die größten, die fundamentalsten Fragen der Schule handelt, da erst ganz besonders kräftig.

Und die fundamentalste Frage der Schule steht zur Beratung, wenn es sich um die nationale Kultur handelt. Man wird ja wohl nicht erst zu beweisen brauchen, daß es eine Kulturarbeit ist, die die Lehrer verrichten, daß sie durch ihr Thun und Wirken fortgesetzt eine Kulturmission erfüllen und daß die Bedeutung und der Erfolg, kurz, daß der kulturelle Wert ihrer Arbeit durchaus und in jeder Hinsicht abhängig ist von dem geistigen Stande ihrer Nation. Ohnedies hat jeder wahre Lehrer, der irgendwie als intellektuelle Persönlichkeit genommen werden kann, — bei vielen kann davon freilich noch garnicht die Rede sein — ein berechtigtes Interesse an der gesamten geistigen Entwickelung seines Volkes und, in weiterem Umfange, der Menschheit, ja es ist unzweifelhafte Pflicht der Lehrer, dieses

Interesse unablässig wach zu erhalten und zu bethätigen; ganz besonders aber hängt die Art und der Grad ihrer eigenen Bildung, hängt die Entscheidung darüber, was und wie sie lehren und wozu sie erziehen dürfen, von der Höhe der nationalen Kultur ab. Gelehrte und Künstler, Prediger und Lehrer sind, wenn sie ihren Beruf wahrhaft erfaßt haben, das Salz der Erde. „Wo aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“ Und dumm machen will den Lehrer das projektierte Umsturzgesetz.

Nicht, daß ich allen Konservatismus für etwas Dummes und allen Radikalismus für etwas Gescheites hielte. Von einer solchen kindlichen Einfalt bin ich sehr weit entfernt. Es giebt ein weises Festhalten am Bestehenden, und es giebt eine thörichte Neuerungssucht. Ich habe bei Konservativen sehr erleuchtete und sehr fortschrittliche, freie Köpfe und Tendenzen, und ich habe bei Radikalen sehr finstere und sehr reaktionäre Köpfe und Tendenzen gefunden. Das alles ist ja selbstverständlich; aber es ist doch notwendig, daß ich es betone, weil die Herren von der Farbe der Rintelen und von Stumm sonst nach gewohnter Weise behaupten würden, wir, die Gegner des Umsturzgesetzes, nähmen für unsere Ansichten die alleinige Kulturgemäßheit in Anspruch. Das thun wir nicht. Wir lassen es z. B. für diesen Fall völlig dahingestellt sein, ob der Theismus oder der Atheismus einen höheren Kulturstandpunkt bedeutet, wir lassen es sogar unentschieden, ob überhaupt die Kultur ein Segen für die Menschheit ist oder ob die Rückkehr zum reinen Naturzustande vorzuziehen wäre; wir wollen nur die Entscheidung über solche nicht ganz unwichtigen Fragen nicht vertrauensvoll in die Hände der Herren Spahn und v. Köller legen, sondern wir wollen das Recht der Entscheidung jedem Einzelnen vorbehalten wissen. Wir wollen Freiheit

der Diskussion über solche Dinge, und zwar inklusive derselben Schimpffreiheit, die den Frommen und Gerechten im Lande zusteht; wir wollen auch erforderlichen Falles sagen dürfen, daß die Ansichten und Äußerungen dieser Frommen und Gerechten eine freche Verhöhnung dessen sind, was Millionen und aber Millionen heilig ist, daß sie die höchsten Ideale der Menschheit in den Schmutz ziehen 2c. Nationalliberale Blätter schmunzeln ganz behaglich, daß wirklich „die rohe Agitation gegen Religion, Monarchie 2c. 2c.", überhaupt gegen das, „was Millionen und aber Millionen heilig ist" (daß diese Dinge an sich, d. h. in ihrem Wesen unbedingt heilig seien, sagen die liberalen Blätter natürlich nicht; mein Gott, man muß die „Freiheit" doch in irgend einer Ecke auf dem Bodenraum oder im Keller unterbringen), daß diese schreckliche, wüste Agitation einmal gründlich bestraft werden müsse. Solche Auslassungen von liberaler Seite sind heute möglich, wenn die Regierung ganz ungeniert folgenden Paragraphen beantragt:

> „Dieselbe Strafe (Geldstrafe bis zu 600 Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren) trifft denjenigen, welcher in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise die Religion, die Monarchie, die Ehe, die Familie oder das Eigentum durch beschimpfende Äußerungen öffentlich angreift."

und wenn die Regierung sich in den „Motiven" sogar noch weiter dekolletiert und ganz naiv bekennt, daß sie schon „höhnende Angriffe" gegen jene Dinge mit diesen Strafen treffen wolle und daß sie fabelhaft gnädig d i e Kritik „offenkundiger Schäden" erlaubt, „welche nicht agitatorische Zwecke verfolgt"! Solche Zumutungen darf man an ein großes, gebildetes Volk, das sich seine politischen Freiheiten mit Strömen Blutes erkauft hat, stellen, ohne daß alles, was sich mit der Bezeichnung

„liberal“ schmückt, in einen Schrei der Entrüstung und des Widerwillens ausbricht; man nimmt der Regierung nicht von vornherein die Lust, ein Gesetz einzubringen, das jede, auch die gemeingefährlichste und verrottetste Idee oder Institution, wenn sie zufällig oder nicht zufällig die Ehre hat, von den Wächtern des Bestehenden vertreten zu werden, gegen jede wirksame Kritik in Schutz nimmt!

Wer das übertrieben findet, der macht nur die Augen nicht vollends auf. Man muß sich nur gewisse einfache Thatsachen recht klar vorstellen. Alle diese Christen, Monarchisten, Ehemänner, Familienväter und Eigentümer der „Kreuzztg.“, der „Nationalliberalen Korrespondenz“ und aller ähnlichen Blätter nebst Abonnenten genießen volle Freiheit der religiösen und sonstigen Anschauungen, und niemand will sie beschränken. Sie dürfen verehren, glauben, verhöhnen und beschimpfen, was und wieviel sie wollen, und sie machen von diesen Rechten den ausgiebigsten Gebrauch. Kein Lustmörder oder Straßenräuber wird von diesen Leuten redlicher verhöhnt und beschimpft als der Sozialist, der Anarchist, der Atheist, der Materialist, der Pantheist, überhaupt als der radikale Vertreter nicht ordnungsgemäßer Ansichten. Zum Beispiel: in der Begründung eines Urteils, das drei Fortbildungsschüler wegen Besuchs einer sozialdemokratischen Versammlung zu je drei Tagen Haft verurteilt, sagt der Richter:

> „Es ist zweifellos, daß der Besuch sozialdemokratischer Versammlungen für solche unreifen Burschen höchst verderblich wirken muß, da ihnen durch die aufrührerischen Reden der Agitatoren Religion, Moral, Achtung vor der Obrigkeit und vor ihren Lehrherren geflissentlich durch Lug und Trug aus dem Herzen gerissen wird, damit sie so zu dem zuchtlosen, frechen, sittenlosen Gesindel heranwachsen, dessen die Führer der Sozialdemokratie zur Verwirklichung ihrer revolutionären Ideen bedürfen.“

Das zitiere ich nicht, weil es besonders stark ist; im Gegenteil, das ist mäßig geschimpft, wenn auch andrerseits schon die mit entsprechenden Beiwörtern gespickte Behauptung, daß die christlichen Prediger in ihren Kanzelreden durch Lug und Trug jenes Material heranbildeten, dessen die Regierung zu Richtern bedürfe, ein sehr schweres Delikt wäre. Ich wähle jenes Zitat nur, weil ich es gerade zur Hand habe und es ziemlich gut den Ton des reservemilitärisch durchgebildeten Richters trifft. Ungeheure Kreise der Nation werden fortgesetzt als ehrlos, mindestens als Menschen und Staatsbürger zweiter Klasse behandelt, und Menschen in sehr hoher Stellung benutzen ihre Zeit, statt sich mit Ernst und Strenge zu einer wahrhaft philosophischen, objektiven Weltanschauung und Menschenkenntnis zu erziehen, vielmehr dazu, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit ihre standesgemäß eingedrillte Beschränktheit zu produzieren und unter gleichzeitiger Beschimpfung Andersdenkender ihre höchst persönlichen Anschauungen in aufdringlicher Weise solchen aufzunötigen, die nicht gut widersprechen können.

Ein Radikaler, der in ähnlicher Weise parteibeschränkt wäre wie jene Leute, der auch zu dumm wäre, einen Gegner psychologisch zu verstehen, der auch die Gewohnheit des intellektuellen Pöbels hätte, intellektuelle Kämpfe auf das moralische Gebiet hinüberzuzerren: ein solcher könnte wohl der Meinung sein, daß in jenen fortgesetzten Beschimpfungen und Zurücksetzungen politischer und religiöser Dissidenten und Nonkonformisten, in der fortgesetzten geflissentlichen „Verletzung ihrer Gefühle“ und höhnischen, agitatorischen Verächtlichmachung dessen, was Millionen und aber Millionen von Nichtchristen und Nichtmonarchisten heilig ist, daß in dieser unaufhörlichen, glänzenden, lärmenden und herausfordernden Parade der pharisäisch hochmütigen

Mustergesinnung die eigentliche und bedenklichste Umsturzgefahr, die wirkliche und gefährliche Bedrohung des öffentlichen Friedens zu erblicken sei. Aber sie mögen immerhin schimpfen und höhnen, das ist ihr gutes Menschenrecht, und niemand soll es ihnen nehmen.

Wieder zu schimpfen ist uns schon jetzt versagt, das wolle man zunächst bemerken. Keiner der europäischen Kulturstaaten hat schon jetzt eine so einseitig gouvernemental entwickelte Schimpffreiheit wie Deutschland. Wir Deutsche fürchten Gott und den Staatsanwalt in einem Maße, daß schon der leiseste Sarkasmus in der Behandlung theistischer Gedanken und Institutionen uns eine Flut von Anklagen wegen Lästerung Gottes, der hl. Kirche, des hl. Priesterstandes 2c. 2c. einbringen kann. Wir dürfen uns nicht lustig machen über den hl. Rock von Trier, die unbefleckte Empfängnis und die jüdischen Speisegesetze, wir dürfen nicht schimpfen über Aussaugung des Volkes zu Gunsten hoher und höchster Gehälter, über Gefährdung der allergewöhnlichsten und selbstverständlichsten Moral durch diplomatische Haupt- und Staatsaktionen. Es hat uns ja in den letzten Jahrzehnten vor den Ohren geschwirrt von Prozessen wegen Verächtlichmachung Gott weiß welcher geheiligten Personen und Einrichtungen; der famose § 166 des Strafgesetzbuches läßt sich ja schon jetzt ausdehnen, wohin man will, und in den einschlägigen Prozessen hat man, wie der Rechtsanwalt Harmening in der „Ethischen Kultur“ mit Recht ausführt, die alten vornehmen Rechtsgrundsätze „Quisquis praesumitur bonus“ und „In dubio pro reo“, sobald es sich um irgendwelches radikale „Gesindel“ handelte, mit allem Fleiß und aller Kraft außer acht gelassen. Also schon jetzt steht die Sache so, daß wir allen, auch den brutalsten, beschimpfendsten Angriffen auf unsere Gesinnung und unsere heiligsten Güter schutzlos

preisgegeben sind, während wir, wenn wir den Wächtern der jetzt gebräuchlichen Religionen, Sitten und Ordnungen mit den Waffen des Zorns und des Spottes begegnen, auf Schritt und Tritt von Gefahren umlauert sind.

Aber immer, immer noch ist dieser aristokratischen Sorte nicht Genüge geschehen; immer noch sind diesen Rittern die Kampfbedingungen nicht ritterlich genug. Sie gestehen, daß der Kampf gegen unsere Ideen erst dann von Erfolg sein könne, wenn wir zunächst geknebelt auf den Boden gelegt werden. Ist das geschehen, dann wollen diese Falstaffe ihre adligen Klingen an uns versuchen und uns noch töter stechen und alsdann ihre blutigen Degen am Throne niederlegen zur allergnädigsten Beachtung und Berücksichtigung. Alles Höhnen, Spotten und Schimpfen soll uns gründlich ausgetrieben werden. Ein liberaler Abgeordneter erklärte vor einiger Zeit im preußischen Parlament, als er der orthodoxen Hierarchie entgegentrat, „Schimpffreiheit wolle auch er nicht gewährt sehen.“ Der Mann glaubte wahrscheinlich, daß er trotzdem ein liberaler Mann sei. Gott, es klingt so gebildet, so vornehm, wenn man auf das Schimpfen verzichtet, wenn man es verbietet, und so viele geleckte Bildungsphilister, die unter Umständen nicht das geringste Gefühl für reale Unanständigkeiten haben, sind entzückt und eingenommen, wenn die unanständigen Worte verboten werden, und die Sanft-Jüngferlichen weinen Thränen der Rührung, wenn der Hohn (allerdings nur der radikale Hohn) verboten wird.

Ich rechne das Recht zu höhnen und zu schimpfen zu den unverlierbaren Menschenrechten; denn der Stachel ist so gut eine Waffe wie die Pranke, der Huf so gut wie der Zahn. Rohes Schimpfen, d. i. Schimpfen um des Schimpfens willen, Schimpfen aus Freude am Gemeinen ist ekelhaft und widerwärtig. Aber es giebt Dinge, die man tadelt, es giebt Dinge,

über die man schilt und es giebt Dinge, über die man schimpft, in den kräftigsten Ausdrücken schimpft; ja endlich giebt es sogar Dinge, über die man garnicht kräftig genug schimpfen kann. Man kann zwar pöbelhaft schimpfen wie eine Metze; aber man kann auch majestätisch schimpfen wie König Lear. Ein Mann, der keinen leidenschaftlichen Zorn hat, hat auch keine leidenschaftliche Begeisterung; wie sein Haß, so wird seine Liebe sein; er wird Schimpffreiheit verlangen von jenen Herren der Kreuzzeitung, die den Dr. Martin Luther verehren, welcher ein zornerfüllter Feind einer Kirche, ein Protestant und göttlicher Grobsack gewesen und mit nichten ein lavendelduftender Zierbengel von kühler „Objektivität." Wenn man jenen Mann aber für sein Schimpfen zwei Jahre ins Gefängnis setzt und für sein Spotten nochmals zwei Jahre, dann wird er ein stiller Gelehrter werden, der nicht mehr agitiert, schimpft und höhnt, sondern der seine ganz, ganz, ganz objektive Kritik der Zeitverhältnisse in einer jährlich einmal erscheinenden historischen Fachzeitschrift niederlegt, der mit anderen Worten ein Wirklicher Geheimer Regierungskastrat ist, und die Regierung wird dann immer noch die Stirn haben dürfen zu sagen, daß es irgendwo eine Kritik „offenkundiger Schäden" gebe.

Der Spott, die Satire auf Dunkelmänner aller Art soll uns genommen werden — meine lieben Leser: es wandelt einen die unbezwinglichste Spottlust darüber an, daß man darüber nicht spotten soll! Ich will es auch nicht; ich will Euch lieber eine Geschichte erzählen. Es war einmal ein Ritter, der hatte ein gutes, klein-kalibriges Gewehr und wollte gern mit einem Löwen kämpfen. Als er nun eines Löwen ansichtig wurde, sprach er: „Lieber Löwe, ich möchte wohl mit dir kämpfen und dich besiegen; aber es soll alles in Ordnung und Sitte vor sich gehen. Du hast

vier Beine und in diesen Beinen eine verdammte Agilität und Freizügigkeit; du gefährdest mit ihnen den öffentlichen Frieden und zielst mit deinen Pranken auf Umsturz. Du wirst daher gestatten müssen, daß ich dir zuvor die vier Beine mit festen Stricken zusammenbinde. Sodann hast du eine Zunge so scharf wie der Spott und Zähne so schneidend wie der Hohn; du wirst mir erlauben, daß ich dir die Zunge abschneide und dir die Zähne — mit Anwendung von Lachgas natürlich — ausziehe. Du hast aber auch noch eine sehr grobe und scheltende Stimme, die mir Entsetzen einflößt; ich werde dir daher unter sehr humaner Narkose den Kehlkopf exstirpieren. Nachdem dies alles geschehen, werde ich dich bekämpfen und du sollst volle Freiheit haben, dich zu wehren, wie du willst, doch behalte ich mir für den Notfall den Gebrauch meiner Flinte vor." Als der Löwenjäger schwieg, fragte der Löwe: „Hast du auch sonst noch Wünsche?" „Vorläufig nicht," entgegnete der Ritter, und der Löwe fuhr fort: „Dein Plan ist gut und klug; aber du bist von einem fundamentalen Irrtum ausgegangen." „Und der wäre?" fragte der Ritter. „Du hast mich zwar Löwe genannt, mich aber in Wirklichkeit für einen stark entwickelten Esel gehalten. Trolle dich nun und sei froh, daß du meinen Zorn nicht geweckt hast; aber ich bin großmütig nach Art der Löwen und verstehe einen Spaß." Damit wandte er sich und peitschte mit einem humorvollen Schwanzschlage eine Staubwolke auf, die den Augen des edlen Ritters noch lange zu schaffen machte.

Trotz alledem wollen wir Schimpffreiheit nur für den Fall, daß unser Temperament uns fortreißt. Im übrigen sind wir um sachliche Gründe nicht verlegen. Dagegen erwecken die Verfechter der Monarchie, der Religion, der Ehe, der Familie, des

Eigentums, die dieses Gesetz verteidigen, sehr unkluger Weise die Vorstellung, daß sie ihre Sachen untergehen sehen und nun, da sie uns nicht widerlegen können, wutverblendet in diesem Gesetz die brutale Faust ausstrecken, um uns zu Boden zu schlagen. Wenn einer von uns sagt: Ich kann die menschliche Seele nicht für unsterblich halten, dann will Herr Rintelen ihn mit der Faust so lange auf den Mund schlagen, bis er an die Unsterblichkeit glaubt. Das ist, wie sie sie verstehen, die Kulturarbeit dieser Herren. Also nicht, weil sie für Religion, Monarchie, Privateigentum etc. eintreten, sondern weil sie ihre Gegner mundtot, weil sie eine freie Diskussion unmöglich, weil sie zum mindesten die Waffen zum Nachteil ihrer Gegner ungleich machen wollen: deshalb sind die Verteidiger jenes Gesetzes Feinde der Kultur.

Die ehrlichen, überzeugten Freunde dieses Gesetzes gehen von der Voraussetzung aus, daß die von ihnen verteidigten Institutionen und Gesinnungen für die menschliche Gesellschaft nicht etwa einen relativen, sondern einen absoluten Wert und daß diese Institutionen und Gesinnungen deshalb einen Anspruch auf ewigen Bestand und ewige Geltung innerhalb der menschlichen Gesellschaft hätten. Leider läßt sich das von keinem der Dinge beweisen, für die man einen besonderen und ewigen Schutz fordert. Es ist mit der Existenz und mit der friedlichen Entwickelung des Menschengeschlechts durchaus vereinbar, daß die religiösen Bekenntnisse, die Gedanken über Ursprung und Zweck der Welt, über Gott und Unsterblichkeit 2c. wechseln, wie sie es bisher gethan haben, daß an die Stelle der Monarchie eine Republik tritt und daß Eigentum, Ehe und Familie eine andere Gestaltung erfahren. Über das endliche Ziel der menschlichen Entwickelung aber wissen Rintelen und v. Köller gerade so viel und gerade so wenig wie wir.

Sie berufen sich auf ein bestimmtes, sicheres Gefühl; das können wir aber auch. Wenn ich in der Umsturzkommission gesessen hätte, so würde ich sofort nach dem Antrag Rintelen, der die Leugnung Gottes und der Unsterblichkeit mit zwei Jahren Gefängniß bestrafen wollte, in vollem Ernste folgenden Antrag eingebracht haben:

> „Wer öffentlich durch Wort, Schrift, Druck oder Bild das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele behauptet, wird mit Gefängnis 2c. bestraft."

Natürlich hätte ich diesen Antrag nur aus logisch-instruktiven Gründen, nur zur Klärung der Sachlage eingebracht; denn ich will die Gott- und die Unsterblichkeitsgläubigen wirklich nicht einsperren. Selbstverständlich wäre man mit Entrüstung über meinen Antrag zur Tagesordnung übergegangen; aber dann hätte ich Herrn Rintelen, immer im Interesse namentlich der eigenen Aufklärung, um eine Privatunterredung gebeten. Ich hätte den Herrn Oberlandesgerichtsrat bescheidentlich um den Beweis gebeten, warum sein Antrag mehr Berechtigung habe als der meinige. Da es für das Dasein Gottes und seine Offenbarung keine objektiven Beweise giebt, ebenso nicht für den absoluten Wert des Gottglaubens, so würde sich Herr Rintelen natürlich auf sein subjektives Gefühl berufen haben. Als letzte Autorität und Instanz würde sich also herausgeschält haben: Herr Rintelen. Ich würde dann Herrn Rintelen höflich gefragt haben, inwiefern sein subjektives Gefühl für mich verbindlich und maßgebend sei, und nachdem Herr Rintelen eine Weile geschwiegen hätte, würde ich gesagt haben: Hochgeehrter Herr Oberlandesgerichtsrat! Wenn ich nun in einem anderen Dasein erkenne, daß Sie sich geirrt haben, wird es mir dann etwas nützen, wenn ich mich auf Sie berufe?

Wenn ich sage: Rintelen hat es gesagt? Oder werde ich vielleicht zu mir sagen müssen: Du Esel, wozu hast du einen Verstand, ein Gefühl und einen Willen gehabt, wenn du diese drei Funktionen durch die Herren Rintelen, Spahn und v. Köller ersetzen wolltest? Da Sie über die Unsterblichkeit der Seele etwas wissen, können Sie mir vielleicht Bescheid geben. Aber, Verzeihung, Sie wissen ja nichts, Sie fühlen nur. Nun denn, mögen Sie immerhin mit einem unserer edelsten Geister ausrufen:

„Brüder, überm Sternenzelt,
Muß ein lieber Vater wohnen!“

mögen Sie diesen Glauben zu verbreiten suchen, soviel Sie wollen; wenn Sie aber ehrliche Menschen, die andrer Meinung sind, mit zwei Jahren Gefängnis peinigen wollen und das mit dem „Lied an die Freude“ zu motivieren gedenken, dann ist das ein Irrtum, der einer tückischen Infamie zum Verwechseln ähnlich sieht.

Noch ist das Lied der Umsturzvorlage nicht zu Ende gesungen; es ist noch durchaus nicht abzusehen, welchen Pakt der Konservatismus mit dem Zentrum schließen wird; es ist aber nach Lage der Dinge nicht ausgeschlossen, daß die Regierung den Wünschen der katholischen Hierarchie ein weitgehendes Entgegenkommen zeigt.

Wenn wir ein halbes Knebelgesetz bekommen und die Lehrerschaft Deutschlands hat nicht rechtzeitig ihren Mund aufgethan, so hat sie sich für alle Zeiten schwere Vorwürfe zu machen.

Der deutsche Pfahlbürger erkennt noch keineswegs die Tragweite dieses Gesetzes. Und wenn er sie erkennte, was würde ihm das ausmachen! In seiner Freiheit, zwölf Seidel Bier zu vertilgen und sechs Stunden beim Skat hinzudämmern, wird das Gesetz ihn nicht beschränken. Der Verblödung durch Skat

und Bier, dem geistigen Pauperismus, der weit fortgeschrittenen Verpöbelung unseres Volkes will ja das Gesetz nicht Einhalt thun. Das Gesetz will die Leute vom Schlage der Herren Nietzsche, Gottfried Keller und Paul Heyse, die Leute vom Schlage der Herren Kant und Fichte, Goethe, Schiller und Lessing treffen, es will einen Vernichtungsschlag führen — wie man mit dankenswerter Offenheit erklärt hat — gegen Hauptmann's „Weber“, gegen die „Schandschriften“ Nietzsches und alle ähnlichen Litteraturerzeugnisse. Zentrum und Konservative haben sich zu einem Bund ästhetischer Landwirte vereinigt, um dem deutschen Volke seine Litteratur und Kunst zu zertrümmern. Aber wenn der Spießbürger auch die Bedeutung der Vorlage nicht ermißt, der deutsche Lehrer sollte sie, mein ich, ermessen und sollte nicht sitzen bleiben, wenn die größten Geister der Nation sich gegen das Ansinnen der Regierung erheben. Eine Berliner Verlagsfirma versendet soeben an deutsche Gelehrte, Künstler und Schriftsteller eine Petition zur Unterschrift, auf der ich schon jetzt u. a. die Namen Johannes Brahms, Georg v. Bunsen, Hans Delbrück, Theodor Fontane, Gustav Freytag, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, Wilhelm Jordan, Adolf Menzel, Paul Meyerheim, Theodor Mommsen, Max v. Pettenkofer, Erich Schmidt, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Rudolf Virchow, Adolf Wagner, W. Waldeyer, Anton von Werner, Adolf Wilbrandt finde. Wer nicht mit eigenen Augen die dem deutschen Geistesleben drohende ungeheure Gefahr erkennt, der wird doch vielleicht zugeben, daß diese Männer in der Beurteilung der geistigen Bedürfnisse eines Volkes gegenüber den Herren Spahn, Rintelen, v. Köller und von Stumm — in der Geistesgeschichte sämtlich der Persönlichkeit und dem Namen nach unbekannt — so etwas wie Kompetenz voraus haben.

Sobald der Geist des Umsturzgesetzes über Deutschland Gewalt gewinnt, werden auch die deutschen Lehrer ihn spüren. Sie werden ihn spüren, selbst mehr noch als bisher, in den Seminaren; sie werden ihn spüren in den Konferenzen und Schulstuben. Schon unter jetzigen Verhältnissen durfte ein angesehener Schulmann mit Recht sagen, daß die meisten deutschen Seminare darauf hinarbeiteten, das Feuer der jugendlichen Geister zu löschen, schon jetzt hat man es in der Regel in diesen Anstalten auf nichts weniger abgesehen als auf die Heranbildung freier, geistig selbständiger Männer, die ja ebensolche Männer erziehen würden. Schon jetzt ist in den meisten Lehrerbildungsanstalten in allen geistigen Dingen, außer in kirchlich-religiösen und dynastisch-patriotischen, Schmalhans Küchenmeister, und das Niveau einer möglichst elementaren Bildung wird (aus guten Gründen) ängstlich innegehalten. Den Herren v. Zedlitz-Trützschler, v. Limburg-Stirum 2c. 2c. ist das Elementare noch nicht elementar genug, wenn es sich um Volksschul- und Volksschullehrerbildung handelt; am liebsten möchten sie, ähnlich wie die Chemiker, schließlich alles auf *ein* Element reduzieren: auf die Gefügigkeit nämlich. Nach Annahme des Umsturzgesetzes würde die Reaktion ihre Hand noch schwerer auf Seminare und Volksschulen legen, und der Geist unserer Dichter und Philosophen, von dem man in unseren Lehrer- und Kinderschulen schon jetzt spottwenig verspürt, würde ganz verdrängt werden durch den paritätisch waltenden Geist der erhabensten Ketzerverbrenner und Bannstrahlschleuderer, die den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele, wenn er nicht kommen wollte, schon hervorzulocken wußten.

Und ermutigt durch ihren Erfolg, würden die ritterlichen Kämpfer für Religion, Sitte und Ordnung,

die mit geknebelten und gebundenen Gegnern mutig ringen wollen, in Preußen das Volksschulgesetz von 1892 oder ein noch kräftigeres hervorholen und durchbringen.*) Umsturzgesetz und Volksschulgesetz sind zwei Söhne einer Mutter, sind ein edles Brüderpaar, einer ganz des andern würdig. Nur an dem entrüsteten Protest des preußischen Volkes ist das Gesetz von 1892 gescheitert; im Parlament war ihm eine starke Mehrheit sicher. Aber das preußische Abgeordnetenhaus ist nach dem Dreiklassensystem gewählt, also keine Volksvertretung. Und in den Reichstag wählt der kleinste ländliche Wahlkreis ebenso gut einen Abgeordneten wie der größte städtische. Das Zentrum hat an Stimmen gut 7/8 soviel wie die Sozialdemokraten; es hat aber mehr als doppelt soviele Mandate. Also ist auch der Reichstag keine Volksvertretung. Und nicht entfernt alle Zentrumswähler sind Freunde des Umsturzgesetzes. Nur eine kleine Minorität des deutschen Volkes heißt überhaupt dieses Gesetz willkommen. Ein einmütiger Protest der überwältigenden Mehrheit, die dieses Gesetz nicht will, kann es und wird es, so hoffen wir, über den Haufen werfen, selbst wenn sich die Mehrheit des Reichstages ihm geneigt zeigen sollte. Und die deutschen Lehrer würden sich ihrer trotz aller Bureaukratismen und Militarismen doch bestehenden hohen Verantwortlichkeit für das Schicksal der Schule nicht bewußt zeigen, wenn sie, wofern es ihr Standpunkt gestattet, an dieser Bewegung nicht den lebendigsten Anteil nähmen.

* * *

---

*) Diese meine Auffassung wurde s. Z. von hochoffiziösen nationalliberalen und freikonservativen Blättern geteilt; jetzt ist auch ohne das Umsturzgesetz ein klerikales Schulgesetz in Sicht gekommen.

Diese Aufforderung ist s. Z. nicht ungehört, aber — wie nicht anders zu erwarten war — unbefolgt verhallt. Das „tua res agitur, paries cum proximus ardet“ verfing nicht; man befühlte die eigene Wand und siehe, sie glühte noch nicht, und also blieb man im Bette liegen. In den Reihen der Lehrer wurde standesgemäß nicht gemuckst. Es fehlt noch viel, um nicht zu sagen alles daran, daß die Mehrheit der deutschen Lehrer sich für die Gedanken- und Gewissensfreiheit, für den ungehemmten Kulturfortschritt verpflichtet fühlt; es fehlt ja noch ebenso viel daran, daß sie ihr eigenes geistiges und materielles Elend empfindet. Auf ihren eigenen Versammlungen und in ihren eigenen Angelegenheiten zeigen die Lehrer in ihrer Mehrzahl einen trägen Konservatismus, eine Rückständigkeit und unterthänige Leisetreterei, wie sie das Herrenhaus und der gegenwärtige Reichstag in Fragen des Lehrerstandes und der geistigen Freiheit nicht großartiger entwickeln können. Auf der letzten, in Hamburg tagenden Lehrerversammlung, über welche „Kreuzzeitung“, und „Germania“ natürlich voll Zornes zu sein vorgaben,*) wurde eine These, welche im Religionsunterricht „mindere Betonung der Dogmen“ (man denke!) forderte, deshalb abgelehnt, weil die katholischen Kollegen, deren Religion eine Dogmenreligion sei, dem nicht zustimmen könnten! Der deutschen Lehrerversammlung ist natürlich das Recht nicht zu bestreiten, so mittelalterlich zu sein, wie sie will; aber eine Freiheit der Schule nach dem Gefallen der katholischen Kirche, das ist eine Vorstellung, die man als hervorragend konfus bezeichnen darf. Die Einigkeit ist gewiß eine notwendige

*) Diese Blätter schimpfen grundsätzlich auf jede dieser Lehrerversammlungen, um ihr die Meinung zu suggerieren, daß sie freisinnig gewesen sei.

und schöne Sache; aber wenn sie durch dergleichen humoristische Zugeständnisse erkauft werden muß, dann sind die Parteien für eine Einigung noch nicht reif und eine energische Abspaltung der ehrlich freidenkenden Minorität unter den Lehrern ist alsdann dringend zu wünschen. In wirklich gemeinsamen Sachen kann man ja trotzdem zusammengehen. Aber allgemeine, kraft- und farblose Redensarten, denen jeder zuzustimmen vermag, weil man sich alles und nichts dabei denken kann, sind keine gemeinsamen Sachen, sondern eben wertlose Phrasen, mit denen man nirgends Eindruck macht. Glücklicherweise geben die deutschen Lehrerversammlungen, auf denen die starken freisinnigen Minoritäten durch stimmberechtigte Delegierte nicht vertreten sind und auf denen radikalere Redner mit Vorliebe niedergeschrieen werden, kein völlig zutreffendes Bild von dem Geiste der deutschen Lehrerwelt. Und bei den rückständigen und mehr als zaghaften Elementen ist nicht zu vergessen, daß sie nach allen Voraussetzungen nicht anders sein können als sie sind. An dem Gros der deutschen Lehrer erweist sich wieder einmal aufs glänzendste die Wahrheit des schon von Hippolyte Taine, Tocqueville, Macaulay u. a. vertretenen Satzes, daß geistige und ökonomische Emanzipation einander bedingen. Die Mehrzahl der deutschen, namentlich der preußischen Lehrer empfindet vor materiellem Elend das geistige nicht und umgekehrt, und viele von ihnen versimpeln mit einer geradezu erschreckenden Schnelligkeit und Gründlichkeit. Gäbe ihnen das Seminar eine bessere Bildung mit, als es in der Regel geschieht, oder läge es wenigstens in ihrer Macht, sich später eine bessere Bildung zu erwerben, so würde ihnen das Mißverhältnis ihrer geistigen Stellung zu ihrer ökonomischen bald genug offenbar werden; zahlte man ihnen bessere Gehälter, so würden die geistigen

Bedürfnisse sich bald genug regen.*) Dieses Geheimnis kennen die reaktionären Gewalten in unserm Vaterlande sehr gut, und sie handeln danach; die Lehrer scheinen es nicht entdecken zu wollen. Jene Gewalten können in ihrem Interesse nichts Gescheiteres thun, als den Lehrer auf ein immer tieferes Niveau hinabzudrücken, und nach den deutlichsten Anzeichen haben sie den sehr entschiedenen Willen dazu. Der „milde", für die Freiheit der Schule eminent gefährliche Herr Bosse, der in seinem sanften Busen ein festes reaktionäres Herz sorgfältig verbirgt, hat schon manches geleistet, was offenherzigere Kollegen vor ihm nicht durchzusetzen vermochten; er bereitet den Boden vor für ein neues klerikal-konservatives Schulgesetz, und die letzte Deutsche Lehrer-Versammlung hat ihn darin unterstützt. Daß die Lehrer ob ihrer geistigen oder ökonomischen Lage verzweifeln könnten, ist in absehbarer Zeit nicht zu befürchten; denn alle historische Erfahrung lehrt, daß zunächst, je stärker die Unterdrückung lastet, umso schwächer der Widerstand wird. Die Zeiten der Karlsbader Beschlüsse und der Bundesbeschlüsse von 1832, ja, weit jüngere Zeiten haben bewiesen, daß sogar ein ganzes Volk sich an die Schande seiner Knechtschaft gewöhnt und noch gar aus seiner Verlegenheit und Not anderen, freieren Völkern gegenüber eine dünkelhafte Tugend macht. Wenn die Mehrheit der deutschen Lehrer in der Entwickelung zu solchen Zuständen hin nicht

*) Die Lehrer auf dem Lande und in kleineren Städten sind durchweg nicht in der Lage, sich in Dingen der Wissenschaft, der Kunst und überhaupt des öffentlichen Interesses, wenn sie vielleicht vom Seminar ein entsprechendes Bedürfnis mitgebracht haben, auch nur einigermaßen auf dem Laufenden zu erhalten. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist der Notschrei eines westpreußischen Volksschullehrers, der mir schrieb, daß er seinen geistigen Hunger mit alten Familienblättern zweiten und dritten Ranges, die ihm ein Kollege von Zeit zu Zeit schicke, befriedigen müsse.

innehält und umkehrt, dann ist es Zeit, daß die konsequenten Vertreter der freien Schule an das gesamte Volk appellieren. Dann müssen die Eltern, die mit den Kindern und durch die Kinder in erster Linie an der Schule interessiert sind, gebieterisch vom Staate fordern, daß ihren Kindern ein Unterricht und eine Erziehung durch geistig und ökonomisch sichergestellte, menschenwürdig lebende Männer gewährleistet werde.

Die schlimmste Varietät der gerechten Kammmacher.

Ich will's nur gleich gestehen, daß ich diese Arbeit in sehr boshafter Absicht unternehme: in der Absicht zu lästern. Ja, sogar auf Kollegen zu lästern, ein doppelt schändliches Beginnen. Ich stehe also wieder einmal im Begriff, mich bei manchen Kollegen unpopulär zu machen; aber ich bin davon überzeugt, daß diese Unpopularität ebenso ungerechtfertigt wäre wie meine sämtlichen früheren. Außerdem schreibe ich hier im Interesse des Gemeinwohls, und das geht mir über Popularität und Kollegenschaft. Die Lehrer sind seit einiger Zeit etwas hypersensitiv, wo es sich um das Ansehen des Standes handelt. Früher wurde freilich der Schulmeister mit einer unangenehmen Regelmäßigkeit lächerlich gemacht, und ein Protest war zweifellos am Platze. Heutzutage kann man darüber nicht klagen, und es hat mich jedesmal gerade in meinem Standesgefühl höchst peinlich berührt, wenn in der pädagogischen Presse Lärm geschlagen wurde, weil irgend ein Schriftsteller oder Dichter oder Maler einen schlechten oder lächerlichen Lehrer dargestellt hatte. Wohin sollte das führen, wenn keine Gesellschaftsklasse, kein Beruf es leiden wollte, daß eine unsympathische Person einer Dichtung als ihnen angehörig bezeichnet werde! Welch eine beschränkte Auffassung muß man von der Ehre seines Standes haben, wenn man sie

durch einen Lortzing'schen „Baculus" oder einen Reuter'schen „Küster Suhr" für gefährdet hält! Man hat meine Novelle „Überwunden" gelobt, weil sie geeignet sei, das Ansehen unseres Standes zu heben. Wenn sie diese Eigenschaft wirklich besitzt, so jedenfalls nur dadurch, daß sie die unterschätzte Arbeit des Lehrers nach ihrer großen Schwierigkeit und ihrem hohen Kulturwert zu würdigen versucht; die banale Beobachtung, daß es im Lehrerstande wie in jedem anderen edle und unedle Individuen giebt, könnte sicherlich von keiner agitatorischen Bedeutung sein und würde mich gewiß nicht mit irgendwelcher Lust zum Fabulieren erfüllt haben.

Wenn es sich bei den gerechten Kammmachern der Pädagogik um individuelle Erscheinungen handelte, würde ich auch über sie kein Wort verlieren. Über individuelle Erscheinungen allgemeine Urteile zu fällen, das wäre ein Widerspruch in sich, ein Unsinn. Nein, es handelt sich um eine Gruppe von Kollegen, und was mich zu dieser Arbeit drängt, ja zwingt, das ist die erschreckende Beobachtung, daß diese Gruppe, die gottlob noch in der Minorität ist, unter der Gunst der Zeitverhältnisse immer stärker und mächtiger wird. Weil ich doch ein wenig für meine Popularität fürchte, will ich betonen, daß es mir also nicht im Traume einfällt, über meinen ganzen Stand ein Urteil günstiger oder ungünstiger Art zu fällen, solche blassen Allgemeinheiten über einen Stand sind ziemlich zwecklos und meistens auch sinnlos. Die guten und schlimmen Eigenschaften dürften im allgemeinen über alle Stände gleichmäßig verteilt sein; nur von Zeit zu Zeit bewegt sich bald dieser, bald jener Stand über oder unter sein Niveau, wie ja alles in der Welt der Veränderung unterworfen ist. Und mir scheint, daß jeder ehrliche Mensch die Pflicht hat, gerade an seinem Stande zur rechten Zeit eine offene und rückhaltlose

Kritik zu üben, umsomehr auch, als er gerade in seinem eigenen Stande die eingehendsten und darum zum Urteil befähigenden Beobachtungen machen kann. Jede Vertuschung und phrasenhafte Schönfärberei hat nur den Erfolg, daß sie das Mißtrauen der anderen Kreise steigert. Jeder energische Erlaß des Kaisers oder eines Corpskommandeurs gegen Soldatenmißhandlung, gegen weitverbreitete Unsittlichkeiten in Offizierskreisen, gegen gefälschte Berichte, gegen den Duellmord oder dessen Begünstigung steigert sofort mein Vertrauen zu einer gesunden Entwickelung der Armee, während jede Versicherung eines Kriegsministers, daß alles vortrefflich sei und nur hie und da einmal unvermeidliche kleine Unregelmäßigkeiten vorkämen, mein Vertrauen ganz erheblich herabmindert. Wenn wir in unbefangener, vorurteilsfreier Weise an der Hebung unseres Standes arbeiten, uns weder über- noch unterschätzen, uns gegen jede Verkümmerung unserer Menschenrechte und unserer Standesrechte (unter denen ich natürlich keine Standesvorrechte verstehe), sie werde versucht von wem sie wolle, mit starkem und geradem Rückgrat zur Wehr setzen, und wenn wir vor allen Dingen zeigen, daß nicht unser Wohlbefinden und unser Wille, sondern das Wohl der Gesamtheit uns suprema lex ist: dann werden wir das Beste und Wirksamste für das Ansehen unseres Standes thun. Ich hoffe zeigen zu können, daß die gerechten Kammmacher in höchstem Grade auch das gemeine Wohl bedrohen und gehe auch aus diesem Grunde mit heiterstem Gewissen an meine Lästerrede.

Der erhabene, hochwürdige und gottbegnadete Typus der gerechten Kammmacher wird den meisten meiner Leser aus der gleichnamigen Gottfried Keller'schen Novelle längst bekannt sein; die ihn aber nicht kennen, werden im Verlaufe meiner Darstellung hoffentlich recht

bald mit verständnisinnigem Aufleuchten des Auges sich sagen: „Aha, die sind es!“ Denn Gottfried Keller kannte seine Mitmenschen und wußte die zusammengehörigen Exemplare nach typischen Eigenschaften in sauber abgesonderte Gruppen zu bringen, und jeder, der sich mit einigem Scharfblick unter Menschen umgesehen hat, kennt die anziehende Gruppe der nun schon mehrfach besagten Handwerker. Handwerker! Das Wort wollen wir festhalten. Es giebt uns das Merkmal des Mechanischen. Wenn auch ein intelligenter Handwerker sehr wohl seinen eigenen Geist und seine freie Erfindung walten lassen kann, so bleibt seine Thätigkeit, solange er eben Handwerker ist, doch vorwiegend mechanisch. Die drei pädagogischen Kammmacher Kaspar, Melchior und Balthasar, von denen ich erzählen möchte, — es giebt natürlich mehr als drei — ließen nicht einmal soviel eigenen Geist walten, als sie besaßen. Eigene Erfindung, Phantasie, geistige Initiative — vor dergleichen schauderte ihnen, es war ihnen Sünde. Sie wußten es wohl, daß von der dreisten geistigen Initiative, von den selbständigen Geistern all jene bösen Umwälzungen, all jene sündhaften Neuerungen herrührten, die unerwartete Arbeit machten und jenen geruhsamen Seelen, welche längst für das diesseitige und jenseitige Leben ihre Wahl getroffen hatten, eine neue Entscheidung zumuteten. Die große Entscheidung ihres Lebens fiel selbstverständlich auf dem Seminar. Sie unterrichteten und erzogen und werden bis zu ihrer Pensionierung unterrichten und erziehen nach Hamburger oder Segeberger oder Kyritzer oder Oranienburger oder ich weiß nicht welcher Tradition. Was das Seminar ihnen aufgab oder diktierte, das hatten sie brav gelernt, das mußte man ihnen lassen. Noch als Jubelgreise werden sie felsenfest wissen, daß die Didactica magna 33 Kapitel hat, daß über die

„Methode der Wissenschaften" im 20., nicht etwa im 21. Kapitel abgehandelt wird, und noch auf ihrem Sterbebette werden sie imstande sein, die Könige von Israel von vorn und von hinten aufzusagen. Die Geschichte der Pädagogik und Methodik war der pädagogischen Kammmacher Trost und Wonne. Nicht etwa, weil sie aus ihr lernten oder Anregungen schöpften — behüte! nein, weil sie ihnen Autoritäten gab, auf die sie sich stützen und in allen Berufslagen berufen konnten. Daß man anschaulich unterrichten solle, wußten sie ganz bestimmt; denn das stand achtzehn mal in ihren Seminarheften. Wenn ein Kollege von nebenan, der komischerweise mitunter selbst etwas Neues finden wollte, ihnen zuerst mit der Forderung des anschaulichen Unterrichts gekommen wäre, so würden sie dafür nur ein demütig-überlegenes Grinsen gehabt haben. Die etwaige Ansicht aber, daß es unter Umständen auch richtig sein könne, einmal nicht von der Anschauung auszugehen, würden sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet gehalten haben, bei nächster Gelegenheit der vorgesetzten Behörde anzuzeigen. Sie hatten auf dem Seminar mit treustem Eifer auswendig gelernt, was Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Plutarch, Quintilian, Basilius der Große und Johannes Chrysostomus, Hieronymus und Augustinus, Clemens Alexandrinus und Origenes, Anselm von Canterbury und Vinzenz von Beauvais, Erasmus und Reuchlin, Luther und Melanchthon, Bugenhagen und Brenz, Trotzendorf, Sturm und Neander, kurz alle dii majorum et minorum gentium irgendwo gesagt haben; nie aber war ihnen der Gedanke gekommen, daß Comenius und Pestalozzi keine Kammmacher gewesen und daß es vielleicht ein vernünftigeres Verfahren wäre, junge Leute durch eigene Erfahrung auf die rechte Lehrweise hinstoßen zu lassen, als ihnen den Kopf mit den

Meinungen anderer und mit dem Gedanken zu vernageln, daß alle Finder- und Erfinderarbeit schon gethan sei, überhaupt ihre produktiven Kräfte durch einen öden Historizismus vollständig gefangen zu nehmen. „Nur gestorbene Leute können recht haben“, sagten sich Kaspar, Melchior und Balthasar, hier wie überall zu Goethe in Gegensatz tretend. Daß die großen pädagogischen Reformatoren, wie alle andern, mit der Dummheit und Trägheit harte Kämpfe zu bestehen gehabt: das hatten sie s. Z. wohl mit angemessener Rührung gelesen; daß aber jetzt keine Reformatoren mehr möglich und nötig seien, das wußten sie wohl; Gott that ja auch jetzt keine Wunder mehr, wie er früher gethan. Wenn der Kollege von nebenan einmal sagte: „Aber es sind doch noch manche Reformen nötig!“ dann dachten sie: „Aha, der hält sich für einen Reformator!“ und wenn die drei (was selten geschah) zufällig einmal zusammenstanden, dann *sagten* sie es auch, mit dem Daumen über die Schulter zeigend und still glücklich lächelnd: „Der hält sich für einen Reformator!“ Und so hielten sie fünfzehn Jahre lang treu zur Regula de tri und verachteten mit einem feinen und guten Herzen den Zweisatz und den Bruchsatz; fünfzehn Jahre lang fragten sie im entsprechenden Falle: „Wie trägt er das Haar?“ und ließen sich antworten: „Er trägt das Haar kurz“, und sagten dann, „kurz“ sei ein Adverb, und nie beschlich sie der zerstörende Gedanke, daß „kurz“ hier vielleicht etwas andres sein könnte; fünfzehn Jahre hindurch erzählten sie mit Festigkeit, daß Peter von Amiens den Anstoß zu den Kreuzzügen gegeben habe und daß die Fürsten Herrn Heinrich die Reichsinsignien an den Vogelherd gebracht hätten, und nie trat ihnen der Argwohn nahe, daß irgend eine Erzählung auch *nicht* Geschichte sein könnte; das Seminar, das so viele hübsche Anekdoten,

namentlich patriotische Hohenzolleranekdoten wußte, bürgte für Historizität. Nur einmal noch entfalteten unsere drei Gerechten einen heißhungrigen Lerneifer, das war zur Zeit, als sie sich auf ein Examen vorbereiteten. Aber die Gefahr, vom sicheren Leitfaden abzuweichen und sich in immer tiefere, lockendere Dickichte der Wissenschaft zu verirren, vermieden sie mit jener heiteren, klaren Sicherheit und Stärke, mit der sie Gefahren überhaupt vermieden, und wenn die Prüfung keine Fragen über die Aberration der Fixsterne oder über die Dramen Heinrich von Kleist's befürchten ließ — in letzterem Punkte konnte man ganz sicher sein — dann durfte sich jeder darauf verlassen, daß ihnen Kleist und die Aberration so gleichgültig waren wie der Schnupfen irgend eines altägyptischen Königs aus der ersten Dynastie.

Ich habe schon gesagt, daß Gefahren für unsere Drei eigentlich nicht existierten, ausgenommen allenfalls jene durch force majeure bedingten, wie Blitzschlag, Überschwemmung, Herabfallen von Dachziegeln 2c., denen ja auch die Allergerechtesten ausgesetzt sind. Ausgeschlossen waren in erster Linie moralische Gefahren. Unsere drei gerechten Kammmacher hatten genau so wie die Keller'schen aus ihrem Vaterunser die 5. Bitte gestrichen: deren bedurften sie nicht. Mit größter Leichtigkeit wurde dies Gebet der Inkorrekten überflüssig gemacht: sie ließen sich eben nichts zu schulden kommen, voilà! Ich kann ihre moralische Weltanschauung schlechterdings nicht besser ausdrücken, als indem ich Meister Keller zitiere, der von seinen drei anmutigen Tierchen sagt: „Sie betrachteten die Welt als eine große, wohlgesicherte Polizeianstalt, wo keiner eine Kontraventionsbuße zu fürchten braucht, wenn er vor seiner Thür fleißig kehrt, keine Blumentöpfe unverwahrt vor das Fenster stellt 2c.“ Auch

unsere pädagogischen Handwerker waren nicht so brav um der Bravheit willen, etwa aus inniger Liebe zur Tugend oder leidenschaftlicher Begeisterung für das Wachstum der Menschheit; die Vorliebe für solche unsoliden und unnahrhaften Leckereien überließen sie den Überspannten und Unpünktlichen, den Leichtsinnigen und Ungesetzten, die sich mehr für ihre Schüler interessierten als für ihre Vorgesetzten und den Rousseau fleißiger gelesen hatten als sich mit einem würdigen Wandel vertrug. Wir können uns überhaupt garnicht oft genug vergegenwärtigen, daß Leidenschaft, die über das von der Obrigkeit gewünschte Maß hinausging, ihnen so unendlich fern lag wie etwa dem guten Schneider Jetter ein Raubmord; ja, eher noch würde dieser immerhin mangelhaft gesinnte Schneider dem Herzog Alba in die Zähne getrotzt haben als unsere drei Gerechten gegen einen Wunsch ihres Direktors innerlich zu mucken für möglich gehalten hätten. Sie waren eben loyal bis zum Unsinn, loyal bis ins Schlafgemach. Da ein Lehrer sich zum Unterschied vom normalen Menschen eigentlich frühestens mit 35 Jahren verheiraten sollte, zu welchem Zeitpunkte er eventuell mit Erlaubnis des Herrenhauses und ähnlicher alter Häuser in der Lage ist, eine Frau ohne Kinder zu ernähren, so verliebten sich Kaspar sowohl wie Melchior und Balthasar mit 34 Jahren (letzterer der Ordnung und Pünktlichkeit halber durch die Zeitung) und zwar, wie das nicht minder Richtschnur für jeden ernsten Pädagogen sein sollte, in gute Partieen, so daß sie der Regierung mit Gehaltsaufbesserungsbedürfnissen nicht zur Last zu fallen brauchten, und ich bin schon heute fest davon überzeugt, daß ein unvernünftiger Kindersegen ihnen erspart bleiben wird. Von aller Agitation, allen Petitionen und Vorschlägen für Gehaltserhöhungen hielten sie sich denn auch mit

stummer Entrüstung fern; höchstens wenn die drei sich einmal zusammenfanden, sagten sie: „Das muß man doch der Regierung überlassen: die wird schon ganz von selbst unser Gehalt erhöhen, wenn es nötig ist, und die thut überhaupt doch, was sie will.“ Bei dem letzten Passus pflegten sie dann a tempo in ein hartnäckiges Grinsen zu verfallen. Also gegen das Geld an sich hatten sie nichts einzuwenden, nur fanden sie, daß es nicht erkämpft, sondern erduldet werden müsse. Wenn das höhere Gehalt ausgezahlt wurde, so steckten sie es durchaus ergeben und würdig ein, und wenn sie es in Sicherheit gebracht hatten, so empfanden sie es wohl mit besonderem Dank gegen den Höchsten, daß ihnen „solches alles zufiel,“ ohne daß sie sich nach oben hin zu kompromittieren brauchten. Ja sie fühlten es im Herzen mit still entbrannter Wonne, daß das Wohlwollen der Regierung eigentlich ihnen, den guten Elementen, zu danken sei und sicherlich nicht den Elementen der Empörung.

Wie gesagt: in rechter und weiser Beschränkung kümmerten sich unsere 3 Edlen um solche vagen Faseleien wie „Kulturfortschritt“ und „Wohl der Gesamtheit“ ganz und gar nicht. Dergleichen zerstreuende, ablenkende und unrentable Beschäftigungen überließen sie den „Leichtsinnigen,“ die in Vereinen große Phrasen hören ließen, beim Heftekorrigieren aber Fehler übersahen, einem Jungen, der sein Nastüchel vergessen, einen Ordnungstadel anzuschreiben versäumten und unter Umständen 5 Minuten — ich bitte: fünf Minuten! — nach der Pause die Unterrichtsstunde noch nicht begonnen hatten! Mit den genialsten Staatsanwälten und Richtern unserer Zeit stimmten sie überein in dem Diktum: „Die Öffentlichkeit existiert nicht. Jeder kehre vor seiner Thür und überlasse die Straßenreinigung der Regierung, die schon wissen wird,

wann der Schmutz aufgerührt werden darf und wann nicht." Wenn nur jeder dafür sorgte, daß er von Polizeistrafen freiblieb und kein Wasser zum Fenster hinausschüttete, so hatte Leibniz sicherlich recht, diese Welt war die beste, so sich denken ließ, und die prästabilierte Harmonie blieb dann eine Thatsache, sonst nicht. Das war ja aber das Leiden, daß es immer noch Kontravenienten gab in der Welt, daß solche gerechten Handwerksgesellen wie sie so erschrecklich selten waren! Das war das einzige, was sie zuweilen mit Wehmut erfüllte, zugleich aber auch mit Wonne der Wehmut: denn eigentlich war es doch wiederum eine weise Einrichtung, daß sie sich von den andern so vorteilhaft abhoben. Ja ja, es muß wohl solche unrein und unruhig flackernden Seelen geben, damit die still und rein und sparsam brennenden Talgseelen so recht zur Geltung kommen, die leider nur beim Verlöschen zuweilen einen überraschenden Gestank zurücklassen. Brauchen wir uns erst besonders zu vergegenwärtigen, daß Vereine für unser Kleeblatt nicht existierten, ausgenommen natürlich Sterbe-, Kranken-, Pensions- und ähnliche Kassen, die nachweislich ideale Ziele verfolgten und auf realem Boden blieben? Solche gemeinsame Interessenvertretung war ja gewiß löblich und kollegial, und kollegial benahmen sich unsere drei geregelten Charaktere auch in Unterstützungsfällen. Die Wohlthätigkeit war nun doch einmal Pflicht, und alles wollten sie eher thun als eine Pflicht verabsäumen. Aber selbstverständlich unterstützten sie nur würdige Kollegen! Daher, als sie einmal für eine in großer Not befindliche Lehrerwitwe und deren Kinder jeder eine Mark gezeichnet hatten, zogen sie ihren Beitrag sofort zurück, als sie hörten, daß der Mann ein Trinker gewesen!

In den andern Vereinen aber wollten sich ja nur

Großmäuler hervorthun, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und die öffentliche Ordnung zu stören. Wie herzlich lachten sie, wenn sie lasen oder richtiger hörten — denn sie lasen nur ein absolut würdiges und zulässiges Schulblatt mit einigen politischen Depeschen und Hofnachrichten — also wenn sie hörten, daß wieder so einer sich heiser geredet hatte für die „Freiheit der Schule“ oder dergleichen Unsinn. Wie froh und glücklich sie lachten! „Diese dummen Kerle! Haha! Als ob die Behörde oder die Regierung auch nur im geringsten danach fragte, was diese Leutchen schwatzten! Haha!“ Sie waren in solchen besonders glückseligen Momenten im stande, sich eine Extravaganz ihres Temperaments zu leisten, indem sie sich auf die Schenkel schlugen! Recht war's und schön war's, wenn die Behörde solche Subjekte nicht beförderte; eine Schande war's, daß solche Menschen überhaupt als Lehrer thätig waren, und wenn sich eine gute Gelegenheit ergab, machten sie ihre Vorgesetzten in bescheidener und diskreter Weise darauf aufmerksam, was für ein Skandal das doch eigentlich sei. Einer — wenn ich nicht irre: Melchior — schrieb sogar denunziatorische Briefe an die vorgesetzten Behörden; um aber zu zeigen, daß er durchaus nicht seine eigene Person in den Vordergrund drängen wolle, unterzeichnete er nie mit seinem Namen. Wenn ein räudiger Kollege nun gar eine bestimmte Religion oder das Institut des Religionsunterrichts kritisierte, so verfielen sie in ein so heftiges Augenverdrehen, daß nur noch die Hornhaut sichtbar blieb. Daß man eine solche Kritik nicht diskutierte, verstand sich ja von selbst; daß aber der liebe Gott keinen Blitz auf den Frechen und keinen Heiligenschein auf die 3 Gerechten herniederfallen ließ, das dünkte ihnen ganz ergebenst eine Schwäche von dem lieben Herrgott. Warum zeigte er nicht deutlich, daß Kaspar,

Melchior und Balthasar, die nach der Weise wohlerzogener Vorstentiere alles aßen, was man ihnen in den Trog schüttete, daß diese drei für den Himmel, Feuerbach, Strauß und Häckel aber für die Hölle bestimmt seien? Warum schuf er nicht Klarheit? Warum ließ er nicht Feuer und Schwefel fallen auf Vereine, in denen man solche Tagesordnungen zuließ? Kaspar hatte freilich in seiner grünsten Anfängerzeit selbst einmal aus seinen Seminarheften einen Vortrag zusammengestellt und in einem Lehrerverein über das Thema „Unterrichte anschaulich!“ sehr gut und breit fundierte Ansichten vorgetragen, auch einmal an einer Kneipe des Kollegiums bis 11 Uhr teilgenommen; aber dieser Thorheiten schämte er sich heftig in der Blüte seiner Gesetztheit. Am würdigsten ärgerten sich unsere drei Gerechten, wenn junge Leute über Erziehung und Unterricht eigene Meinungen zu haben glaubten. 15 Jahre waren sie nun schon als Stundengeber thätig, und mit jedem Jahre war ihr Glaube gewachsen, daß sie Erfahrung besäßen. Die freche Ansicht, daß die Erfahrung ein Produkt aus Intelligenz und Erlebnis sei und also von der Größe beider Faktoren abhänge, sah den revolutionären Teufeln ganz ähnlich! Das war ja der selige Traum ihrer Jünglingsjahre gewesen, daß der Verstand mit den Jahren kommen werde! Das hatte sie ja getröstet, als sie vor gewissen Lehrsätzen und Aufgaben, vor den Gedanken Bacons und Rousseaus stutzten wie die nützlichsten Haustiere vor einer Bodenerhebung! In dieser Hoffnung hatten sie ja alles nachgeschrieben und memoriert, was sie hörten! Hatte sich Balthasar doch einmal darüber ertappt, daß er die Worte des Lehrers: „Meyer, lassen Sie doch mal das Rouleau herunter!“ schon zur Hälfte nachgeschrieben hatte!

Aber nicht nur der Kollektivbegriff des Vereins

ging weit über die Sphäre unserer bescheidenen Handwerksleute hinaus; dasselbe galt auch schon von dem Begriff der Schule. Was war das für ein vager, undankbarer Begriff: „Die Schule"! Die Schule überhaupt oder die Schule des deutschen Volkes: daß das ein Unsinn war, verstand sich ja von selbst. Aber auch die einzelne Schulanstalt, an der sie angestellt waren: war das ein Begriff, mit dem etwas anzufangen war? Konnte der Klassenordinarius Melchior verantwortlich gemacht werden für die Schule? Konnte man der Schule ansehen, was der Klassenlehrer Balthasar leistete? Sollte Kaspar womöglich dazu beitragen, daß die Schüler der Parallel- und Konkurrenzklasse etwas lernten? Das wäre ja noch schöner! Nein, der höchste kulturelle Sammelbegriff war und blieb die Klasse, die eigene Klasse natürlich. Es konnte doch bei aller Arbeit nur darauf ankommen, daß die eigne Klasse bei Revisionen und Osterprüfungen so gut wie nur irgend möglich abschnitt und womöglich der Parallelklasse den Rang ablief! Ob das nun mit Hülfe von Paradepferden, von Parforcearbeit, von ad hoc-Stunden, von geschickter Nachhilfe bei den technischen Leistungen und sonstigen methodischen Feinheiten geschah — das war ja schließlich vollkommen gleichgültig. Wenn's nur klappte! Wer bei solchen Anlässen auch dumme Schüler fragte, wer nicht streng zu vermeiden verstand, was seine Klasse nicht wußte — ja, der mußte ja ein Esel ohne alle und jede Methodik sein. Der Grundsatz „Unterrichte anschaulich!" war ja gewiß vortrefflich; aber unendlich höher noch stand doch der Imperativ „Bleibe konkurrenzfähig!" Da galt es denn zunächst, über die eigene Klasse und die eigene Arbeit möglichstes Dunkel zu verbreiten. Wenn ein Gerechter über seine Klasse sprach, so that er es nur mit Seufzern über ihre schlechte Veranlagung und vor allem über die unerhört

miserable Arbeit des Vorgängers. Den augenblicklichen Stand der Klasse aber, seinen allerspeziellsten Lehrplan, die methodischen Feinheiten, mit denen er die Federhaltung einübte, die Präpositionen memorieren ließ, die Ordnungsmappen revidierte und die Hefte einsammeln oder verteilen ließ und all dergleichen behandelte er als Fabrikgeheimnis. Dagegen war es eifrigstes Bemühen jedes gerechten Kammmachers, seinen „Konkurrenten" auszuhorchen, dessen Praktiken und den Stand des parallelen Coetus, — wenn nötig in Abwesenheit des Ordinarius — mit vorgestreckter Nase zu erforschen — die vulgäre Sprache hat dafür einen gehässigen Ausdruck, den wir natürlich nicht anwenden wollen. War nun der Konkurrent ein Leichtsinniger, ein Ideenmensch, ein Vereinsschwätzer und Artikelschmierer, so beobachtete der Gerechte natürlich die tausend Fahr- und Nachlässigkeiten, die tausend regelwidrigen und seminarwidrigen Verrücktheiten des Rivalen mit innerlichst erglühter Seligkeit. Mit jeder Tollheit und Leichtfertigkeit, die er wahrnahm, erschwoll höher und heiliger in ihm das Bewußtsein seiner doch immer noch unübertrefflichen Gerechtheit, er dankte Gott mit demütigem Herzen, daß er nicht war wie dieser; ja, in solchen Feierstunden erhoben sich Kaspar, Melchior und Balthasar sogar zu einer Höhe, die nur vorgezogenen Geistern erreichbar ist: zur heiter lächelnden, überlegenen Ironie. Mit welcher stillen Freude würde es unsern Balthasar erfüllt haben, wenn z. B. Herr Pestalozzi die Parallelklasse geführt hätte; wie komisch, wie entzückend ungefährlich würde er diesen Mann gefunden haben, der so naiv war, seine „innere Unbehülflichkeit" selbst einzugestehen! Da konnte Balthasar von vornherein sicher sein, daß seine Klasse bei der Vorstellung vor dem inspizierenden Generalissimus den besseren Parademarsch liefern würde.

Ganz anders aber lag die Sache, wenn auch die Konkurrenzklasse von einem Gerechten geleitet wurde. Dann hieß es aufpassen mit angespanntestem Argwohn, dann entwickelte sich genau solch ein Wettlauf der Kammmacher, wie ihn Gottfried Keller in seiner köstlichen Novelle geschildert hat; jeder klammerte sich an den Rockschoß des andern, damit er keine Nasenlänge Vorsprung gewinne. Wenn Kaspar einen Abschnitt im Rechenbuch übersprang, so sprang Balthasar nach, ließ Kaspar 30 Vokabeln lernen, so Balthasar 40, ließ der Gerechte 2 Seiten häusliche Arbeiten machen, so dieser Gerechte 2½, bekam Melchior einen dummen oder ungezogenen oder schwachen und elenden Schüler, so schob er ihn, wenn sich's irgend machen ließ, seinem Konkurrenten zu u. s. w. Und es muß zu ihrem Lobe gesagt werden, daß sie mit dem modernen Geiste der Schule übereinstimmten, wenn sie die Aufnahmefähigkeit des kindlichen Geistes bei ihrem Streben überhaupt nicht in Betracht zogen. Leben wir nicht in einer Zeit, da es als der höchste Triumph der Pädagogik erscheint, ein Pensum 14 Tage früher absolviert zu haben als es bis dahin möglich schien, 10 Küstenstädte in Süd-Amerika mehr „eingepaukt“ zu haben als im Vorjahre? Das Prinzip der größtmöglichen Geschwindigkeit, der Geschwindigkeit um jeden Preis läßt sich ja von den transatlantischen Fahrten der Doppelschraubenschnelldampfer mit größter Leichtigkeit auf Erziehung und Unterricht übertragen. Wir werden es hoffentlich noch erleben, daß in den Zeitungen steht: „Herr Melchior erreichte in diesem Jahre sein Klassenziel bereits am 2. Februar 11 Uhr morgens, also 57 Tage und 3 Stunden vor dem Fälligkeitstermin. Der Kultusminister hat dem wackeren Klassenführer seine besondere Zufriedenheit ausgesprochen und ihm das Patent für „Schnellpressen“ erteilt.“

Was kommt es schließlich auf Leben und Gesundheit der Passagiere an, wenn nur die erforderliche Geschwindigkeit erzielt wird! Einem 6—12jährigen Gehirn kann man wohl zu wenig, aber nie zu viel eintrichtern. Man kennt die guten, eifrigen Eltern, die da wissen, daß ein 3-jähriges Kind bei einem Pfund Beefsteak und 4 Eiern pro Tag selbstverständlich 4 mal so gut gedeiht, wie bei einem Viertelpfund Beefsteak und einem Ei. Es ist ein Glück, daß diese Auffassung sich auch in der Schule mehr und mehr Bahn bricht. Bildung, Stärkung der Seelenkräfte, Erzeugung von Bildungshunger: das alles ist Unsinn. Das präsente Wissen: darauf kommt's an. Wenn das präsente Wissen bald darauf ein vergangenes ist, wenn man in den Oberklassen die unangenehme Beobachtung macht, daß die Frische zum Teufel gegangen ist, daß die Kinder nicht mehr anbeißen, keine Nahrung mehr aufnehmen, weil ihre zarten Kräfte vor der Zeit aufgebraucht sind — was thut's? Die „unteren Schichten" lernen ohnehin mehr als zu viel und müßten unter ein klerikales Schulgesetz gebracht werden, damit sie garnichts lernen.*) Und bei den Kindern der mittleren und höheren Stände stacheln Einjährigen-, Maturitäts- und andere Examina die letzten Kräfte an, und wenn mit dem beginnenden Mannesalter garnichts mehr übrig ist von fröhlicher Werdelust und mutiger Initiative — was thut's? Was noch da ist: Rezepte zu schreiben, mit Schnodderigkeit Klassen- und Rachejustiz zu üben, Perikopen zu umschreiben, Reserveoffizier zu werden und Skat zu spielen: dazu wird's wohl reichen.**) Eins

---

*) Die überhastete Arbeit der „Gerechten" geht ja nicht etwa aus volksfreundlicher Begeisterung für die Schule, sondern aus Beschränktheit und Streberegoismus hervor.

**) Ich möchte hier gleich einem etwaigen Mißbrauch meiner Worte vorbeugen. Ich wende mich selbstverständlich nicht gegen

ist bei solchem Wettlauf der Gerechten sehr begreiflich: so sehr auch Balthasar die Größe Melchiors im Ordnen der Schulränzel und der Brotdosen, Melchior die hervorragende Bedeutung Kaspars im Revidieren des Fußzeuges und der Schnupftücher bewundern und selbst anstreben mochte, so innig sie sich auch in der Freude vereinigten, wenn der komische Kollege Comenius seine Zukunftspläne produzierte: sie liebten einander nicht. Überhaupt Liebe?! Wenn sie der „Herr und Heiland“ nicht selbst gefordert und befohlen hätte, so würden sie sich im stillen erlaubt haben, sie für etwas Leichtsinniges, ja Unsittliches zu halten. So ist es denn ferner begreiflich, daß gerade die Gerechten nicht in Frieden, sondern in einem stetigen stillen Kampfe mit einander lebten; soviel Vortrefflichkeit hatte eben nicht nebeneinander Platz. Als einmal die Gehaltsklassen aufgehoben werden sollten, da machten die drei sich heimlich auf den Weg zum Regierungsschulrat, ihn zu bitten, daß er für Aufrechterhaltung aller

---

das Gesamtmaß der Volksschulbildung oder der Schulbildung überhaupt, nicht einmal gegen die Menge des Unterrichts*stoffes*, sondern nur gegen das *Tempo* des Unterrichts *in den ersten 3—4 Jahren*. Der Unterricht in diesen ersten Jahren leidet nach meiner Ansicht an einer kolossalen Unterschätzung der 6—7 vorschulpflichtigen Jahre, d. h. an einer Unterschätzung der ungeheuren, in diesen Jahren erworbenen Vorstellungsmasse, die erst zu ordnen, zu berichtigen und *durch die Sprache gehörig praktikabel zu machen* ist, ehe man darauf weiterbauen kann. Hat man diese Aufgabe mit vernünftiger Ruhe erledigt, so kann man in den Jahren der größten geistigen Aufnahmefähigkeit, besonders vom 12. bis 20. Lebensjahre, ein erheblich schnelleres Tempo beobachten. Heutzutage wird auf allen Stufen gehetzt zur größeren Ehre des „Erfolgs“. Trotz alledem leistet selbst in diesem Falle die moderne Volksschule natürlich bedeutend Besseres als eine klerikale Volksschule je geleistet hat und leisten wird, weil die klerikale Volksschule überhaupt nicht die Absicht hat zu unterrichten und zu bilden. Das von vornherein zur Aufklärung für diejenigen, die etwa meine obigen Ausführungen gegen die „Neuschule“ verwerten möchten.

Bravheits- und Gescheitheitsklassifizierungen eintrete, ihn ferner auch zu bitten, daß er für Kreierung einer Hauptlehrerstelle an ihrer Schule sich verwende. Aber sie vermochten sich nicht über die Person des für diese Stelle Würdigsten unter ihnen zu einigen, und jeder erboste sich so heftig über der andern beiden Schalkheit, daß sie die Hausthür des Rates nicht mehr gemeinsam erreichten. Ja, wenn die Rivalität sich einmal zuspitzte und in offene Feindschaft ausbrach, so erreichten sie sofort, mit einem einzigen Aufschwung den Gipfel der Pöbelhaftigkeit. Aber es muß zu ihrem Ruhme gesagt werden, daß die Gemeinheit ganz am Grunde ihrer resp. Seelen lag und deshalb begreiflicher Weise nur sehr selten ans Licht kam. Sonst war ihnen ja auch das Wort „Kampf“ ein Greuel; um ihretwillen brauchte sonst in der Welt gewiß kein Streit zu sein, und wenn es nicht so viele leichtsinnige, böse und aufrührerische Menschen gäbe, wenn jeder sich einer polizeilichen Weltanschauung befleißigte und seinen ganzen Wandel nach den stets vollkommen orientierenden amtlichen Maueranschlägen einrichtete, so würde überhaupt in der Welt kein Kampf sein. Als einmal gegen eine schlechte Behandlung ihres Standes protestiert werden sollte, da baten sie dringend, sie um Gottes willen mit solchen Hadersachen zu verschonen, und als einmal ein notorischer Schuft einen Unschuldigen aus Neid und Rachsucht denunziert hatte und der p. p. Schuft isoliert werden sollte, da sagten sie: „Was geht uns das an? Wir mischen uns nicht hinein. Uns hat der Mann nichts gethan. Wir sind unparteiisch und wollen es bleiben. Wir können nur immer wiederholen, daß wir keine Freunde von Zank und Streit sind.“

Und am allerwenigsten natürlich liebten unsere drei Gerechten den Kampf mit Vorgesetzten, mochte ein solcher Kampf auch durch Recht und Gerechtigkeit,

Menschenwürde und Berufspflicht geboten sein. Erstens hatten sie gewöhnlich ihre eigenen Ansichten über Menschenwürde u. s. w., und zweitens: wenn sie ihre Stellung verloren, konnten sie ja garnichts für die Schule thun; also war es doch erst einmal Hauptsache, im Amte zu bleiben. So unsinnig, so schikanös, so bureaukratisch-tyrannisch und pedantisch konnte also eine Verordnung eines Vorgesetzten nicht sein, daß sie unsern drei Edlen über die Geduld ging. Sie nahmen sie hin mit der Versicherung, daß das eine ganz vortreffliche Verordnung sei und gaben jeder für sich dem Vorgesetzten zu verstehen, daß sie für ihre Person noch viel mehr von dieser Sorte vertragen könnten, daß eigentlich noch sehr viel zu ordnen und einheitlich zu regeln sei, daß z. B. die Schulordnung mit ihren 137 Paragraphen schon lange dringend der Ergänzung bedürfe. Wie die drei Keller'schen Handwerker sich mit einem Bett behalfen und sich dabei so einzuschränken verstanden, daß zwischen ihnen noch Platz blieb, so würden unsere Drei auch getrost in einem Klassenzimmer zusammengewirtschaftet und mit fröhlichem Sinn sich zu versichern beeilt haben, es könne in demselben Raume noch sehr gut eine vierte Klasse untergebracht werden. In den Konferenzen, für die sie sich natürlich so gut präparierten, daß sie ganz dieselben vorzüglichen Ansichten hatten wie der Herr Direktor, baten sie ergebenst um ganz bestimmte Anordnung, ob das Spatium in den Schreibheften 3½ oder 4 cm breit sein, ob das Korrekturdatum unter der Arbeit in Ziffern oder Buchstaben geschrieben werden solle. Sie setzten sich eben nicht gern Gewissenszweifeln aus, wußten gern, woran sie wären und hielten die Initiative und die freie Entschließung für den Anfang der Revolution, des allgemeinen Chaos und der individuellen Brotlosigkeit. Der Entwickelung der modernen Päda-

gogik entsprechend, hatten unsere Vorbilder der Gerechtigkeit 13 Listen und Protokolle zu führen; sie legten sich zu ihrer Beruhigung noch 14 Listen und Protokolle daneben an, zeigten sie dem Herrn Schulvorsteher, und dieser machte sie sofort obligatorisch. Was sollte man dazu sagen: die Vorgesetzten sind in der Regel auch Menschen, und in diesem Falle war der Vorsteher ein Oberkammmacher. Er fügte zu seinen 38 pflichtmäßigen Listen, Protokollen und Berichten ebenso viele aus eigener Erfindung hinzu und stenographierte außerdem monatlich ein fingerdickes Heft voll. Er hatte nämlich die wohlthuende Vorstellung, daß eine registrierte Sache auch stets eine erledigte Sache sei, daß eine ungeputzte Nase, die im Buche stand, nicht wieder vorkomme und eine Statistik der durchgescheuerten Rockärmel schon an sich von immenser pädagogischer Bedeutung sei. Überhaupt wolle man sich als ein Hauptcharakteristikum aller gerechten Kammmacher merken, daß sie ganz die geniale Anschauung jenes Schülers teilen, der da meinte, wenn man recht viele Punkte aneinander reihe, so entstehe eine Linie. Ein ferneres Merkmal ist, daß sie stets in Submission arbeiten und dabei einander zugleich in der Arbeit überbieten, in den Ansprüchen unterbieten. „Ruere in servitium“ ist ihr Wahlspruch; sie stürzen sich mit Inbrunst in Knechtschaft. Sie sind ängstlich darauf bedacht, sich nicht zu wenig gefallen zu lassen. Es gilt von ihnen, was Meister Gottfried von einem seiner Kammmacher sagt: sie fügen sich in alles, arbeiten wie die Tierlein und sind nicht zu vertreiben — womit der Dichter andeutet, daß durch solcherlei Arbeit der Mensch wieder zum Tierlein wird. Wo sie mit andern in Konkurrenz treten — und unter dieser Voraussetzung arbeiten sie immer — da suchen sie die andern aus der Reihe „hinauszudulden.“ Es ist schon gesagt, daß auch die

Vorgesetzten in der Regel Menschen sind; daraus folgt, daß sie sich den edlen Wettstreit in der Unterwürfigkeit in den meisten Fällen gern zu nutze machen und denjenigen als für höhere Posten und Gehaltsklassen besonders geeignet empfehlen, der kein Stück Kreide ohne besondere, speziell für dieses Stück gegebene Autorisation verbraucht. Ein ferneres Charakteristikum der gerechten Kammverfertiger ist die unbegrenzte Verehrung für Ordnung und Uniformität. Die Ordnung ist ein köstlich Ding, und den Kulturmenschen erkennt man zunächst daran, daß er fleißig die Seife gebraucht. Das war aber unseren Freunden nicht genug; sie waren vielmehr überzeugt, daß ein ordentlicher Mensch nach Seife riechen müsse. Unsere drei Seelen rochen denn auch auf 20 Schritt nach der billigsten Seife und waren stolz auf dieses Parfüm. Es ist selbstverständlich, daß alle Bücher der Kinder in Papier von gleicher Farbe und gleicher Dicke eingeschlagen und daß auf dieser Umhüllung die durchaus gleichartigen Etiketten in genau vorgeschriebener Höhe angebracht sein mußten. Ein Schüler, der etwa aus ungebändigter Farbenfreudigkeit ein rotes Papier wählte, gab sicherlich wegen dieser Neigung zur Zuchtlosigkeit zu schweren sittlichen Bedenken und peinlichster Aufmerksamkeit Anlaß. Es verstand sich auch von selbst, daß die Kinder auf dem Spielplatze in gut ausgerichteten Reihen und im Marschtempo, schritthaltend, sich tummelten, ja, ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die Schreibhefte und Schiefertafeln während des Gebrauchs „ausgerichtet“ sein mußten wie die gerichteten Gewehre einer Kompanie, daß vom Frühstück nur nach Kommando in drei Zeiten abgebissen werden durfte und daß die gerechten Drei regelmäßige Übungen im Taktrechnen anstellten. Ordnung war für unsere drei das halbe Leben und Uniformität war die andere Hälfte. Un-

ordnung an einem Mitmenschen beurteilten sie etwa so wie Raubmord. Als ich einmal Stahlfedern zu reklamieren vergessen hatte und Melchior bat, mir mit 17 Stück auszuhelfen, verabreichte er sie mir mit strengem Erstaunen in den Zügen, und als ich ihm folgenden Tages nur 16 statt der 17 zurückbrachte, ersuchte er, ihm die fehlende Feder möglichst sofort nachzuschicken, da er seine Sachen gern in Ordnung habe.

Noch den Zug habe ich zum Bilde der Gerechten nachzutragen, daß sie durchaus nur Lehrer sein wollten und nichts anderes, nicht einmal Menschen. Daß man einem Subalternbeamten keine vollen staatsbürgerlichen Rechte z. B. in politischen Dingen zugestehen könne, fanden sie selbstverständlich. Was ging überhaupt den Lehrer die Politik an, da er doch sein festes Einkommen und Pensionsberechtigung hatte. Mit Zornesbeben hatten sie eines Tages gehört, daß jemand vom Lehrer ein universelles Interesse verlangt habe: das war doch eine unglaublich freche Manifestation der maßlosesten geistigen Überhebung! Natürlich verfielen auf dergleichen lächerlichen Hochmut auch nur die pflichtvergessensten Subjekte, die sich durch 1000erlei Allotria von ihrem Berufe ablenken ließen! Bescheiden sollte der Lehrer sein, bescheiden vor allem in geistiger Hinsicht und auch in dieser Beziehung nicht über seinen Stand hinauswollen. Er sollte nur bei seinem Leisten bleiben und da seine Pflicht thun: wenn der Schuster selbst sich schmückt, schmückt er auch den Staat. Und in dieser Anschauung waren sie, wie in allem, so konsequent wie ein gut befestigter Laternenpfahl. Sie sprachen, wenn sie einmal zusammenkamen, nur Pädagogik, nur „Erfahrung"; dann sollte aber auch gefl. kein anderer, kein Laie dergleichen sprechen. Wie sie in Ohnmacht zu fallen drohten, wenn ein Laie, z. B. ein Vater oder eine Mutter, sich ein pädagogisches

Urteil erlaubte, so blickten sie jeden von unten herauf mit Entsetzen an, der von ihnen ein Urteil über nicht-pädagogische Dinge verlangte. Wenn jemand sie fragte, ob das Wetter heute nicht scheußlich sei, so gaben sie sicher zur Antwort, daß man ein Urteil darüber doch wohl den Meteorologen überlassen müsse, die in dieser Sache doch wohl allein die notwendig vorauszusetzenden Fachkenntnisse besäßen. Die Welt erschien ihnen überhaupt nur in Fächern, gleichsam als ein ungeheures, aus vielen tausend alphabetisch gereihten Abteilungen bestehendes Regal des lieben Herrgotts, das von der hochlöbl. Polizei abgestäubt und in Ordnung gehalten wurde. Sie hielten es ganz mit einem noch heute lebendigen, jungen Biologen, der sich die Nerven der Würmer zum Studium erwählt hatte und im Ton der Reserve-Intelligenzen erklärte: „Wat kümmert mir der janze Kunst- und Philosophiekram! Wenn ick man die Nerven von meine Wörmersch kenne!“ Ein Staatsanwalt, der etwas von der Poesie verstehen und am Ende gar außerdem noch etwas von Mozart gehört haben wollte, war ihnen ein Charlatan schlimmster Sorte. Und als ein Kollege die Pflicht der weisen Beschränkung so weit vergaß, daß er Sonaten veröffentlichte und großen Erfolg damit erzielte, da waren es, wie man sich denken kann, in erster Linie die Kammerzeuger, die vor Entrüstung über diese Frechheit erstarrten und die sich beinah einen Buckel herangefreut hätten, als der Kritiker Gottlieb Hundeschwanz die Sonaten für schlecht erklärte. Da unsere drei Auserwählten sich über nichtpädagogische Dinge ein eigenes Urteil nicht bildeten, durch den Unterricht aber zuweilen dennoch verpflichtet waren, ein Urteil über solcherlei Dinge zu äußern, so bedienten sie sich in solchem Falle natürlich der guten alten, längst bewährten und „ewigen“ Regeln und Urteile, die ihnen das Seminar oder eine

gleichwertige Autorität an die Hand gegeben hatte, z. B. wenn sie über G. A. Bürger sprechen mußten, sagten sie: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten. Seine „Lenore“ lehnt sich an ein Bruchstück einer alten Volksdichtung an. Sehr unschön wirken darin die Lautnachahmungen wie „hurre hurre hop hop hop“ und dergleichen.“ Wenn sie von Amtswegen das Wesen der Kunst definieren mußten, so sagten sie: „Die Kunst soll das Schöne bilden“ u. s. f., lauter gute, abgelagerte und bestens akkreditierte Gedanken. Selbst in Theater, Konzerte und Gemäldegalerien zu gehen und selbst solche Bücher zu lesen, die nicht seit der Seminarzeit auf ihrem kurzen Bücherbrett standen, hielten sie gleichfalls für Überhebung: dergleichen Dinge waren etwas für höhere Kreise oder für Müßiggänger und leichtfertige Weltkinder. Das Höchste in der Kunst waren ihnen die moralischen Erzählungen von Christoph v. Schmid: da wußte man immer, woran man war, die rochen nach Sittlichkeit wie sie selbst nach Seife, da hing allemal hinten das Taschentuch der Moral heraus, mit dem sich der sündige Held der Geschichte putzen konnte. Nie war es den drei Kammproduzenten wohliger, als wenn sie mit senkrecht erhobenem Zeigefinger ihren Mitmenschen die Lehren verkünden konnten, die zur steilen Höhe ihrer eigenen, scheußlich erhabenen Vortrefflichkeit hinaufführten. Abschließend können wir von ihnen mit dem Zürcher Meister sagen: „Sie warfen keine Laternen ein, zündeten aber auch keine an; kein Licht ging von ihnen aus. Sie zeigten die merkwürdigste Mischung von wahrhaft heroischer Weisheit und Ausdauer und von sanfter schnöder Herz- und Gefühllosigkeit.“

So. Ich bin des teuflischen Tons nun satt und möchte noch Einiges in trocknem Ernste sagen. Die

Kammmacher sind durch ein Wort charakterisiert, durch das Wort „Kleinheit.“ Kleiner Geist, kleines Herz; das ist ihr Wesen. Ich hoffe nicht in den Verdacht zu kommen, daß ich die Bedeutung des Kleinen in der Schule unterschätzte. Zur Kunst des Lehrers gehört untrennbar eine sorgfältige und liebevolle Beachtung des Details; kein Schüler würde es zum einfachsten Lesen oder Schreiben bringen, wenn sein Lehrer nicht im rechten Augenblicke eine eiserne Konsequenz in der Beachtung des Kleinen zeigte, eine Konsequenz, die dem Unkundigen als Pedanterie erscheint. Es gehört zu den schwersten Opfern, die der Lehrer zu bringen hat, daß er das Odium der Pedanterie auf sich nehmen muß, und die eminenten Geister, die in jedem Schulmeister einen dürren und steifen Baculus sehen und ihn verspotten, haben natürlich am allerwenigsten eine Ahnung davon, daß sie ohne die Konsequenz ihrer Lehrer nicht einmal das wissen würden, was sie wissen. Ich weiß auch, daß man aus großen und edlen Motiven in der Pflege des Kleinen übertreiben kann. Mir ist die holde Täuschung nicht fremd, daß man durch unermüdliche, ununterbrochene, ehern konsequente Beachtung aller und jeder Umstände das große, herrliche Ziel der reinsten Menschenbildung, das so verlockend aus der Ferne leuchtet, erreichen müsse, daß man ja Unerhörtes, nie Dagewesenes, daß man das seit Jahrtausenden ersehnte Ideal verwirklichen müsse, wenn man nur jeden, auch den kleinsten Fehler bekämpfe, nur jedes, auch das kleinste Mittel ausnutze. Gerade junge, feurige Geister und Gemüter geben sich diesem beglückenden Wahne hin, heilig begeisterte Anfänger, die gern aufs Ganze gehen, die mit einem Stimmaufwande unterrichten, als gälte es den letzten, entscheidenden Sturm auf das Bollwerk der Unwissenheit. Das Charakteristische ist aber, daß Geister dieser Art bald genug einsehen, man

finde bei solcher Würdigung des Kleinen überhaupt kein Ende, man könne das Kleine nicht mit solchem Kraftaufwande und solcher Aufmerksamkeit berücksichtigen, ohne Großes darüber zu versäumen, das Auge, das immer nur für die nächsten Teilzwecke eingestellt sei, verliere den großen Endzweck ganz aus dem gewohnten Sehfelde, kurz: man könne das Kleine nicht in solchem Maße kultivieren, ohne kleinlich zu werden. Vor allen Dingen aber machen solche Geister die Entdeckung, daß man die kleinen Triebe besser pflegt und die kleinen Auswüchse besser bekämpft, wenn man die Menschenpflanze von der Wurzel aus behandelt und fortgesetzt für solche großen Dinge wie Luft, Feuchtigkeit, Licht und Wärme sorgt, und daß man solchen Dingen wie Fleiß, Sittsamkeit, Ordnung u. s. w. von der kindlichen Psyche aus näher kommt als von den Brotdosen und Ordnungsmappen aus. Eben diese Einsicht aber ist es, die dem engen Geist und dem engen Herzen des Kammmachers versagt bleibt. Die Bedeutung eines Geistes hängt stets von der Größe des Weltstückes ab, das er mit sicherem Blick überschaut und auf seine wesentlichen Merkmale zu durchdringen vermag. Das geistige Sehfeld der Kammmacher ist nun sehr klein, und sie sehen die Welt, diese ungeheure Waldwirrnis, vor all den einzelnen Bäumen nicht. Wie der Unkundige mit blödem, hülflos tastendem Blick auf ein Schachbrett oder ein geometrisches Problem oder ein Schlachtfeld sieht, das der Kundige mit einem Blick entwirrt, so blickt der Kammmacher in die Welt: er sieht nur krause Figuren, ein Gewirr von Linien, Pulverdampf, rote und blaue Monturen, blanke Knöpfe, Ordnungsmappen und Schwammdosen. Gerade das Unwesentliche drängt sich ihm zuerst auf: wenigstens wirft er Wesentliches und Unwesentliches durcheinander. Die ungeheure Mannigfaltigkeit verwirrt ihn, erfüllt

ihn mit Angst, ja infolge dessen mit Haß und Abscheu; die Natur, weil sein Auge sie nicht sichten kann, weil sie sich seinen engen Regeln nicht fügt, erscheint ihm regellos, häßlich, widerwärtig. Die Uniformität, anstatt ihm ein Notbehelf, ein zeitweis notwendiges Übel zu sein, ist ihm Trost und Zuflucht; sie nur gewährt ihm Ruhe und Sicherheit, da ein kraftbewußter Intellekt sie ihm nicht zu geben vermag. Wie es einer einmal gemacht hat, so muß es immer von allen gemacht werden: eine andere Möglichkeit sieht er nicht, ja, er will sie sogar nicht sehen; denn das Neue macht ihn ja wieder unsicher, mutet ihm neue Arbeit und neue Sorgen zu. Da er mit mangelhafter Orientierungsgabe ausgestatttet ist, geht er nach Art solcher Leute tausendmal denselben Weg, ohne auch nur ein einziges Mal einen neuen Weg, vielleicht einen Richtweg einzuschlagen. Er könnte sich ja verlaufen und zu spät zu Bett kommen! Und wozu denn auch! Wenn man doch immer um das Kap herum nach Indien gekommen ist, wozu denn nach Westen segeln? Daß man dabei unterwegs ein bißchen Amerika finden kann, das giebt ein richtiger Kammmacher erst zu, wenn es gefunden ist, mag er seinen Schülern auch zehnmal von den Leiden des Columbus erzählt haben. Wenn zu solcher geistigen Verzwergung nun noch ein kleines, schofles Herz kommt, das nach kleinlichen Gütern zappelt, so muß ja eine Mißbildung herauskommen, gegen die E. T. A. Hoffmanns kleiner Zaches noch wie ein Seraph erscheint.

Einen weiten Blick und ein weites Herz kann man sich nicht selbst geben und nicht anerziehen; Erziehung und Unterricht können nur Anlagen entwickeln, nicht aber verleihen. Also wer ein Kammmacher ist, aus dem kann man keinen frei und froh um sich schauenden Menschen machen. Aber man kann ihn von

einem Berufe fern halten, man kann ihn möglichst unschädlich machen in einem Berufe, mit dem sich ein niedriger, schofler Sinn so wenig verträgt wie die Qualitäten einer Laus mit dem Beruf der Biene. Statt dessen befördern in unsrer Zeit alle einschlägigen Verhältnisse die Ausbreitung der Kammmacher und ihres Einflusses. Nicht an allen, aber doch an verzweifelt vielen Stellen ist bis in hohe und höchste Behördenkreise der traurige Wahn vertreten, daß man die Schule militärisch oder bureaukratisch organisieren könne. So wenig man eine nationale, wirklich produktive Kunst durch Akademieen nach überlieferten und mumifizierten Idealen zurechtdrillen kann, so wenig kann man eine nationale, in That und Wahrheit produktive Erziehung nach gewissen, ausschließlich privilegierten und attestierten Begriffen „anordnen“ oder „verfügen.“ Die Frage ist einfach die: Ist die Arbeit des Lehrers eine handwerksmäßige, mechanische wie z. B. die Arbeit eines Schneiders, eines Kopisten oder eines drillenden Unteroffiziers, die nur Rezeptivität voraussetzt, oder setzt sie ein freies Spiel des Intellekts, setzt sie geistige Selbständigkeit und Initiative, setzt sie Finder- und Erfindergabe, setzt sie, mit einem Worte: produktive Fähigkeiten voraus? Ich denke, das Letztere ist der Fall; ich denke, der Lehrer soll das Bewußtsein haben, eine Kunst zu üben, die, wie jede andere Kunst, nur im Einklang mit der Stimme des Gewissens geübt werden kann, eine Kunst, an der noch immer zu bauen ist und ewig zu bauen sein wird und an deren herrlichem und stolzem Ausbau mitzuwirken er jeden Tag und jede Stunde berufen ist. Soweit die moderne Schule der alten in hundert Dingen voraus ist: von jener künstlerischen Freiheit besaß die alte mehr; es durchwehte sie etwas von der natürlichen, ungefesselten, mannigfaltigen und lebendigen Schönheit

des Gartens, während uns aus der heutigen Schule die Öde der Kasernen anglotzt. Weil man mit dem militärischen Drill gewisse Erfolge erzielt hat oder erzielt zu haben glaubt, möchte man ihn auf alle Gebiete übertragen. Wie weit er für den ganz beschränkten Zweck der militärischen Erziehung Wert hat, das ist hier nicht zu erörtern; für die Schule ist er nicht mehr und nicht weniger als der Tod. Der militärische Drill soll die Individualität (wenigstens für die Zwecke der Armee) vernichten, die Schule soll sie entwickeln, befreien. Die Leistungen eines Lehrers sollten beurteilt werden nach der Frage: Wie weit hat er die Geister ihrer natürlichen oder künstlichen Fesseln entbunden, wie weit hat er sie selbständig, frei gemacht? Nicht darauf sollte ein Vorgesetzter des Lehrers neugierig sein, was alles in die Köpfe hineingetrichtert worden, sondern darauf, mit welcher Lust und Frische, mit welcher Kraft und welchem Geschick sie einen neuen Stoff angreifen und bewältigen. Wäre es unserer Zeit darum zu thun, freie Menschen zu erziehen, so würde sie ihnen freie Lehrer geben. Aber wir leben ja in der Zeit der kleinen Mittel und kleinlichen Zwecke, da die gerechten Kammmacher überall blühen und gedeihen wie die Hundeblumen. Pflicht jedes wahren und ganzen Lehrers aber ist es, seine Berufsgenossen aufzurufen zur energischen Bekämpfung jener schäbigen Spezies, die sich wohl um die Striegelung der Menschheit, niemals aber um die Fortentwickelung ihrer Kultur Verdienste erwerben kann, und das Publikum zu warnen, daß es nicht seine Kinder von Kammmachern zu Kammmachern erziehen lasse, d. h. zu Wichten, die sich alles gefallen lassen, die arbeiten wie die Tierlein und sich auch sonst von solchen in keiner nennenswerten Weise unterscheiden.

In einer seiner schönsten Fabeln spricht Lessing

von zwei Feen, die an die Wiege eines Prinzen treten. „Ich schenke diesem meinem Lieblinge," sagte die eine, „den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht."

„Das Geschenk ist schön," unterbrach sie die zweite Fee. „Aber der Adler besitzt nicht allein Scharfsichtigkeit, die kleinsten Mücken zu bemerken, er besitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenk!"

Die andere dankt ihr alsdann für diese „weise Einschränkung" und meint, viele wären bessere Könige gewesen, wenn sie sich nicht bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

Wohl dem Lehrer, der von denselben Feen beschenkt wurde, und wohl der Klasse, die von einem Könige regiert wird, der alles sieht, aber das Kleinliche verachtet, der dem Großen nachjagt und zu heiliger Höhe strebt und dem die stolze Lust seiner eigenen Freiheit die Brust weitet zur Freude an der Freiheit, am Frohsinn und an der Unbefangenheit der andern.

Und da bin ich bei dem, was am Schlusse dieser Arbeit gesagt werden sollte. Zum großen Erziehungswerke gehören weiter Blick und hohe Gesinnung. Wir feierten in diesem Jahre das Andenken eines Mannes, der das besaß, was unserer Periode des pädagogischen Kleinkrams fehlt. Ich habe in dieser Zeit viel von den Verdiensten Pestalozzis reden hören; aber ich vermißte die kraftvolle Betonung dessen, worauf es doch weit vor allem andern ankommt, vermißte die Nennung des Merkmals, das ihn für uns so hell aus der Ferne der Zeiten herüberleuchten läßt; dieses Merkmal heißt G r ö ß e. Was er im einzelnen in Theorie oder Praxis geleistet hat, kommt ja dagegen wenig in Betracht: das war vielfach unvollkommen

und ist zum Teil längst überholt oder veraltet. Aber bisher nicht überholt und nicht erreicht ist seine pädagogische Größe. Er hatte jenes große Herz zum Reden und zum Handeln, jenes Herz, aus dem Flammen brechen wie aus dem glühenden Herzen der Erde, Flammen, über deren Glut die kleinen Rücksichten und Wünsche eines gewöhnlichen Lebens zu wirbelnden Staubatomen verbrennen und verwehen. Ein ganzes Leben in den Schmelztiegel werfen, um Münze daraus zu schlagen für andere: dergleichen konnte er. Und seine großen Augen sahen weit; sie mochten oft genug falsch sehen; aber sie sahen weit. Und in solchen Dingen liegt die wunderbare Kraft der genialen Geister und der genialen Herzen. Solch ein Großer steigt, während wir im Thal zwischen engen Bergmauern umhertappen und überall gegen Wände sehen, einsam und unter schweren Mühen die Berge hinauf und erreicht endlich einen Gipfel, von dem man bis in fernes Land sieht, und ruft dann: „Kommt herauf, hier übersieht man ein großes, herrliches Stück Welt, kommt und seht! Hättet ihr so etwas vermutet?“ Wir können nicht alle große Männer und Pfadfinder sein; aber jenem Rufe können wir folgen, können oben unsere Sinne und unsere Lungen vollsaugen von Klarheit und Schönheit, von Licht und Luft, um dann, in unsere Thäler wieder hinabgestiegen, weiterzuwandern, dem Ziele entgegen, mit einem neuen Schatz von Kraft, mit einem neu ergrünten Hoffen, ja mit einem neuen, seligen Wissen in der Seele. Möge uns denn der Genius jenes Großen erfüllen mit großer Liebe und großem Haß. Ja, mit Haß. Ich weiß, daß ich Worte des Hasses gesprochen habe, Worte eines tief erbitterten Hasses. Denn freilich hasse ich das kleinliche Gezücht der gerechten Kammmacher, das am Heiligtum unserer Schule mit dürren, schmutzigen

Fingern herumtastet, aus dem tiefsten Grunde meiner Seele. Das ist kein persönlicher Haß; denn was ich von Leuten dieses Grades zu leiden gehabt habe, war zu erbärmlich, um nicht bald verschmerzt zu werden. Und wenn in immer mehr und mehr gesunden Lehrerherzen solch eine grundwüchsige, tief wurzelnde Antipathie sich regte, dann wäre die drohende und an vielen Orten schon hereingebrochene Tyrannis des Kammmachertums bald abgewehrt und zerbrochen und wir könnten in freier, glückseliger Arbeit zeigen, daß unser großer Haß die Kehrseite einer großen Liebe war.



Über Nationalismus und Erziehung zum Frieden.

Meine Leser haben vermutlich den Shakespeare'schen „Kaufmann von Venedig" gelesen, und sie werden sich dann der Stelle entsinnen, da Shylock, der allerdings habgierige und rachsüchtige, aber auch in seinem Menschentum bis zur tiefsten Tiefe herabgewürdigte, geschlagene, getretene und bespieene Jude, in die Worte ausbricht:

„Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt; gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer wie ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen?"

An diese Shakespeareschen Worte wurde ich erinnert, als ich vor einiger Zeit unter Ausländern und im Auslande einer Hochzeit beiwohnte, die durch die Eigenart der begleitenden Umstände zu einem besonders ergreifenden Familienakte wurde. Der Prediger, der gut sprach, berührte in seiner Ansprache jene Umstände, und aller Anwesenden, auch meiner, der ich die Verhältnisse kannte, bemächtigte sich eine tiefe Rührung; in manchem Auge sah ich Thränen, und zugleich bemerkte ich auf allen Gesichtern eine geheimnisvolle, frohe

Spannung, von der Art, wie sie dieses Fest mit sich bringen kann: eine hoffende, erwartende Freude darüber, daß sich hier einem edlen Manne ein freundliches Geschick zu bereiten schien. Und bei dieser Betrachtung kam mir wieder einmal der naive Gedanke: „Wie seltsam, daß auch diese Angehörigen einer fremden Nation gerade so weinen wie wir, daß sie gerade so wie wir in froher Erregung zittern, daß die Erinnerung an einen geliebten Toten ihnen gerade so viel gilt wie uns.“

Das war gewiß ein sehr naiver, ein kindlicher Gedanke; aber es wird fast allen schon ähnlich ergangen sein. Ich hatte in meinem Elternhause als kleiner Knabe sehr oft Gelegenheit, Dänen, Schweden und Belgier kennen zu lernen, und ich entsinne mich sehr deutlich, daß ich bei den ersten derartigen Begegnungen in der Stille sehr angelegentliche Betrachtungen anstellte und in meiner kindlichen Einfalt sehr eingehend und genau konstatierte, daß dieser Skandinavier oder Belgier eigentlich ein ebensolcher Mensch sei wie wir Deutsche, daß er fünf Finger an jeder Hand habe und daß er beim Schnäuzen genau dieselben Manipulationen mache wie wir. Das ist, wie gesagt, sehr naiv gedacht; aber von ebensolcher Naivetät geht das angeführte Shakespearesche Zitat aus. Shakespeare, meine verehrten Leser, genießt nicht mit Unrecht noch heute das Renommee eines genialen Mannes. Es ist eines der allerwesentlichsten Merkmale solcher Männer, daß sie mit klarem, schnellem Blick das Wesentliche vom Unwesentlichen trennen und in kurzen Worten den Kern einer Sache zu geben wissen. Jener Shylock will nichts anderes sagen als das: Euer Haß und eure Dummheit haben in mir von jeher nur den Juden gesehen, und über eurem Haß habt ihr völlig vergessen, ist euch die Empfindung vollständig abhanden gekommen

dafür, daß ich auch blute, wenn ich mich in den Finger schneide, mit anderen Worten, daß ich doch zuerst und vor allem andern Mensch bin. In diesem Gedanken ist die Thorheit des Nationalismus schlagend gekennzeichnet.

Natürlich giebt es nationale Verschiedenheiten, wie es individuelle Verschiedenheiten giebt; die Welt ist nichts weniger als eine Sardellenbüchse, in der ein Stück dem andern so gleich sieht, daß man sie nicht unterscheiden kann. Und natürlich haben die Nationen so gut wie die Individuen das Recht, ihre Eigentümlichkeiten festzuhalten, solange sie Geschmack daran finden und soweit sie nicht andere Nationen im Genuß ihrer Rechte stören und beeinträchtigen. Und wo solche nationalen Eigentümlichkeiten mit offener oder versteckter Gewalt unterdrückt werden, da hat man selbstverständlich das Recht, sich auf das entschiedenste dagegen zu wehren. Unsere Chauvinisten und Teutomanen finden das auch sehr in der Ordnung, wenn es sich um Bedrängungen des Deutschtums im Auslande handelt; sie schütten aber, namentlich bei der bequemen Gelegenheit von Bierreden, eine entzückende moralische Entrüstung, eine tief sittliche Verachtung über jene Subjekte von Dänen, Polen und Elsässern aus, die ihre Nationalität nicht ohne weiteres und mit Freuden gegen das Deutschtum resp. Preußentum vertauschen wollen, eine Inkonsequenz, durch die sie denn freilich in sehr erfrischendem und erfreulichem Grade ihre Beschränktheit darthun. Wenn man dagegen eine Nation in ihren Eigentümlichkeiten ruhig gewähren läßt, so werden sich, je reicher und inniger sich der Verkehr mit anderen Nationen gestaltet, diese Eigentümlichkeiten, soweit sie ein Hindernis für die gemeinsame Thätigkeit sind, von selbst abschleifen. Für diese Thatsache haben wir einen klassischen Zeugen in

unserer Reichsregierung, die der Überzeugung lebt, daß die Elsaß-Lothringer schon jetzt, nach 25 Jahren, zum größten Teile deutsch gesinnt seien und nicht mehr nach Frankreich zurückverlangten.*) So erstaunlich schnell wie in diesem Falle dürfte nun freilich der Prozeß der Assimilation sich nur sehr selten vollziehen. Aber fest steht nach aller Erfahrung, daß die nationalen Gegensätze, wenn sie nicht künstlich aufrecht erhalten werden, sich im friedlichen Zusammenleben ausgleichen, daß die Angehörigen verschiedener Nationen, wenn sie ungehetzt zusammenkommen, sich regelmäßig ganz vorzüglich vertragen, und daß vollends unter gebildeten Menschen eine vollkommene internationale Gastlichkeit und freundwillige Höflichkeit selbstverständlich ist. Die Bildung ist wie die Wissenschaft und die Kunst, überhaupt wie alle großen und erhabenen Besitztümer der Menschheit international; die Bildung macht auch insofern frei, als sie die Nationen freimacht von der Kette der nationalen Beschränktheit. Wenn gebildete, vorurteilslose Vertreter verschiedener Nationen zusammenkommen, so erscheint es ihnen im Grunde ihrer Seele als eine grausige Abgeschmacktheit, daß sie zu irgend einer Zeit einander notwendiger Weise zerfleischen müßten.

Die Nationalfanatiker fabeln uns allerdings oft etwas vor von einem tief wurzelnden, natürlichen, instinktiven Gefühl, von einer Idiosynkrasie, welche die Völker trenne. Weil sich eine von vornherein und ein für allemal feststehende Abneigung mit keinem ver-

*) Ein nationalistischer Pfiffikus könnte hier freilich einwenden: diese schnelle Germanisierung beweise gerade, daß die Elsaß-Lothringer im Grunde immer deutsch geblieben seien und daß also die nationale Besonderheit sich sehr lange und fest erhalte. Aber daß die Elsaß-Lothringer nicht vollkommen „verwelscht" gewesen seien, als sie annektiert wurden, daß sie Deutsche gewesen seien — das dürfte selbst die Reichsregierung nicht behaupten.

nünftigen Grunde rechtfertigen läßt, weil Erfahrung und Wissenschaft, menschliches Denken und menschliches Empfinden dieser Dummheit einmütig ihre Unterstützung versagen, deshalb soll der Gegensatz „im Blut liegen“ und etwas „Mystisches“ sein. Was man nicht recht begründen kann, das sieht man gern als mystisch an. Ich bin der letzte, der bestreiten möchte, daß es Geheimnisse, daß es Mysterien giebt, die dem Menschen — wenigstens einstweilen — verschlossen sind. Aber aus Mysterien kann man keine allgemeingültigen Verpflichtungen herleiten. Und man hat allen Grund, das Wort „mystisch“ mit schärfstem Mißtrauen zu betrachten; es wird gerade jetzt, da wir am Anfang einer heftigen, übertriebenen Reaktion des „Gemüts“ zu stehen scheinen, ein ausgedehnter Schwindel mit diesem Wort getrieben. Ich für meine Person habe im Verkehr mit Ausländern immer nur das eine unüberwindliche Bedürfnis empfunden, dem deutschen Namen soviel Ehre zu machen wie irgend möglich und nach meinen Fähigkeiten und an meinem Teile zu zeigen, daß wir ein sehr genießbares, menschlich empfindendes Kulturvolk sind. Das „instinktive“ Gefühl, daß die Nationen einander hassen und zerfleischen müßten, ist nicht „geheimnisvoller“ als das „instinktive“ Gefühl gewisser Dorfsöhne, daß sie bei jeder sich ergebenden Gelegenheit die Jugend anderer Dörfer „verhauen“ müßten. Auf jener niedrigen Bildungsstufe, auf der solche raufwütigen, brutalen Leute stehen, ist der Mensch noch in allem von einer entsetzlichen Konservativität, jedes Neue und jedes Abweichende, der wenig unterschiedene Dialekt, die wenig veränderte Tracht oder Sitte eines benachbarten Dorfes ärgert ihn, erregt seinen Haß, seine Spottlust, seine Verachtung, weil er in seiner Selbstgefälligkeit oder seiner Herrschsucht, vor allem aber weil er in seiner Gewohnheit

und Trägheit gestört wird. Der wahre Pöbel ist immer daran zu erkennen, daß er keinem Menschen gestatten will, anders zu sein als er selbst. Wer in einer irgendwie auffallenden, wenn auch noch so schönen Kleidung durch die Straßen ginge, der würde, wenn er sich nicht rechtzeitig flüchtete, vom Pöbel ohne Zweifel am Ende gesteinigt werden. Und doch sollte man meinen, daß es noch ein sehr bescheidenes Verlangen des Einzelnen wäre, sich kleiden zu dürfen, wie es ihm beliebt. Gründe bedarf diese Art von Gesinnung natürlich garnicht; sie ist ganz heiliges, mystisches Gefühl. Ich entsinne mich aus der Knabenzeit mancher Schlacht, bei der das Wort „Altonaer" oder „Bahrenfelder" mehr als reichlich genügte, um eine edle, mystische Kampfesfreude in uns zu entfachen und uns zu lebensgefährlichen Hieben zu begeistern. Der Dorfpatriotismus ist in ganz demselben Maße kindlich, und es liegt sehr nahe, daß die Lehre: Franzosen, Dänen, Russen seien verfluchte Hunde, die man hauen müsse, daß die Lappen flögen, in dem rohen Konservatismus bildungsloser Massen und überhaupt in der Unduldsamkeit der Beschränkten noch immer einen weiten und fruchtbaren Boden findet.

Wenn aber kein natürliches, ursprüngliches Gefühl die Nationen gegen einander treibt, wo ist dann die zwingende Notwendigkeit zum Kriege vorhanden? Daß Interessenkämpfe durch internationale Schiedsgerichte zu entscheiden sind, ist durch zahlreiche Beispiele bewiesen. Noch im vorigen Jahre hat das Volk der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika durch energische Desavouierung seines Präsidenten schlagend dargethan, daß es die venezolanische Frage nicht durch einen Krieg entschieden sehen wolle, und es hat ebenso schlagend bewiesen, daß ein einiges Volk seinen Willen durchzusetzen vermag. Cleveland war (nach dem

Zeugnis von Amerikanern) mit einem Schlage zum unpopulärsten Mann im ganzen Lande geworden.

Ich will mit alle dem nicht sagen, daß ein Deutscher nicht eine russische Besonderheit unangenehm empfinden könne, daß es aus Anlaß solcher Unterschiede nicht hier und da einmal zu Reibereien zwischen Einzelnen kommen könne. Namentlich ist dergleichen zwischen zwei Völkern von sehr verschiedener Kulturstufe möglich. Die Unterschiede der Bildung bedeuten ja für das Zusammenleben der Einzelnen wie der Nationen eine weit tiefere Kluft als irgend ein anderes Moment. Aber selbstverständlich hat jeder die Besonderheiten derjenigen Nation zu respektieren, bei der er Gastrecht genießt, und keinesfalls ist der Krieg das geeignetste Mittel, solche Kulturunterschiede auszugleichen. In älteren Zeiten mochte es vielleicht angehen, Eroberungskriege zur Ausbreitung der Kultur zu unternehmen; heutzutage besorgen Eisenbahn und Telegraph dieses Geschäft erheblich besser und gründlicher.

Auch will ich mit diesen Ausführungen beileibe nicht die Vaterlandsliebe als etwas Wertloses, Gleichgültiges oder gar Schädliches hinstellen. Die Vaterlandsliebe erwächst aus der Heimatsliebe und diese aus der Gewohnheit, die unser aller Amme ist. Wenn wir bald nach unserer Geburt nach Paris oder Bombay versetzt werden, so entwickelt sich in uns ein Heimatsgefühl für Paris oder Bombay, weil wir uns an Paris oder Bombay gewöhnen. In dem edlen Adalbert von Chamisso, der erst als Neunjähriger sein Geburtsland verließ, entwickelte sich nach und neben dem französischen ein stärkeres deutsches Heimatsgefühl. Das primitive Heimatsgefühl hat auch Peter in der Fremde. In Deutschland wie in anderen Ländern giebt es viele solcher Peter. Sie sind aber leider nicht entfernt so bescheiden wie der Originalpeter, der sich hinter den

Ofen verkriecht und sich seiner Beschränktheit schämt. Sie verzapfen bei großen Kommersen diese ganz banale Gewohnheitsliebe als Vaterlandsliebe, sie bekneipen sich darin durch schwülstige Reden, und dann treten sie in die Öffentlichkeit hinaus und rempeln ruhige und anständige Leute an und brüllen: „Schlagt ihn tot; er hat keinen so heilig fühlenden Busen wie wir!" Natürlich sind es gerade diese Patrioten, die vor einem gerissenen Chinesen so würdelos um Gelegenheit zum Profit betteln, daß so unchauvinistischen Leuten wie mir um dieser Landsleute willen die Schamröte ins Gesicht steigt.

Jenes ganz selbstverständliche, allerdings süße, aber völlig verdienstlose Heimatsgefühl wird erst dann zu dem edleren Gefühl der Vaterlandsliebe, wenn der Einzelne sich klar darüber wird, daß die Menschen eines Stammes und — was das Wichtigste ist — einer Sprache, daß die Menschen, die unter denselben geographischen und historischen Voraussetzungen leben und die durch jahrtausendlange Gewohnheit miteinander verbunden sind, daß diese Menschen eine gemeinsame Kulturaufgabe zu erfüllen haben. Jede Nation strebt auf ihre Weise dem großen Humanitätsideal entgegen. Die Nationen marschieren getrennt und sie schlagen vereint die Feinde der Menschheit. Die Natur sucht, hier wie überall, einen und denselben Gedanken durch eine Vielheit von Formen zu verwirklichen. Und da es ein zweifelloses Natur- und Vernunftrecht der Nationen ist, daß sie selbständig und auf *ihre* Weise die großen Kulturideen verwirklichen, daß sie auf *ihre* Weise den Faden weiterspinnen, den sie begonnen haben, so darf keine fremde Nation sie in ihrer Arbeit stören und sie zwingen, den eigenen Faden zu zerreißen und aus fremdem Flachs und auf anderer Spindel einen neuen zu beginnen, darf kein Franzose

zu Deutschen kommen und sagen: ihr sollt von jetzt ab mit französischer Sprache, mit französischen Anschauungen und Gebräuchen die Ideale der Menschheit verwirklichen, und es dürfte ziemlich selbstverständlich sein, daß dieselbe Gewalt ebenso wenig den Franzosen von Deutschen angethan werden darf. Wo ein Volk das andere in solcher Weise vergewaltigen wollte, da geböten es nicht nur Vaterlandsliebe und Ehrgefühl, sich unter Drangabe von Gut und Blut zu wehren, sondern gerade für die höchsten Interessen der Menschheit müßte man die Rechte der Nationen verteidigen. Denn eine aufgezwungene Uniformität bedeutet immer das Ende alles Lebens.

Für die „Freiheit von fremdem Joche“ sind nun stets die Reaktionäre und Chauvinisten, die Finsterlinge und Despoten außerordentlich begeistert gewesen; daß dies aber im Grunde kein eigentliches Freiheitsbedürfnis war, ersieht man daraus, daß sie für die Freiheit von einheimischer Tyrannei ganz verteufelt wenig Neigung und Gefühl hatten. Die Kämpfer der Freiheitskriege zogen mit der frohen Zuversicht in den Krieg, daß sie sich nicht nur die Freiheit von der Napoleonischen Gewalt, sondern auch die nationale Einheit und die Freiheit im Innern erringen würden. Als aber die Blutarbeit gethan und die nationale Schranke wieder aufgerichtet war, als vor allen Dingen die dynastischen Interessen befriedigt waren, da war das Interesse der Herrscher und ihrer chauvinistischen Helfer überhaupt befriedigt, und die Regierungen dachten weder daran, die verpönte nationale Einheit noch die politische Freiheit zu gewähren; dafür aber folgte für alle jene Seelen, die so frech waren, einen echten und konsequenten Freiheitsdurst zu äußern, eine Periode infamster Unterdrückung und Verfolgung. Der Teutomane Ernst Moritz Arndt, dessen widerwärtige

Franzosenfressereien im Lichte der damaligen Zeit allenfalls erklärlich waren, leider aber noch unserer heutigen Jugend als Muster patriotischer Gesinnungslyrik aufgedrungen werden, ist neben Jahn, Sand, Maßmann, Fries, Follen und anderen eine für die Beschränktheit des Nationalismus recht bezeichnende Erscheinung. Er, der den Mund für die nationale Freiheit bis zur höchsten Unschönheit vollnahm, war im Grunde ein vollkommener Reaktionär; er kämpfte gegen die Entwickelung der Industrie im Interesse der alten Zünfte, wetterte gegen den Dampf und die Maschinen, trat für Stammgüter und Majorate ein und für strengste Abschließung des Adels gegen Bürgertum und Proletariat. In seinen schwülstig unklaren Worten „Von Freiheit und Vaterland“ schilt er erst weidlich über jene, die da sagen: wo es mir wohl geht, da ist mein Vaterland; wo ich am wenigsten geplagt werde, da blüht meine Freiheit; dann sagt er überraschend richtig: „Da ist die Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt“; daß einem das aber auch in Teutschland unmöglich gemacht werden könnte, das liegt für ihn ganz außer Betracht; denn er spricht nur von „fremden Henkern“ und „fremden Treibern“, nicht von einheimischen. Und sehr komisch ist, daß er die Freiheit vor allem definiert als die Erlaubnis, in Sitten, Weisen und Gesetzen der Väter und Urelterväter leben zu dürfen. Diese Erlaubnis werden die Unterdrücker in der Regel sehr gern geben; es ist ihnen nur fatal, wenn man in den Gedanken der Gegenwart und den Idealen der Zukunft leben möchte. Und als ihm später die preußische Regierung nicht gestattete, so zu leben, „wie es dem tapferen Herzen gefällt“, da erwies er sich gegen die einheimischen Henker und Treiber unsagbar viel zahmer und weniger tapfer als gegen die Franzosen, und nirgends zeigte er das Bestreben,

jene Henker und Treiber zu fressen. Dieser E. M. Arndt, der für seine Zeit gewisse Verdienste hatte, ist für unser heutiges Gefühl ein Patriot, wie er nicht sein soll, und für die nationale Erziehung kein Vorbild, wie wir es brauchen.

Unter nationaler Erziehung verstehe ich, daß man der Jugend Liebe und Achtung einflöße für die Kulturschätze des eigenen Volkes, daß man ihr die spezifische Kulturaufgabe der eigenen Nation klarmache und in ihr Begeisterung für diese Aufgabe erwecke, daß man in ihr die guten nationalen Eigentümlichkeiten stärke und die nationalen Schwächen mit besonderer Energie bekämpfe, daß man endlich in ihr die Überzeugung erwecke, nach menschheitlichem Maße gemessen sei die eigene Nation nicht besser und nicht schlechter als jede andere, oder, wenn man es religiös ausdrücken will: vor Gott seien alle Nationen gleich. Man soll die Jugend unterweisen nach den Grundsätzen des alten französischen Offiziers in Sterne's „Empfindsamer Reise“: „Le pour et le contre se trouvent en chaque nation; überall findet sich ein Gleichgewicht des Guten und Bösen, und nichts als diese Erkenntnis kann die eine Hälfte der Welt von dem Vorurteil befreien, welches sie gegen die andere gefaßt hat“. Eine solche Erziehung paßt aber den Gewaltherrschern und ihren beschränkten chauvinistischen Helfern ganz und garnicht ins System. Ihr Ideal heißt, wenn sie es auch wohlweislich nicht so nennen: Nationaldünkel und Fremdenhaß. Die Despoten und Reaktionäre haben von jeher das allerlebhafteste Interesse daran gehabt, die Nationen zu entzweien und so schroff wie möglich von einander zu trennen. Divide et impera, d. i. teile, entzweie, um zu herrschen: diese Tyrannenweisheit wird mit ganz besonderem Eifer auf die Stellung der Nationen zu einander angewandt, und in der That ist

für die Gewaltherrscher jeglicher Art nichts bedenklicher, als wenn die Völker sich die Hände reichen.*) Ich brauche hier nicht erst zu bemerken, daß die eigentlichen Vergewaltiger eines Volkes keineswegs immer auf Thronen und Ministersesseln zu suchen sind; in der Regel wird ein Volk von ganz anderen Leuten beherrscht als von denen, die dem Namen nach an der Spitze stehen. Es wäre deshalb sehr verkehrt, die systematischen internationalen Verhetzungen stets auf autokratische oder autokratielüsterne Herrscher und ihre Organe zurückzuführen; vielmehr sind es neben diesen gewisse mächtige Gruppen von agrarischen, industriellen und kommerziellen Interessenten, die in dem Wechsel der internationalen Verstimmungen oder Versöhnungen nach günstigen Konjunkturen ausblicken und denen nichts fataler ist, als wenn das große Publikum von Arbeitern und Konsumenten die Freizügigkeit gar noch über die Grenzpfähle und Zollschranken hinaus ausdehnt und den großen Kartellen des Kapitals gegenüber internationale Verbindungen materieller oder geistiger Art schließt. Ich brauche hier die Wörter „Transvaal" und „Chartered Company" nur zu nennen, um zu zeigen, wie Kriege entstehen können und welch kriegerische und explosive Gesellschaft auch die Spezies der Pfeffersäcke und Couponschneider bilden. Beiläufig weiß man sich der anarchistischen Attentäter gegen das Leben Einzelner recht gut zu versichern und sie zu vernichten, und man thut recht daran; großkapitalistische Vereinigungen von Mördern und Dieben aber, die leichten Herzens das Blut von vielen Tausenden auf sich laden, pflegt man mit Handschuhen von zartestem Leder anzufassen. Alle Hetzer aber, ob sie nun aus klug berechnetem Interesse

*) Vgl. die treffenden Worte Gottfr. Kellers über diesen Gegenstand im ersten Bande dieses Werkes.

oder aus traditionell beschränktem Chauvinismus hetzen, verfolgen mit Eifer das Ziel, in uns und unseren Kindern gerade das Gefühl zu ertöten, daß wir auch unter Russen, Franzosen, Engländern, Dänen, oder welchem Volke sonst, Mensch mit Menschen sind, daß sie gerade so bluten und gerade so hassen wie wir, wenn man sie an Leib oder Seele verwundet, und man sucht uns und unseren Kindern dafür unter Androhung von Verachtung und Verfolgung und unter schwülstiger Anrufung „heiligster" und „geheimnisvollster" Mächte Vorstellungen einzubleuen, die ungefähr darauf hinausgehen, daß die Russen die Nase am Hinterkopf haben und die Franzosen mit Klauen und mit dem teuflischen Vorsatz geboren werden, Deutschland zu zerfleischen. Daß die Menschen aller Nationen nackt und bloß geboren werden, auf die Hülfe ihrer Mitmenschen angewiesen, daß alle Menschen um ihr bißchen Dasein ringen müssen bis zum letzten Atemzuge, daß derselbe allmächtige Ernährungs- und Vermehrungstrieb uns alle bewegt, daß wir alle zusammenstehen im Kampf gegen die furchtbaren Gewalten der Natur, alle in ihre Geheimnisse einzudringen suchen und zu denselben Sternen mit sehnsüchtigem Forscherblick hinaufschauen, daß vor allen Menschen dasselbe schrecklich-süße Rätsel des Lebens steht, daß dieselbe Liebe, derselbe Haß, dieselbe Begeisterung, dieselbe Verzweiflung uns schütteln, daß über allen Menschen zu jeglicher Stunde die schwarze Wolke des Unglücks hängt, bereit, Blitze und verheerende Schauer auf uns herabzusenden, und wir in Leid und Freude einer des andern bedürfen, daß wir alle in Hoffnung und Entzücken Kinder und Enkel, Gatten und Freunde umarmen und ihren Dahingang in tiefstem Jammer beweinen und daß uns alle endlich der Tod mit gleichem Sensenschwunge dahinrafft: alle diese Kleinigkeiten müssen in den

Hintergrund treten vor der gewaltigen Thatsache, daß die Franzosen im ganzen vielleicht etwas leichtsinniger, dafür aber auch beweglicher und stolzer sind als die Deutschen und wir Deutschen im ganzen vielleicht etwas beständiger, dafür aber auch träger und unterwürfiger sind als die Franzosen; alle jene Kleinigkeiten müssen zurücktreten vor der die Nationen ewig trennenden, unerhörten Thatsache, daß die Franzosen zuweilen moralische und geographische Sünden begehen, die wir Deutschen nicht immer vermeiden. Es liegt System in der Art und Regelmäßigkeit, mit der unsere Chauvinistenblätter Notizen und Artikel bringen, die die Qualitäten einer gerade befehdeten Nation herabsetzen und den Haß und die Verachtung gegen diese Nation schüren sollen. Der Nationalhaß darf nicht einschlummern; denn sonst verschlechtern sich die Chancen derer, die beim Zwist der Völker die Rolle des Dritten spielen, der sich freut. Wenn im Auslande in irgend einem Buch oder einer Zeitung eine Dummheit gemacht wird, wenn dort ein moralischer Skandal sich aufthut oder ein Fall von Deutschenfresserei vorkommt, so ist das für die gesamte nationalwütige Presse ein gefundenes Fressen, und auch die nichtigste Kleinigkeit wird mit kindischer Freude breit getreten und ausgebeutet. Ob auswärtige Blätter in demselben Maße albern und kleinlich sind wie die entsprechenden deutschen Journale, kann ich nicht sagen, da ich sie nicht in gleichem Maße kontrolieren kann; groß dürfte der Unterschied jedenfalls nicht sein. Zweifellos würden die deutschfeindlichen Zeitungen um Stoff nicht verlegen sein. Wenn in französischen Schulbüchern der Rachekrieg gegen Deutschland gepredigt wird, so ist das gewiß tief zu bedauern. Aber nichts Besseres thun wir, die wir doch die Sieger waren, wenn wir unseren Kindern vom „Erbfeind“ vorreden, wenn wir

sie in Zeiten des Friedens Lieder lernen und deklamieren lassen, in denen es heißt:

„Es jauchzen die Trompeten auf,
Und die Standarte fliegt:
„Marsch, Marsch, in Gottes Namen drauf!
Haut ein, bis alles liegt!"

oder wenn wir noch heute lernen lassen:

Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut;
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache;
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

wenn Paris „die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd" genannt und von „ihrem Raub" gesprochen wird. Was sollen unseren Kindern solche Worte, die allenfalls in der Zeit des Krieges ihre Berechtigung hatten, was soll ihnen vor allen Dingen die blödsinnige Verdrehung, daß die Unterthanen der Napoleonen in Bausch und Bogen Räuber, Mörder und Mädchenschänder seien, während die Verantwortung doch nur ihre Vergewaltiger trifft, die sie mit Gewalt in den Krieg trieben? Thun wir etwas Besseres als die französischen Chauvinisten, wenn wir fortgesetzt unsere Kinder Verse lernen lassen wie:

„Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand;
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund."

oder Verse wie:

„Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten,

Mit Henkerblut, Franzosenblut, —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache."

oder

„Nun nach Frankreich! Nun nach Frankreich,
Ins Franzosenparadies!
Straft das Land der bösen Heiden!"

oder

Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

oder

Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu töten, das deucht ihnen gut.

oder

Aber horch! der freche Franke
Neidet unser Glück und schnaubt.

oder

Hei, lustige Streife! hei, köstlicher Scherz,
Wenn der Maire seine Bücklinge macht!
Doch freudiger wächst dem Ulanen das Herz,
Wenn die Schlacht durch die Ebene kracht.

oder

Und besser kam's. Gewehre um! So spart ihr manchen Schuß.
Die Franzen hüpften dutzendweis gleich Fröschen in den Fluß,
An dreißigtausend kamen um, da war die Jagd vorbei.

oder die mit Rücksicht auf die Franzosen ergangene liebenswürdige Einladung:

Erwürgt die fluchbeladnen Schergen!
Zermalmt das frevle Mordgeschlecht!

oder

„Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt,
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch;
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Hinterdrein ließ erklingen sein Hussa der Held.
Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!

oder

„Schlagt hunderttausendarmig darein,
Es kann nicht genug geschlagen sein!"

oder

„Gebt kein Pardon! Könnt ihr das Schwert nicht heben,
So würgt sie ohne Scheu!"

oder

„Der Bauer, der sich selbst macht Luft,
Den Feind, den Schuft selbst pufft und knufft,
Der Bauer ist kein schlechter Schuft."

oder

„Ich muß hinaus. Auf Gott vertrau!
Des Feindes Blut ist Morgentau."

oder

„Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei."

oder

„Drei Nacht und drei Tag
Währte der Leipziger Lerchenfang;
Hundert fing man auf einen Gang,
Tausend auf einen Schlag."

oder

„Die seichte Pleiß ist von Blut geschwollen,
Die Ebenen haben
So viel zu begraben,
Daß sie zu Bergen uns werden sollen."

oder

„Meinen Säbel will ich schwingen,
Meine Kugel, die soll klingen,
Gelten soll's Franzosenblut."

oder

„Auf gegen welschen Lügentand...
Ha! hört ihr frech die Welschen tönen?" ꝛc.

oder

„Ihr wäget ab der Völker Rechte?
Ihr Sklaven vor dem Korsenthron!
Seid frei genannt, ihr feilen Knechte?
Und heißt die große Nation?
Dies stolze Wort, wir wollen's brechen." ꝛc.

oder

„Zu fröhlichem Reihen wir schwingen den Hut,
Blut und Eisen — Eisen und Blut!"

oder

„Nun hat die welsche Drachensaat
Gekündigt uns den Frieden —
Die Rotte naht" ꝛc.

oder

„Das sind die Franzosen, mein liebes Kind,
Sie kommen bei Nacht, wie der Wolf zum Raub,
Sie machen viel Wind und machen viel Staub,
Und heulen nach Blut uud nach Beute,
Raublustige hungrige Leute....
Juchhei! Nun mit Sturm auf die Windmacher los!"

oder

„Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott...
Komm über ihn und seine Brut
Das frevelhaft vergossne Blut."

oder

„Dem verlogenen Feinde nun setzen wir zu
Und reimen ihm Hiebe auf Diebe."

oder

„Du kannst kein Deutsch — wir lehrens dich!
Marschiere, Feind, marschiere!
Und ihr macht den Gedankenstrich
Recht derb, ihr Kürassiere!
Wie deutsch man schreibt, das lernt ihr heut,
Französische Soldaten! —
Flugs auf die blut'ge Schrift gestreut
Als Streusand die Granaten!
Ulanen her in flottem Trab!
Herbei mit euren Lanzen!
Ihr haltet mit dem langen Stab
Die Ordnung bei dem Tanzen."

oder

„„Hübsch ruhig sein, sonst kommt die Rut'!"
Verfluchter welscher Übermut."

oder

„„Krieg!" ruft er und „Krieg!" erschallt es
Aus dem Volk, so *tief entartet*."

oder

„Wir treiben mit dem Stecken die Franzen aus dem Land!
Und bläst das Glück die Segel nicht gleich von Anfang auf —
So drischt mit seinem Flegel jedweder Bauer drauf!
Das wird ein freudig Schlagen! hei, Deutschland, Mann an Mann!
Hei, wie das schallt und schmettert, hei, wie das dröhnt und kracht,
Hei, wie das fröhlich wettert, daß uns das Herze lacht!"

oder

„Wir woll'n in Schlachtenwettern
Ja liebend schützen, was recht,
Jedoch zusammenschmettern
Da drüben das Lügengeschlecht!"

oder

„Hurra, ihr Berliner! ihr Kinder der Mark!
Euch kümmert „den Deibel" der fränkische Quark!
Was Zephyr, was Turko, was schwarzes Gesicht —:
„Nur fest uf die Weste, wir jraulen uns nicht!""

oder

„Dort welscher Trug und welsche Tücke,
Hie deutsche Treu und deutsche Kraft...
Wie Wetter Gottes dreingefahren
Auf Turkohund und Zuavenschelm!"

oder

„Schwöret, daß am heim'schen Herde
Sich kein Tapfrer niederläßt,
Bis vertilgt von dieser Erde
Das verfluchte Korsennest (Paris)!"

oder

„Und seine Schwingen hob der Preußenaar,
Da flohn die nimmersatten fränk'schen Geier;"

oder (in einem Gedicht an den Grafen Bismarck)

„Und kommt's an dich, so mach uns froh,
Und thu die letzte That,
Und schreib die Zech' auf Folio —
Nur sei kein Diplomat!
Den Welschen nimm, so viel dir lieb, ...
Sack' ein, teil aus und nimm und gieb..."

oder

„Tilgt sie aus, die welschen Knechte!"

oder

„Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Sie dürsteten alle Franzosenblut."

oder, in dem „Schwur des deutschen Knaben Robert",

„Auch schwör ich heißen, blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem franschen Tand...
Du großer Gott, o steh mir bei,
Daß ich es halte wahr und treu."

Für dergleichen Gotteslästerungen reicht das religiöse Feingefühl unserer verfolgungslustigen Mucker allerdings nicht aus, und doch ist das ein Gebet wie dasjenige Franz Moor's: „Ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, mein Herrgott!"

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Zur Hölle mit den welschen Affen!...
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt Adler, Wölfe, Krähen, Raben,
Wir laden euch zur Tafel ein."

Ist gegen Menschen, die dergleichen in „patriotischem" Wahnsinn deklamieren oder — von Kindern! — deklamieren lassen, ist gegen sie nicht ein Stier, der wider

ein rotes Tuch wütet, ein vernunftbegabtes, zielbewußtes Wesen? Wenn dergleichen zur Zeit eines verzweifelten Befreiungskampfes, als man glaubte, die boshaftesten Feinde der Einheit und Freiheit seien außerhalb, nicht innerhalb der Grenzen zu suchen, wenn es damals für große Leidenschaft gelten konnte, so ist das Ausschreien solcher Verse in Friedenszeiten und gar nach einem Siege nichts weiter als eine nakte, ekelhafte Roheit. Wie man aus den angeführten Zitaten sieht, steht der dichterische Wert solcher Kraftleistungen durchweg auf der Höhe des sittlichen. Dem Schlächterpatriotismus versagt sich die Muse mit großer Entschiedenheit, und so hat denn die Aufreizung zum Völkerhaß eine Flut von abgeschmackten, bornierten Tendenzphrasen gezeitigt, wie sie die revolutionäre Dichtung, mag sie noch so blutrünstig sein, bei weitem nicht aufweisen kann. Auch wirkliche Poeten entgleisen hier mit einer frappanten Regelmäßigkeit und unter diesen Rückert, der von unseren bedeutenden Dichtern am meisten Talent zur Geschmacklosigkeit besaß, am häufigsten und gefährlichsten, es sei denn, daß jemand Arndt für einen bedeutenden Dichter hält, in welchem Falle Rückert seinen Platz natürlich an diesen abtritt. Interessant ist es, wie klobig der sanftlebige Emanuel Geibel werden kann. Körners Kriegslyrik ist zur größeren Hälfte auf einen edlen, würdigen Ton gestimmt, diejenige Schenkendorfs fast ausschließlich. Von ihm kann man lernen, wie man mit Ehren und Anstand zum Kriege singt. Hier folge noch ein Beispiel eines tollgewordenen Geschmacks:

„Kommt der Störenfried Franzos,
Meine Deutschen, auf ihn los!

Auf den Lügner Knall und Hieb!
An den Galgen mit dem Dieb

Und für seine Niedertracht
Endlich ihm die Zech gemacht!

Schon wie Bruder Liederlich
Avanciert er hinter sich,
Bis er sich von Stadt zu Stadt
Nach Paris gelogen hat.

Immer, immer zugemäht,
Wo noch ein Franzose steht,
Der den Afrikanerschund
Auf uns hetzte wie den Hund! —

Horch der Feldherr: Sieg! und Sieg!
Gott sei Dank für solchen Krieg!" 2c. 2c.

und was der Abgeschmacktheiten und Roheiten des „Vater Arndt" und seiner Geistesverwandten noch mehr sind. Ich entsinne mich, daß einem meiner Lehrer, der sonst kein lässiger Franzosenhetzer war, jenes Lied vom Feldmarschall doch über die Schnur ging und als eine große Roheit erschien. Wenn man in einem gerechten Kriege einen Sieg gewinnt, so hat man gewiß ein Recht, sich zu freuen; aber dieses Schwelgen in der Ausmalung des Elends, das den Feind betroffen, diese Freude am Dreinhauen ist durchaus nichts Edleres als das viehische Behagen, mit dem Raufbolde und Straßenjungen prahlen, daß sie so und so vielen das Nasenbein zertrümmert oder die Augen blau geschlagen haben. Aber unsere Kinder müssen das lernen, singen und sagen. Sie müssen die alten dummen Floskeln wiederkäuen vom „welschen Bubentand" und „welschen Trug", von der „alten Babel an der Seine" und „ihrem frechen Lustgesange", dem das „keusche deutsche Ohr" sich natürlich verschließt, vom „welschen Banditenheer", „fränkischen Schergen", „feilen Henkersknechten", von „krächzenden fränkischen Raben" und von gallischen

Bösewichtern, von der „Schlange im Westen, die mit Sirenensange den frommen deutschen Geist vergiften möchte“, von den „Schelmfranzosen“, von dem „Sündenpfuhl“ Paris, der „Schule des Verrats und der Tücke“, alle diese widerwärtigen Abgeschmacktheiten, die zu jener Zeit in Schwung kamen, als bei Burschenschaftern und Turnern die Teutomanie ausbrach und auch Knotigkeit und Borniertheit für deutsche Biederkeit und Treue galten. Ich habe schon wiederholt erklärt, daß ich solche Übertreibungen des Nationalgefühls im Lichte der damaligen Zeit verstehen kann; für uns aber haben sie doch, wenn sie unablässig wiedergekäut werden, etwas verteufelt Lächerliches und für unsere Kinder etwas im höchsten Grade Verderbliches. Heutzutage glaubt ja doch kein vernünftiger Mensch, daß eine Nation an sich geistig und moralisch tiefer stehe als die andere; wir wissen ja doch sehr gut, daß so gleichmäßig entwickelte Kulturnationen wie Franzosen, Engländer, Skandinavier und Deutsche einander in sittlicher und intellektueller Hinsicht im ganzen durchaus ebenbürtig sind, wenn auch in einzelnen Dingen ein Volk dem andern voraus ist. Wenn Paris eine etwas anrüchige Dame ist, so sind Wien, Berlin, London, Kopenhagen, Stockholm und Christiania keine zweifellosen Ehrenjungfrauen. Die Nationalität ist sittlich indifferent wie das Temperament; wie ein Phlegmatiker nicht eo ipso moralischer ist als ein Choleriker, so ist der Holländer nicht als solcher schon sittlicher als der Franzose oder Spanier. Aber kultivierter als der Spanier ist der Holländer, und darum wird ein gebildeter Mensch lieber mit Holländern als mit Spaniern zu thun haben. Jeder gebildete Mensch weiß ferner, daß es ein Hauptmerkmal beschränkter und unwissender Leute ist, nach einzelnen Vorkommnissen schlankweg zu verallgemeinern und z. B. die Franzosen wegen dieses

oder jenes Skandals generell zu beschimpfen, wie auch jeder Zurechnungsfähige weiß, daß es niemals einer Nation *als solcher* in den Sinn kommt, über eine andere herzufallen, daß sie immer erst durch eine kräftige Dosis von Reizmitteln berauscht und fanatisiert werden muß und daß auch dann noch die weitaus meisten an die Blutarbeit gehen, nicht weil sie wollen, sondern weil sie *müssen*, weil einer durch den andern in Schach gehalten wird. Selbst bei solchen Leuten, die in stürmischen Zeiten noch in einen chauvinistischen Schwindel geraten, die sich in 10 Minuten durch ein bißchen diplomatisches Depeschenspiel, durch offiziöse Stimmungmacherei und durch tollwütige Preßartikel zu einem recht erbaulichen Haß gegen jede beliebige Nation hinaufdrehen lassen, selbst solche Leute haben bei normaler, ruhiger Verfassung ein ganz deutliches Bewußtsein davon, daß die Nationalität eines Menschen sich zu seinem Menschentum etwa so verhält wie die Erhebungen der Erdoberfläche zum Durchmesser des Planeten, daß ein Mensch erst 2000 mal Mensch ist, ehe er einmal Spanier oder Italiener ist, daß auf 2000 Teile Menschentum erst ein Teil nationale Eigentümlichkeit kommt. Unsere Erziehung, namentlich unsere Schulerziehung erweckt nur zu oft die Vermutung, als wenn sie das entgegengesetzte Verhältnis annähme, als wenn es ihr darauf ankäme, zuerst und besonders stark das Gefühl der nationalen Separierung zu kultivieren und nur, soweit die nationale Absonderung es zuläßt, im Kinde den Menschen heranzubilden. Der im allgemeinen höchst dürftige Geschichtsunterricht bietet den Kindern nicht Weltgeschichte und nicht Kulturgeschichte, die beide den Schülern gerade die Gleichheit menschlichen Strebens und menschlichen Schicksals und somit die Solidarität der menschlichen Interessen nahe-führen könnten, sondern er besteht zu neun Zehnteilen

in nationaler Kriegs- und Dynastieengeschichte. Vom Auslande ist in der Regel nur dann die Rede, wenn es sich um Verbrechen desselben gegen Deutschland handelt; dagegen werden die Raubzüge deutscher Kaiser ins Ausland als zweifelloseste Heldenthaten charakterisiert oder doch mit schonendster Milde behandelt, und solche Fälschung und bewußte Irreleitung der Kinder nennen hohe und höchste Unterrichtsbehörden dann nationalen Unterricht und rühmen sich dessen als einer herrlichen und selbstverständlichen Sache. Die Einfälle Ludwigs XIV. in Deutschland, die Verwüstung der Pfalz, die Wegnahme Straßburgs rc. waren gewiß Verbrechen der schändlichsten Art; aber ich vermag nicht einzusehen, inwiefern die Eroberungen solcher Blutmenschen wie Karls des Großen und Friedrich Barbarossas eine freundlichere Beurteilung verdienen. Eine sogenannte „Kulturmission", wie sie Karl mit der Unterwerfung der edlen, freien, heidnischen Sachsen erfüllt haben soll, ließe sich natürlich auch für Ludwig XIV. heraustüfteln, und seine Verwüstung der Pfalz war jedenfalls nicht scheußlicher als die Hinrichtung der 4000 Sachsen zu Verden an der Aller oder die Zerstörung Mailands. Aber Karl und Friedrich sind „nationale Helden"; Ludwig XIV. ist es ja auch für die französischen Nationalisten.*) Das herangewachsene Kind verläßt

*) Bezeichnender Weise spricht man jetzt viel von „patriotischem Geschichtsunterricht". Das ist eine contradictio in adjecto und ein Pleonasmus zugleich. Die Geschichte ist eine Wissenschaft, und an einer Wissenschaft hat keine Nation, keine Partei und keine Dynastie ein Vorrecht. Geschichte erzählt, was *geschehen* ist, ohne Unterschlagung und Hinzufügung, nicht, was irgend jemand, und sei es auch ein Fürst, gern erzählt haben möchte. Verbinden und ergänzen darf der Geschichtsschreiber nur in Übereinstimmung mit seinem wissenschaftlichen Gewissen, nicht nach irgendwelchen Sonderbedürfnissen. Erzählt nur unseren Kindern und jungen Leuten recht eingehend, was im deutschen Lande *geschehen* ist,

die Schule fast immer mit einem bloßen oder doch wenig bekleideten Namen- und Zahlengerippe, das zusammengefügt ist aus den Anfangs- und Endjahren der Kriege und Regierungszeiten und den Jahreszahlen großer Schlachten. Der Schüler muß die Vorstellung mit ins Leben hinausnehmen, daß Kriege, Feldherren und Fürsten und unter diesen weit vor allen die besonders kriegerischen Fürsten die eigentlichen, die einzigen Weltbeweger seien. Ist es da ein Wunder, wenn sich fürs ganze Leben die Vorstellung festsetzt, der Krieg sei der erste und mächtigste Faktor der geschichtlichen Entwickelung und darum aus der Geschichte der Menschheit garnicht wegzudenken? Seit langem sind einsichtige Pädagogen bemüht, dieser Art von Geschichtsunterricht ein Ende zu machen; aber diejenigen, die diese Reform zu gunsten einer chauvinistischen Kriegs- und Dynastieengeschichte hindern, wissen wohl was sie rühren: wenn den Kindern deutlich und ausführlich zum Bewußtsein gebracht würde, was alles in der Welt *neben* den Kriegen und *ohne* die Kriege und *trotz* der Kriege geschieht, dann würden sie sehr bald in diesen Kriegen nicht mehr etwas Normales, nicht mehr eine gesunde Emotion, sondern eine höchst unnötige und scheußliche Ausschreitung menschlicher Leidenschaften erblicken. Die in den Schulen gebräuchlichen Lesebücher für Oberklassen haben eine sehr vielseitige Bestimmung: sie sollen aus den verschiedensten Gebieten des Wissens, aus Geographie und Geschichte, aus Physik und Chemie, aus Zoologie, Botanik,

und es müßte ein sonderbares Herz sein, das nicht mit seinem Volke fühlen, denken und streben lernte. Das ist unter allen Umständen patriotischer Geschichtsunterricht. Wer aber leichtsinniger oder bewußter Weise z. B. im Interesse einer Dynastie, sei es durch Aussprechen oder Verschweigen, die dicksten Geschichtslügen verbreitet, der beweist, daß ihm seine Faulheit und sein Unterwürfigkeitsinteresse weit über den Patriotismus geht.

Mineralogie, Technologie u. a. m. die interessantesten und wissenswertesten Dinge bringen, und sie sollen vor allen Dingen das Beste und Charakteristischte von den Schätzen der nationalen Litteratur enthalten. Schlägt man aber ein solches Buch auf, so wird man nicht selten finden, daß 1/5 bis 1/3 des ganzen Buches von Kriegen und Schlachten, kriegerischen Fürsten und ihren Feldherren mit Beschlag belegt sind. Alle Register des blutrünstigen Nationalismus werden da aufgezogen; nahezu sämtliche Feldherren aller Kriege bilden den häufigsten Umgang des Kindes, um die Seydlitz und Ziethen, Schwerin und von Keith, Blücher und Gneisenau, York und Scharnhorst, Moltke und Roon &c. weiß es vortrefflich Bescheid; aber wenn man das Kind nach ebenso vielen Forschern und Entdeckern, Erfindern und Reformatoren, Künstlern und Dichtern und anderen großen Wohlthätern der Menschheit, ja, wenn man es nach einem Patrioten wie dem Freiherrn v. Stein fragen würde, so dürfte man schlechte Erfahrungen machen; von solch unnützen Gesellen ist in dieser Art von Lesebüchern wenig zu finden. Dazu ist das über Kriege und Kriegesfürsten Mitgeteilte noch nicht einmal objektive, verbürgte Geschichte, sondern in den meisten Fällen ein ganz miserabler, tendenziöser Anekdotenkram, ganz ähnlich jenen famosen Neu Ruppiner Schlachtenbildern, auf denen man von splitternden Granaten umflogene Generale oder Fürsten sieht, ferner ein paar verwundete Feinde, denen ein Arzt sofort zur Hülfe eilt, und im übrigen lauter fröhlich begeisterte Gesichter. Wereschagin'sche Bilder und Suttner'sche Schilderungen sind in diesen Lesebüchern nicht beliebt. Von weggerissenen Unterkiefern, von entfleischten Gliedmaßen, von gespaltenen Leibern, aus denen die Eingeweide hervortreten, von Verwundeten, die nach tagelanger Qual ohne Hülfe sterben oder auch noch lebend ver-

scharrt oder von den Rädern über sie hinwegjagender Batterien zermalmt werden, von verzehrenden Krankheiten, die die Einen, von den bestialischen Neigungen und Gesinnungen, die die Andern in die Heimat zurückbringen: von alle dem und tausend ähnlichen Dingen ist natürlich in diesen Büchern nicht die Rede. Da sind alle Kriege wirklich nur Spaziergänge nach Paris oder Berlin oder sonst wo hin, Spaziergänge, die sich von anderen nur dadurch unterscheiden, daß es bei ihnen x Tote und y Verwundete setzt.

Auch der naturwissenschaftliche Unterricht übermittelt unseren Kindern eine Art der Weltbetrachtung, die der Friedensidee, wie überhaupt den humanen Fortschrittsgedanken nicht förderlich sein kann. In den meisten Schulen wird die Natur noch in biblisch-teleologischer Weise betrachtet; sowie Gott die Tiere und Pflanzen am ersten Tag geschaffen und gesondert hat, so bleibt es bis zum jüngsten Tag. Das Schaf hat der liebe Gott gemacht, damit der Mensch es verzehre, und das Gras, damit es vom Schaf gefressen werde, ja, in einem Lesebuch für Mädchenschulen fand ich in einem Wiedemann'schen „Gedicht" die von Schweinen, Schafen und Tauben abgegebene liebenswürdige Versicherung, daß sie ihr Fleisch, ihr Blut und ihre Kinder g e r n zum Braten und Kochen hergäben. Viele Menschen haben zwar kein Verständnis für die Natur, dafür aber für die Gedanken des kongenialen Schafes. Bei solchen Leuten haben die Blüten so und soviele Staubfäden, die Käfer 4 Flügel und 2 Fühler &c. &c. und damit ist es gut. Daß die Staubfäden zu Blütenblättern werden können im Laufe der Entwickelung, daß Flügel mit einander verwachsen und auch ganz verkümmern, daß Beine sich zu Fühlern umbilden &c. &c., kurz, daß alles in der Natur in ewigem Flusse begriffen ist, davon bekommen nur wenige Kinder eine Ahnung.

Was wunder, daß die Kinder das Weltall mit einem grausigen Konservatismus auffassen lernen, daß ihnen alles in einer niederschmetternden, lähmenden Starrheit erscheint und auch die Grenzpfähle als vom lieben Gott errichtete ewige Säulen gelten, die höchstens die Souveräne einmal zu ihrem Vorteil verrücken dürfen? Was wunder, daß ihnen Konfession und Nationalität wie eine natürliche Haut erscheinen, aus der durchaus niemand heraus kann, ausgenommen eine Zarenbraut, die kurz vor der Hochzeit griechisch-katholische Russin werden und russisch resp. antideutsch fühlen muß? Was wunder, daß Kinder, die von der Entwickelung und ihren Gesetzen nichts vernommen haben, uns als Erwachsene mit jenem Satz entgegenkommen, in dem die Dummheit aller Zeiten und Völker und mithin alle Schlauheit des Teufels konzentriert ist, mit dem Satze nämlich: „Es ist immer so gewesen und wird auch immer so bleiben!"? Was wunder, daß so gebildeten Menschenkindern alles ehrwürdig und heilig und „mystisch" begründet erscheint, wenn es nur recht alt und recht verblüffend schlecht ist, wie z. B. auch das Duell?*) Der Widerspruch zwischen dem mosaischen und christlichen Gebot einerseits und der Praxis unserer Religionslehrer andererseits, die aus eigener Autorität das Töten im Kriege gnädigst gestatten, dieser Widerspruch ist in seiner ganzen Schroffheit schon so oft enthüllt worden, daß ich mir füglich ersparen kann, ausführlich darauf zurückzukommen. Wenn man diese Leute reden hört, dann sollte man

*) Wie ungemein mystisch das Duell begründet ist, zeigt das Beispiel Englands, wo es durch den energischen Willen zweier Männer radikal beseitigt wurde. Und ein paar kräftige Gefängnisstrafen ohne Begnadigung würden auch in Deutschland ganz überraschend darthun, welch simple, vergängliche Sache dies scheinbar in unauffindbaren Gemütstiefen wurzelnde Institut ist.

meinen, Christus habe sich nie gegen so etwas wie den Krieg ausgesprochen, dann sollte man meinen, dieser expansive Schwärmer, dieses extreme Genie sei ein gefälliger Herr Bonhomme gewesen, der, aus lauter Freude an den miserabelsten Zuständen, diese durch die bereitwilligsten Konzessionen und Kompromisse zu konservieren gesucht habe. Unsere Behaglichkeits- und Stillstandsphilosophen bringen alles in Einklang mit Christus, auch den Krieg, trotzdem der Nazarener gesagt hat: Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen, bittet für die, so euch verfolgen! und trotzdem er in der Stunde dringendster Gefahr, in der Stunde seiner Gefangennahme zu dem schlagbereiten Freunde, der einem Kriegsknechte das Ohr abhieb, gesprochen hat: Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen. Aus solchen Worten lesen unsere tonangebenden Maulchristen heraus, daß Christus den Krieg nicht verdamme und man getrost zu ihm um Hülfe in der Schlacht bitten dürfe. Denn nicht *das* gilt diesen famosen Christenmenschen als Christi Wort, was schwarz auf weiß dasteht, sondern was sie, Herr Müller oder Herr Schulze, gefälligst hineinzulegen belieben. Es macht einen erschütternd komischen Eindruck, wenn Leute mit dem unerhörtesten geistigen Embonpoint sich breit und frech vor die edelschlanke Gestalt des Nazareners stellen und sagen: Nicht, was *dieser Mann sagt*, gilt, sondern, was *ich*, Herr Müller, darunter *verstehe*. Jesus lebte doch im Angesichte eines schroffen nationalen Gegensatzes. Die Feindschaft zwischen den unterdrückten Juden und den unterdrückenden Römern trat ihm wohl täglich vor Augen. Aber es ist kein Wort von ihm bekannt, durch das er solche Gegensätze sanktioniert oder gar zu verschärfen strebt. Sein breitbeschwingter Geist trug

ihn über alle engen und weiten Grenzen hinaus: ihn beschränkte nicht der Zaun, mit dem das Moralprotzentum sich umgiebt: er nahm die Zöllner und Sünder an und beschützte die Ehebrecherin; er achtete nicht die Schranke, die der religiöse Orthodoxismus zog: er ging zu den verachteten und gemiedenen Samaritern; er ging zu den Heiden wie zu den Juden; denn vor seiner weit vorauseilenden Phantasie, vor seinem genialen Seherblick stand das Ideal: Ein Hirt und eine Herde.

Ein Hirt und eine Herde! Unsere Stillstandsphilosophen und Conservatoren barbarischer Zustände, insbesondere unsere Nationalisten, haben alles Gefühl dafür verloren, wie das Christentum sie täglich von Kanzeln und Kathedern herab kompromittiert. Sie sind es zu sehr gewohnt worden, sie wissen garnichts mehr davon, daß das Christentum sie unablässig bloßstellt, wie z. B. durch das Wort von der einen Herde und dem einen Hirten. Wie soll es denn eigentlich zu einer solchen Einmütigkeit kommen, wenn die Grenzpfähle mit den resp. Adlern und Wappen so ewig heilige Idole sind, daß jedes kritische Wort über sie mit gebleckten Zähnen und schäumendem Munde als „Verrat am Heiligsten“ oder dergleichen verschrieen wird? Unsere Maulchristen, die chauvinistischen nicht am letzten, sind so sehr daran gewöhnt, die fundamentalsten Lehren des Christentums als unzeitgemäß in den Wind zu schlagen, daß ihnen der Gehalt dieser Lehren garnicht mehr zum Bewußtsein kommt. Am ganzen Christentum ist ihnen das Angenehmste, daß es zum andern Ohre wieder hinausgeht, nachdem es zum einen hineingegangen. Man kann ja daran zweifeln, ob je eine Eintracht aller Menschen zu erreichen ist; aber man kann nicht daran zweifeln, daß die ganze bisherige Entwickelung des Menschen auf eine fortgesetzt

sich erweiternde Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung hinausläuft; diese Thatsachen liegen zu offenkundig vor aller Augen. Die Vereinigung und bewußte Zusammenfassung der Individuen zu Geschlechtern, Horden, Stämmen, Dorf- und Stadtgemeinden, Gauverbänden und Landsmannschaften, kleinen und größeren Staaten und endlich Staatenverbänden ist keinem verborgen. Und Hamerling hat vollkommen recht, wenn er sagt, daß eigentlich schon jetzt die Stunde des beschränkten Nationalismus geschlagen hat, daß jetzt schon durch Schienen und Drähte Brücken zwischen allen Ländern geschlagen sind, die niemand mehr abzubrechen vermag und daß die Vereinigung aller Völker zu einer großen Menschheitsfamilie unaufhaltsam vor sich gehen wird. „Eine Krise, die jenseits des Ozeans, auf dieser oder jener Hälfte der Erdkugel, ausbricht, macht bei uns in Krachen und Bankerotten ihre Rückwirkung geltend. ...Die europäischen Staate bilden bei der Leichtigkeit des Verkehrs in Wahrheit nur eine einzige Nation. Daher müssen durch internationale Verträge gleiche Gesetze eingeführt werden, weil sonst das selbständige, einseitige Vorgehen eines Staates Unordnung in die anderen tragen würde. Da die wirtschaftliche Verbindung Tag für Tag enger wird, so muß auch das internationale Recht seinen Wirkungskreis fort und fort ausdehnen. ...Ist es nicht ein gehässiges Unrecht, daß die englischen und die französischen Industriellen der Billigkeit ihrer Landesgesetze zum Opfer fallen, während andere die unmenschlichen Gesetze ihres Staates benutzen, um billiger als sonst zu verkaufen, weil sie die Kraft von Kindern ausnutzen und diese einem frühzeitigen Siechtum preisgeben?" (Laveleye, Le socialisme contemporain.) In solchen Äußerungen und solchen Thatsachen bekundet sich der zu immer stärkerem

Leben erwachende Solidaritätsgedanke; immer klarer kommt es der Menschheit zum Bewußtsein, daß ihre Interessen gemeinsam sind und daß sie besser verfolgt werden durch vereintes Wirken als durch den Kampf der Einzelnen, der Gemeinden, der Gaue, der Nationen gegen einander. Ich gebrauchte schon einmal das Bild, daß die Nationen auf verschiedenen Wegen demselben Menschheitsideal zustrebten, daß sie getrennt marschierten, um nach mancherlei Einzelgefechten dereinst die letzten Feinde der Menschheit vereint schlagen zu können. Es entspricht diesem Bilde, daß die Wege der Nationen immer mehr konvergieren, daß die Nationen sich einander immer mehr nähern, um endlich in *eine* große Armee zusammenzufließen. Die Freunde des Rückgangs oder Stillstands — mögen sie es nun sein aus philosophischen oder aus persönlichen Gründen — glauben nicht an die Möglichkeit einer solchen Entwickelung, oder sie halten sie nicht für wünschenswert — und deshalb sind sie von jeher Feinde der Verkehrserweiterung gewesen. Reaktionäre Eisenbahnminister z. B. verstehen ihr Amt dahin, daß die Züge, die von dem Gros der Bevölkerung benutzt werden könnten, möglichst selten und mit möglichst ungünstigen Anschlüssen verkehren und daß die Preise im allgemeinen so unerschwinglich wie möglich gehalten werden müßten. Männer, die zuerst für die Errichtung von Eisenbahnen eintraten, wie in Deutschland z. B. Friedrich List und die Brüder Harkort, kämpften lange vergeblich; die Regierungen und alle Freunde patriarchalischer Abschließung und Herrschaft wußten wohl, warum sie sich sträubten. Gerade, was Karl Beck an den Eisenbahnschienen rühmend besang:

„Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe, blank gegossen,

Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen."

gerade das paßte ja den Lokalgeistern, den Partikularisten und Nationalisten nicht in ihren Kram. Derselbe Karl Beck nannte die Eisenbahnaktien „Wechsel, ausgestellt auf Deutschlands Einheit",*) und es braucht wohl nicht erklärt zu werden, wie und wie sehr die Eisenbahnen zwischen Nord- und Süddeutschland die Einigung vorbereitet haben. Wir haben in diesem Jahre die Einigung Deutschlands gefeiert, und ich glaube, an dieser Feier konnte sich jeder Friedensfreund von Herzen beteiligen. Wieviele berechtigte Wünsche das neue Reich befriedigt oder nicht befriedigt hat, konnte dabei ganz außer Betracht bleiben. Unter allen Umständen war diese Einigung ein Fortschritt auf dem Wege der Menschenverbrüderung, die Einigung des Reichs war ein Schritt zur Einigung der Reiche; das Vorurteil zwischen Nord- und Süddeutschen mußte schwinden, bevor das Vorurteil zwischen Deutschen und Ausländern weichen konnte. Soviel der kleinste deutsche Staat kleiner ist als Deutschland, soviel kleiner noch als der Nationalismus ist der Partikularismus.

Aber es giebt auch Menschen, die an sich nicht gerade reaktionär gesinnt sind, die jedoch, mit einem starken Hang zur Gewohnheit ausgestattet, jede umwälzende Neuerung mit der wehmütigen Furcht betrachten, daß sie die reizvolle Mannigfaltigkeit der Welt vernichten, die interessanten Unterschiede zwischen den Individuen, den Stämmen, den Nationen, zwischen Stadt und Land, zwischen Hoch und Niedrig rc. rc. verwischen und alles mehr und mehr nivellieren, gleichförmig und eintönig, ja schließlich die Welt zum Sterben langweilig machen könnte. Sie halten es deshalb durchaus nicht für ein

*) Vgl. Proelß, Das junge Deutschland.

Glück, wenn die Schranken zwischen den Nationen schwinden. Solche Leute zerbrechen sich mit rührender Unermüdlichkeit den Kopf der Natur. Ich glaube nicht, daß einer von meinen Lesern ernstlich die Befürchtung hegt, Herr von Rothschild könne eines Tages verarmen. Ach, und um die Natur brauchen wir uns noch weniger zu sorgen; gegen sie ist nämlich Herr von Rothschild nur ein armer Lump. Wenn ihr wirklich einmal eine Farbe ausgeht, so mischt sie dafür hundert neue, feinere Farben; für eine Blüte, die hier vom Stengel fällt, springen dort drei Knospen auf. Trotzdem sich, wie die Geschichte unwiderleglich beweist und wie der Franzose Tocqueville dargelegt hat, in der Menschheit eine unerbittlich fortschreitende Demokratisierung vollzieht, ja, das Wachstum der Demokratie „die kontinuierlichste, älteste und dauerndste Erscheinung der Geschichte" ist, ist nicht zu ersehen, inwiefern die Welt eintöniger geworden wäre. Man hört die Freunde des Alten sogar beweglich über das Gegenteil klagen. Die Demokratisierung der Menschheit und die Verbrüderung der Nationen beeinträchtigen das individuelle Leben nicht im geringsten; denn sie bedeuten garnicht, daß man alles gleich machen wolle, sie bedeuten nur, daß man sich über die notwendigen Voraussetzungen eines menschenwürdigen Zusammenlebens einigen wolle, daß man in jedem vernunftbegabten Mitbewohner der Erde erst den Menschen und dann erst das Individuum oder die Nation erblicken wolle, daß man sich stets gegenwärtig halten wolle, der Arme blute gerade so gut wie der Reiche, wenn er sich in den Finger schneide, der Jude so gut wie der Christ, der Russe so gut wie der Deutsche, und daß man auf solcher Basis das ganze Leben einzurichten gedenke. Und gerade, wenn alles Menschliche in uns frei und unvergewaltigt aufatmen und sich behaupten kann, gerade dann wird sich das

individuelle Leben umso reicher, mächtiger und bewußter entfalten. Wenn es heißt, daß wir eine große Herde werden sollen, so ist damit noch nicht gesagt, daß wir Schafe oder Rinder werden müßten; es giebt auch Roß- und Elephantenherden, Herden also von sehr edlen und gescheiten Tieren. Die Zeiten des rohen und unablässigen Krieges der Einzelnen und der Nationen gegeneinander waren sicherlich einer Entwickelung der Individuen nach natürlichen Bedingungen nicht günstig; höchstens konnten einige wenige, denen es gelang, möglichst vielen den Fuß auf den Nacken zu setzen, sich frei ausleben; die Begünstigung solcher Individuen scheint aber durchaus nicht den endlichen Absichten der Natur zu entsprechen; denn sie erschwert ihnen zusehends mehr und mehr das Geschäft, indem sie in der Menge heller und heller das Bewußtsein ihres natürlichen Rechts erstrahlen läßt. Auch an poetischen Reizen wird ein natürlicher Fortschritt die Welt nicht ärmer machen. Gewiß haben Burgruinen und Posthornlieder für uns etwas höchst Romantisches; aber es war höchst unromantisch, als Schwächerer im Machtbereich einer solchen Burg zu leben, und wir fahren ungemein romantischer in einem Eisenbahnzuge als Börne in einer Turn und Taxis'schen Postkutsche. Ich denke, es ist Poesie, das Dampfroß mit glühenden Augen aus der Nacht hervorbrechen zu sehen, weite Reiche leicht und froh zu durchfliegen, in Hirn und Muskeln das stolz gespannte Gefühl des Naturüberwinders; ich denke, auch das ist Poesie, sich in einem Waldthale Thüringens des taugigen Morgenfriedens erfreuen und am Abend desselben Tages in Berlin den „Fidelio" hören zu können: ich denke, auch das ist Poesie, aus trauriger Ferne oft und leicht an die Brust seiner Lieben eilen zu können, ihnen nach Augenblicken großer Gefahr und quälendster Spannung mit der

Schnelle des Blitzes befreiende Nachricht senden zu können; ich denke, auch das ist Poesie, Hülfe erbitten und Hülfe bringen zu können mit fliegender Schnelle, wenn irgendwo das Unglück jäh und gewaltig einschlug, oder aus Norden und Süden, Osten und Westen zu Rat und That sich vereinigen und von Mund zu Munde lebendige und lebenerweckende Worte tauschen zu können. Und wenn poetische Gefühle schlechterdings ausgeschlossen sind, sobald der Qualm der Lokomotive uns in Nase, Mund und Augen dringt — wie lange wird es währen, und leichte, blanke, saubere elektrische Wagen tragen uns, wohin wir wollen, und wir gleiten auf feuersprühenden Rädern dahin, wie Elias gen Himmel fuhr. Ich wäre froh, wenn solche Ausblicke meinen Lesern das Bild der Zukunft erheitern und ihr Herz fröhlich stimmen könnte zur Arbeit am großen Friedenswerke. Greife man doch voll heiterer Zuversicht dieses Werk an; es ist schneller zu vollenden, als die meisten von uns ahnen. Dies Buch hat sich des kühnen Vorsatzes unterfangen, Hoffnung zu erwecken und neuen Mut zu entfachen in den vielen Verzagten unserer Zeit; es möchte auch dazu ermutigen, sich bei aller liebenden Treue gegen das Vaterland frank und frei zu dem hohen Ideal des Kosmopolitismus zu bekennen, d. h. zu einem Ideal, das der Rüpelpatriotismus in den letzten Jahrzehnten so gern zu einem reichsfeindlichen Verbrechen stempeln wollte. Nur Begeisterung, nur Eintracht, nur Festigkeit gehört zum Werke. Gerade jetzt, da man einsieht, daß die fortgesetzten Rüstungen die Völker dem Pauperismus in die Arme treiben müssen, da man einsieht, daß jeder folgende Krieg grauenvoller werden müßte als der vorhergehende, da man einsieht, daß die blitzschnellen Fortschritte in der Technik des Massenmordes den Krieg schließlich ad absurdum führen und zu

einem reinen Würfelspiel machen müssen, in dem derjenige gewinnt, der zufällig die neuste Erfindung auf seiner Seite hat; gerade jetzt sind die Chancen der Friedensbewegung in fortwährendem Steigen begriffen, und es gehört viel „Thorheit“ nicht dazu, an dieser „Utopie“ zu hangen, sondern dazu, sie für eine Utopie zu halten. Man lasse sich nicht irre machen durch Spott, durch Zweifel, durch kleinliche Nebendinge, lasse sich nicht irre machen, wenn einmal ein Friedensfreund Parteiansichten ausspricht, die nicht jeder teilen kann. Parteiansichten gehen die Friedensfreunde nichts an: sie wollen den Frieden und nichts weiter. Wir können die Einigung des deutschen Reiches nicht würdiger feiern, als wenn wir für den Weltfrieden arbeiten und den Entschluß fassen, in den Kindern ein mildes, menschliches Herz zu erwecken durch die häusliche Erziehung und von der Schule mit Nachdruck zu fordern, daß sie nicht Mensch gegen Menschen hetze. Wenn wir das große Werk nicht zu Ende führen, so werden unsere Kinder und Kindeskinder es vollenden. Wenn wir aber die Hände in den Schoß legen wollen, weil uns die Früchte noch nicht in den Mund hineinhängen, so werden unsere Kinder und Enkel mit Fingern auf uns zeigen und sagen: „Seht die da! Sie haben die Früchte genossen der Arbeit ihrer Vorfahren; aber säen und ackern wollten sie nicht. Schande über sie!“ Wer sich nicht gegen den Krieg erklärt, der ist für den Krieg. Wenn die Menschen keinen Krieg wollen, so ist kein Krieg. Wie jener römische Gesandte, der vor dem karthagischen Senat stand, zwei Falten in seine Toga machte und sprach: „Hier habe ich Krieg und Frieden, wählt!“ und auf die Antwort „Gieb, was du willst“, die Falten fallen ließ und erwiderte „So habt denn Krieg!“, so hat es gleichsam jeder Mensch in seiner Gewalt, durch ein Wort, eine Hand-

bewegung der Welt den internationalen Frieden zu geben. Nur muß es genügend vielen zum Bewußtsein kommen. „Nulla salus bello; pacem te poscimus omnes: Kein Heil ist im Krieg; dich, Frieden, verlangen wir alle" sagt Virgil mit Recht. Es fehlt nur der geringe Entschluß, zu wollen; denn jeder kann es wollen, er gehöre zu welcher Partei er wolle. Noch lange wird Kampf auf Erden walten, aber nicht der Krieg. Wir können kämpfen mit jener innersten, festesten Sanftmut im Herzen, die uns sagt: Der andere hat so gut ein Recht zum Dasein wie du; er ist so gut ein Kind der großen Mutter wie du; du darfst ihn bekämpfen, aber nicht ihn vernichten. Daß wir für solche Sanftmut die Welt erobern können, das soll unsere zuversichtliche Hoffnung sein; denn sicherlich auch in unserm Sinne dürfen wir das große Trostwort des Sehers von Nazareth wiederholen, der da sagte: „Selig sind die Sanftmütigen: denn sie werden das gelobte Land besitzen."



Soldaten oder Menschen?

Ein Wort über militärische Erziehung und Soldatenmißhandlung.*)

Motto: Nichtswürdig ist die Nation,
die nicht ihr Alles setzt an
ihre Ehre.

Als eines der größten psychologischen Rätsel ist mir lange Zeit hindurch die (allerdings nur äußerliche) Ruhe erschienen, mit der die große Masse des Volkes die unwürdige Behandlung ertrug, die ihm in zahlreichen Fällen von seinen militärischen Zuchtmeistern zuteil wurde. Wer Gelegenheit hatte, die Wirkungen dieser Behandlung an der eigenen und an fremden Personen zu beobachten, wer da sah, hörte und fühlte, mit

---

*) Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ich in dieser, vor drei Jahren geschriebenen Arbeit selbstverständlich nicht Personen, sondern ein System kritisiere und daß es bei Schilderungen von Vorkommnissen und Zuständen nirgends auf eine kritiklose Verallgemeinerung abgesehen ist. Es soll nur gezeigt werden, was unter der Herrschaft des gegenwärtigen militärischen Erziehungssystems möglich ist und wozu es den Durchschnittsmenschen verleiten kann resp. verleiten muß. Ohne Zweifel ist in den letzten Jahren zum mindesten die Behandlung solcher Mannschaften, die nur relativ kurze Zeit unter militärischer Gewalt standen oder die vermöge ihrer Bildung weniger wehrlos und eher zur Abwehr von Unbill bereit waren, erheblich besser geworden. Dank einer entschlossener und regelmäßiger vorgehenden Kritik des Militarismus und dank der in leitenden Armeekreisen herrschenden Absicht, die für das Ansehen des Heeres einfach tödlichen Mißhandlungen zu unterdrücken, befleißigt man sich einer nicht weniger strammen, aber achtungsvolleren und vorsichtigeren Behandlung des Untergebenen.

welchen Empfindungen sie hingenommen und ertragen wurde, der mußte in der That im höchsten Maße erstaunen, wenn er bei den entlassenen Soldaten statt der mit Sicherheit erwarteten seelischen Eruption nur einen verbissenen, schweigenden Groll oder gar apathische Gelassenheit bemerkte. Wohl fand man bei der radikalen Opposition und ihrem großen, namentlich den sogenannten unteren Volksschichten angehörenden Anhang einen fortgesetzten stillen Kampf auch gegen diesen Ausfluß des Militarismus; aber dieser Kampf beschränkte sich fast ausnahmslos auf allgemeine theoretische Erörterungen oder auf die Bekanntgabe scheinbar vereinzelt dastehender Ausschreitungen, auf Kundgebungen also, die die Regierungen und die Vertreter des Militarismus mit Geringschätzung ignorierten und ignorieren konnten. Von vielen Seiten zugleich ausgehende, akute Ausbrüche einer Reaktion hingegen, eine rücksichtslose und furchtlose Bloßlegung und Bloßstellung der verabscheuenswürdigsten militärischen Zustände und ein energischer zorniger Protest, der die militärischen Machthaber stutzig machen mußte, waren befremdlicher Weise kaum jemals wahrzunehmen. Statt dessen beobachtete man um so häufiger die unschöne und unerfreuliche Erscheinung, die man als „eine Faust in der Tasche machen“ bezeichnet, für die man allerdings bei näherer Betrachtung der einschlägigen Verhältnisse genug der erklärenden Gründe findet. Zunächst gelingt es der militärischen Erziehung durch ihre lange Dauer*) und durch ihre ausnehmende Gründlichkeit, zahlreiche Individuen gegen ihre Reize abzustumpfen, so daß manches arme Menschenkind nach dreijähriger Schule den ungewöhnlichsten militärischen Despotismus als etwas höchst Gewöhn-

*) Wie sehr sind die militärischen Autoritäten im Rechte, die auf das dritte Jahr nicht verzichten wollen!

liches und Selbstverständliches empfindet. Sodann hat es dieser Despotismus bisher verstanden, in seinen Opfern eine so intensive Vorstellung von seiner Unantastbarkeit und Unzerbrechlichkeit zu erzeugen, daß jedem nicht einigermaßen reichlich couragierten Soldaten ein Widerbellen gegen diese mysteriöse Allgewalt als eine Art selbstmörderischer Tollkühnheit, als eine vollkommen nutzlose Narrheit erscheinen mußte, die sich nur mit gründlich verbrannten Fingern lohnen könne. Und endlich ist es eine allbekannte psychologische Thatsache, daß das unsägliche Lustgefühl nach dem Aufhören eines langen, schwer erträglichen Druckes jene leichtsinnige, stark egoistische Stimmung mit sich führt, die froh ist, vergessen zu können, die sich garnicht ersättigen kann an dem Bewußtsein, daß alles Verhaßte und Widerwärtige nun der Vergangenheit angehöre, und nichts mehr damit zu schaffen haben will. Hätten diese außerordentlich erschwerenden Umstände nicht so großen Einfluß geübt, man würde von weitverbreiteter Soldatenschinderei schon viel früher und ebenso überzeugend aus den Berichten entlassener Soldaten Kenntnis erhalten haben als aus dem Erlaß des Herzogs Georg zu Sachsen.*) Allen jenen Hindernissen zum Trotz aber drängt jetzt die Frage der militärischen Erziehung zur öffentlichen Verhandlung; sie soll und muß vor das Forum des gesamten Volkes gebracht werden; denn niemand wird leugnen wollen, daß es eine volkspädagogische, eine nationale Frage ist wie kaum eine zweite, ob den Söhnen eines Landes durch fortgesetzte, in erschreckendem Maße auftretende Miß-

*) Durch diesen von humaner Gesinnung diktierten und von Verständnis für die Lage des Gemeinen zeugenden Erlaß drang bekanntlich (unbeabsichtigter Weise natürlich) die Kunde von innerhalb eines Armeecorps verübten zahllosen, regelmäßigen Mißhandlungen der empörendsten Art an die Öffentlichkeit.

handlungen das moralische Rückgrat gebrochen und ihnen ihr bestes Teil, ihre Selbstachtung, genommen werden darf oder ob diesem staats- und menschenfeindlichen Beginnen energisch Einhalt gethan werden soll. Die Drohung, daß eine offene Behandlung dieser Dinge „das Ansehen unserer Armee verringern werde", darf niemand schrecken. Unter dem Schutze dieser drohenden Perspektive hat das militärische Erziehungssystem nur zu lange sich eines unkritisierten Daseins erfreut und sich über aller Kritik gewähnt, während seine Früchte doch so oft unter aller Kritik waren. Ein Institut, das nicht einmal eine durch Gesetz und Rechtsprechung eingeengte öffentliche Beleuchtung vertragen kann, muß schon bejammernswürdig schlecht sein. Jedes Kind weiß überdies, daß innerhalb und außerhalb der Grenzpfähle gesündigt und daß in Frankreich, Italien, Österreich, Rußland 2c. 2c. gerade so regelmäßig mit Wasser gekocht wird wie bei uns.

Die Bekanntgabe jenes Erlasses, den der Herzog zu Sachsen an die Offiziere seines Armeecorps richtete, ist eines der erfreulichsten Ereignisse der letzten Jahrzehnte; dieses Ereignis scheint das Eis gebrochen und der unter dem Eise flutenden Bewegung Raum nach oben gegeben zu haben. Es scheint, daß selbst die Zaghafteren müde werden, sich das Unmögliche bieten zu lassen, und daß ihnen das Schiller'sche Wort ins Gedächtnis zurückkommt: „Unbilliges erträgt kein edles Herz". Die entrüsteten Klagen über unerhörte Mißhandlungen durch Wort und That mehren sich und entbinden in immer weiteren Kreisen den latenten Unwillen. Wenn auch die vorliegende Arbeit durchaus auf konkretem Boden steht und überall von der praktischen Erfahrung ausgeht, so macht sie es sich doch nicht zur Aufgabe, das endlose Sündenregister der feudal-militaristischen Gewaltthätigkeit durch eine

Registrierung neuer Fälle zu verlängern; sie will vielmehr mit herzhaftem Griff die Wurzeln bloßlegen, aus denen das Übel erwächst und erwachsen muß. Sie will zeigen, daß die zahlreichen bekannt gewordenen und die zahllosen geheim gebliebenen Kasernengreuel keine zufälligen, sondern daß sie notwendige Erscheinungen sind und daß aus diesem Grunde der militärische Organismus auf gänzlich andere Bedingungen gestellt werden muß als die sind, auf denen er gegenwärtig steht, Bedingungen, die sich, wie man sagt, noch in den letzten Kriegen, „glänzend bewährt“ haben, die aber rettungslos zur gründlichen Diskreditierung des modernen Militarismus beim Volke und also zu seinem völligen Zusammenbruch führen müssen, sobald sie in ihrer Eigenart und ihren Konsequenzen klar erkannt sind.

* * *

Die militärische „Erziehung“ der oben charakterisierten Art hat eine vorzügliche Eigenschaft; sie vermag wie nichts anderes über den Mangel an männlichen Nachkommen zu trösten. Viele Kompagnie-, Bataillons-, Regiments- und sonstige militärische Chefs und Patrioten, Reserveoffiziere und Reservepatrioten nicht zu vergessen, werden über die „vaterlandslose“ Verworfenheit, die sich in einem solchen Urteil ausspricht, allerdings unmäßig entrüstet sein; das ändert aber nichts an der Tröstlichkeit der Thatsache, daß Töchter nicht Soldat zu werden brauchen. Es ist keine erquickliche Aussicht, daß man eines Tages von seinem Sohne einen Brief bekommen könne, wie ihn z. B. der Musketier Schwengber, bevor er sich den Tod gab, und wie ihn schon so mancher andere in lebensmüder Verzweiflung nach Hause gerichtet hat. Das „Berliner Tageblatt“ hat ja natürlich recht, wenn es sagt, daß solche Dinge der Sozial-

demokratie zugute kommen. Die Behauptung des ehemaligen Kriegsministers Bronsart von Schellendorf (des Ersten), daß die militärische Erziehung das beste Mittel gegen den Sozialismus sei und daß die jungen Leute unter der soldatischen Zucht sich bald aller sozialistischen Thorheiten entschlügen, war jedenfalls von einer für einen Staatsmann gar zu anmutigen Naivetät.

In dieser Hinsicht könnte ja demnach die Sozialdemokratie allen Soldatenmißhandlungen mit abwartendem Behagen zusehen, ja eine gewisse platonische Freude darüber empfinden, daß die Herren Offiziere und Unteroffiziere den Umstürzlern so kameradschaftlich in die Hände arbeiten. Aber die Sozialdemokratie scheint doch vor dem Individuum einen größeren Respekt zu haben als die moderne Gesellschaft, die in interessanter Übereinstimmung mit der individualistischen, aristokraten-wahnsinnigen Philosophie Friedrich Nietzsches ein gehöriges Quantum Individuen für ihre großen Zwecke „verbraucht". Denn den Sozialdemokraten ist das Verdienst nicht abzusprechen, daß sie am allerersten und von jeher zu den aus dem militärischen System erwachsenen Scheußlichkeiten sauer gesehen haben; Herr Eugen Richter kam erst zu seiner gewiß höchst löblichen parlamentarischen Brandmarkung der Soldatenschinder, als es sich um Lehrer, also um Adhärenzen der bürgerlichen Klasse handelte. Und doch konnte es dem genauen Kenner des Militarismus nicht bis dahin entgangen sein, daß entehrende Beschimpfungen (um solche handelte es sich in jener Parlamentssitzung) bei etwas mehr als einer Kompagnie zum täglichen Brote gehören. Auch beruhigten sich damals die bürgerlichen Parteien bei der Erklärung des derzeitigen Kriegsministers, daß es sich um höchst bedauerliche, aber vereinzelte Ausschreitungen der Vorgesetzten handle. Ein individualitätsfeindlicher Sozialdemokrat dürfte kaum wie dieser

Kriegsminister und wie Herr von Caprivi den Mut haben, den Eindruck der haarsträubendsten Kasernengreuel durch die Behauptung abzuschwächen, solche Unteroffiziere seien natürlich seltene Ausnahmen und im übrigen sei beim Militär alles in der besten Ordnung. Allerdings, wenn man die von dem sächsischen Korpskommandeur erwähnten, nicht zu zählenden Fälle mit der Zahl der Armeekorps multipliziert und die nicht zur Anzeige gekommenen Brutalitäten, sowie diejenigen harmlosen Mißhandlungen hinzuzählt, die sich militärgerichtlich nicht als solche qualifizieren, es aber oft in höherem Grade sind als Faust- und Stockhiebe, und wenn man dann bedenkt, daß das immerhin Ausnahmen sind, so wirkt das absolut beruhigend. Solche Ausnahmen gestatten auch nicht den bescheidensten Rückschluß auf das militärische Erziehungs*system*, und daß solche Dinge vorkommen — Gott, wer kann für menschliche Schwächen und für das Malheur, daß sie — ans Tageslicht kommen.

Wir unsererseits wollen es trotzdem versuchen, Herrn von Caprivi gegenüber dasjenige an militärischen Unzuträglichkeiten zu charakterisieren, was *nicht* Ausnahme, sondern Regel, Methode, System ist. Vielleicht gelingt es uns doch, dem hier und da auftretenden militärischen Dünkel, mit dem nichts Ungeheures in der Welt sich an Ungeheuerlichkeit messen kann, ein bescheidenes Lichtchen aufzustecken und dadurch das Los unserer kasernierten Mitbrüder in etwas zu mildern. Wer selbst Soldat gewesen ist, dem schlägt bei einer solchen Aussicht das Herz bis in den Hals, und er weiß vor arbeitsfroher Erregung kaum, bei welchem Ende er sein reiches Material zunächst anpacken soll.

Man ist sich jetzt so ziemlich einig darüber, daß der Krieg ein „furchtbar Schrecknis“, daß er ein großes Übel sei; die Fürsten, Minister, Offiziere, nicht am

wenigsten die bürgerlichen Reserveoffiziere, sowie die geistesverwandten Zivilisten, nicht am wenigsten die christlichen Seelsorger, beeilen sich hinzuzufügen: „aber ein notwendiges“. Und man ist sich ebenfalls so ziemlich einig darüber, daß der Krieg, wenn er denn einmal sein muß, in gewissen, unvermeidlichen Fällen Bestien verlangt und keine Menschen. Natürlich: zur Schonung und Pflege der Niedergehauenen Menschen, liebevolle Menschen, aber zum Niederhauen Bestien. Wenn ein Offizier eine Batterie durch einen Hohlweg jagen muß, über die Leiber zahlreicher Verwundeten und Toten hinweg, so daß sich die zerquetschten Körper „wie zertretene Raupen an den Speichen der Räder emporwinden“, so soll niemand sagen, daß nicht la bête humaine in ihrer ganzen Wildheit entfesselt werden müßte, um das zu vollbringen.

„Schar um Schar entsendet
Zum Schanzensturm der Feldherr. Sie gehorchen,
Sie ziehen stumm dahin, gleichgiltig fast,
Wie Schlächter, Henker ziehn ans Tagewerk“

sagt der Nichtsozialist Robert Hamerling, und derselbe Kollege Ernst von Wildenbruchs behauptet,

„daß der allergrößte,
Erfindungsreichste Meister in der Kunst
Des Tötens ist der Mensch, und daß er nicht,
Wie Tiger etwa, nur an Einzelmord
Sich labt, vielmehr am liebsten würgt in Massen
Und seinesgleichen.“

Und um so mehr muß der Soldat zur Bestie erzogen werden, als er gewöhnlich nicht weiß, nach Bismarck auch garnicht zu wissen braucht, weshalb er sich schlägt und warum das Blutvergießen so durchaus unumgänglich war. Ich kann es mir nicht versagen, hier die köstlich humoristische Stelle über

den Krieg aus Claude Tillier's „Onkel Benjamin" anzuziehen:

„Sie nehmen dir einen Mann in der Kraft der Jugend, legen ihm ein Gewehr in die Hand, hängen ihm ein Tornister auf den Rücken, heften ihm eine Kokarde an die Stirn und sagen dann zu ihm: Mein Kollege in Preußen hat gegen mich unrecht, du wirst über seine Unterthanen herfallen. Ich habe sie durch meinen Gerichtsdiener, den man Herold nennt, benachrichtigen lassen, daß du am ersten April die Ehre haben wirst, dich zu ihrer Abwürgung auf der Grenze zu zeigen und daß sie sich zu deinem freundlichen Empfange bereit zu halten hätten. Zwischen Monarchen ist man sich Rücksichten schuldig. Beim ersten Anblick wirst du vielleicht glauben, daß unsere Feinde Menschen sind; aber ich versichere dich, es sind keine Menschen, es sind Preußen; du wirst sie an der Farbe ihrer Uniform von der menschlichen Rasse unterscheiden. Bestrebe dich, deine Pflicht gut zu erfüllen; denn ich werde auf meinem Throne sitzend da sein, werde dich anblicken. Erringst du den Sieg, so wird man dich, sobald du nach Frankreich zurückkehrst, unter die Fenster meines Palastes führen; ich werde in großer Uniform herabkommen und zu euch sagen: „Soldaten, ich bin mit euch zufrieden!" Seid ihr hunderttausend Mann, so wirst du als deinen Anteil den hunderttausendsten Teil von diesen sechs Worten erhalten."

Aber die größte Feinheit und Schwierigkeit des militärischen Erziehungsproblems besteht erst darin, daß der furor teutonicus oder gallicus oder wie er sich sonst nach seiner Nationalität nennen mag, selbstverständlich nur auf Kommando funktionieren darf und bei aller bestialischen Kraft und Tapferkeit das Muster einer gefügigen Willenskraft darstellen muß.

Die für den Krieg notwendige Brutalisierung des

Soldaten wird nun zunächst erzielt durch eine über alle Gebühr ausgedehnte physische Erziehung und eine damit notwendig verknüpfte Vernachlässigung und Unterdrückung seines geistigen Lebens, durch eine Versimpelung des Menschen in großem Stil und großem Maßstabe. Ich verwahre mich entschieden dagegen, daß ich etwa die körperlichen Übungen des Soldaten vom Standpunkte körperlicher Schwächlichkeit, Trägheit und Ofenhockerei aus beurteilte. Niemand kann mehr davon überzeugt sein, als ich, daß es dem Menschen namentlich in seiner Jugend außerordentlich heilsam ist, wenn er öfters veranlaßt wird, sich bis nah an die Grenze seiner körperlichen Kräfte anzustrengen. Nicht nur dem Körper ist eine solche höchste Anspannung zuträglich; das Bewußtsein, große Strapazen mit Aufbietung aller Kräfte, meinetwegen mit zusammengepreßten Zähnen ausgehalten zu haben, erhebt und kräftigt unser Selbstgefühl, unsern menschlichen Stolz.*) Dabei mag es ja wohl auch unter humansten Vorgesetzten geschehen, daß ein Soldat den rechten Augenblick, aufzuhören und sich unfähig zu melden, verpaßt und ein Opfer seiner eigenen Willenskraft wird. Überhaupt

*) Bekanntlich hat der Kaiser s. Z. verordnet, daß an heißen Tagen der Vormittagsdienst nicht weiter als bis 10 Uhr ausgedehnt werden dürfe. Nun haben aber im Kriege weder das Thermometer noch die Uhr etwas zu sagen. Jenem Erlaß liegt also ohne Zweifel die sehr richtige Erkenntnis zu Grunde, einmal, daß die Körperkraft immer wieder bis auf den letzten Rest zu gebrauchen, sie verringern statt sie vermehren heißt, sodann, daß für die Übungen im Frieden nicht die höchsten Anforderungen des Krieges gelten dürfen. Im Kriege leistet man unter Umständen das Unmögliche, weil man einsieht oder fühlt, daß es geleistet werden müsse; im Frieden aber, wo man diese Einsicht von der absoluten Notwendigkeit natürlich nicht hat und naturgemäß der Willensimpuls ein wesentlich schwächerer ist, kann man eben darum thatsächlich außer Stande sein, dasselbe zu leisten.

wäre es mehr als ungerecht, für alle derartigen Vorkommnisse die Offiziere oder Unteroffiziere verantwortlich zu machen. So gut wie in der zwanglosesten Turnstunde dergleichen Unfälle möglich sind, so gut können sie natürlich bei militärischen Übungen vorkommen. Aber leider kann es keinem Zweifel unterliegen, daß schon bei diesen Übungen an sich die Anforderungen der Vorgesetzten sehr oft den Grad der Quälerei erreichen.*) Zunächst muß bedacht werden, daß die

*) Hier mag die Schilderung eines bezeichnenden Vorganges aus einem Privatbriefe eine Stelle finden: „Diese Erbitterung zu verstehen, thut es not, Euch die Vorgänge am . . . . zu schildern. Es war am Nachmittag. Wir sollten exerzieren auf dem . . platz. Uns ahnte gleich nichts Gutes, als der verhaßte Leutnant . . . . auftauchte. . . . Ohne Pause: Griffe, Laufschritt, Parademarsch, Reihungen 2c. Dem Unteroffizier gab er noch die Weisung: „Schleifen Sie die Leute, bis ihnen das Blut zur Kehle steigt“. — Unterdeß war die Luft immer schwüler und beängstigender geworden. Dunkle, drohende Wolken ballten sich von allen Seiten zusammen; in der Ferne zuckten die Blitze. Von Minute zu Minute erwarteten wir das Commando zum Abrücken. Aber nichts geschah. Der Leutnant ließ sich einen wasserdichten Hohenzollernmantel umlegen . . . so ritt er zwischen den Gliedern umher, den Unteroffizieren hin und wieder ermunternd zurufend: „Je stärker das Gewitter, je strammer die Griffe.“ Denn jetzt hatte sich das Gewitter entladen. Blitz auf Blitz fuhr in unmittelbarer Nähe nieder unter furchtbaren Regenschauern. Von unserm Gliede (16 Mann stark) war einer so unvorsichtig, gegen den Regenschlag den Kopf nach rechts zu beugen, und prompt kam der Befehl „Kopf links drehen“! — So standen wir auf offener Anhöhe, unsere blanken Gewehrläufe aufwärts gerichtet, für den Blitz der höchste Punkt. In unserm Gliede war gerade das Commando „Präsentiert das Gewehr!“ erschollen, als ein furchtbarer Schlag die Lüfte durchriß und ich mit einem Ruck zu Boden geschmettert wurde . . . . Als ich darauf nach einiger Zeit zum Bewußtsein zurückkehrte, waren die Arme zunächst vollständig gelähmt, das Kreuz wie gebrochen, besonders im Unterleib fühlte ich die heftigsten Schmerzen . . . . Der Anblick, der sich mir jetzt bot, wird mir mein Leben lang vor Augen stehen. Unser ganzes Glied (16 Mann, 2 Gefreite, 1 Unteroff.) waren Opfer

Rekrutenaushebung keineswegs immer mit der nötigen, namentlich von dem Arzt zu beobachtenden Sorgfalt vorgenommen wird. Die häufige, übrigens charakteristische Gepflogenheit, in jedem, der Fehler und Gebrechen angiebt, a priori einen Simulanten und „Drückeberger“ zu sehen, sowie die unheimliche Geschwindigkeit, mit der das Aushebungsgeschäft nicht selten abgewickelt wird, können einer genauen ärztlichen Untersuchung unmöglich förderlich sein.*) Und doch sollte die Erwägung, daß die Lage eines untauglichen Soldaten die unerträglichste, qualvollste von der Welt sein muß, die peinlichste und eingehendste Untersuchung selbstverständlich machen. Nun kommt aber hinzu, daß die militärische Disziplin — warum, werden wir später sehen — eine Furcht zu erzeugen pflegt, die die christliche Dogmatik schwerlich als eine „kindliche“ bezeichnen würde, und daß diese Furcht zudem, wie überhaupt der besondere Geist der soldatischen Subordination, in Verbindung mit einem natürlich auch hier nicht seltenen Strebertum vorzüglich geeignet ist, jene von dem Schiller'schen Waffenknecht charakterisierte „schurkische Dienstfertigkeit“ zu erzeugen, die dem

---

des Blitzschlages geworden. Der größte Teil lag noch in schrecklichem Zucken und Wehklagen am Boden .... Kein Befehl wurde gegeben. Einzeln, haufenweise, so stürzte alles der Stadt zu ....“ Ein Gefreiter wurde bei diesem Vorfall vom Blitz getötet.

*) Mir fällt dabei eine in der Kaserne an soeben eingezogenen Reservemannschaften vorgenommene Untersuchung auf den geschlechtlichen Gesundheitszustand ein. Nur die angeblich (!) Unverheirateten hatten die entsprechenden Partien zu entblößen; die angeblich (!) Verheirateten streiften nur die Ärmel auf, um den Unterarm zu zeigen. Bei dieser ausgezeichneten Untersuchung war es denn auch möglich, daß ich mit einem Manne auf derselben Stube liegen und aus derselben Schüssel mich waschen mußte, der, wie ich nachträglich erfuhr, in hohem Grade geschlechtskrank war.

Vorgesetzten mit hündischem Eifer apportiert und ihn womöglich in seinen Anforderungen zu überbieten sucht. Wie sich wohl der leise Tadel eines Obersten auf dem Wege bis zum Unteroffizier zur ehrverletzenden Beschimpfung verdichtet, so entwickeln sich die vielleicht mäßigen Anforderungen des Regimentskommandeurs zu Schindereien des Korporalschaftsführers, und der gemeine Soldat, seelenfroh, wenn er der besonderen Beachtung seines Vorgesetzten entgeht, bricht lieber ohnmächtig zusammen, als daß er das Arsenal der Strafschurigeleien durchkostet.

All dies aber gilt noch immer nicht ohne jegliche Ausnahme; es ist möglich, und es kommt auch wohl vor, wenn auch selten — mir ist kein Fall begegnet — daß alle Vorgesetzten, mit denen der Soldat in nahe Berührung kommt, einsichtige und anständige Leute sind, und wenn in anderen Fällen die Gebühr überschritten wird, geschieht dies natürlich in der vielstufigen Skala vom einigermaßen Erträglichen bis zum durchaus Unerträglichen.

Durch und durch systematisch und ohne Ausnahme aber geschieht die Verödung des Soldaten durch Überbürdung mit sogenannter körperlicher Arbeit. Dem Rekruten pflegt man einzuschärfen, daß er die nächsten Jahre nur Soldat zu sein und einzig auf seine soldatische Ausbildung seine ganze Kraft zu verwenden habe. Da diese Kraft ausschließlich oder doch so gut wie ausschließlich in dem soeben angedeuteten Sinne zur Bethätigung kommt, so heißt das eigentlich, daß der Rekrut für zwei bis drei Jahre aufzuhören habe, Mensch zu sein; denn der Mensch will sich als „Leib und Seele“ bethätigen. Ob man sich als Materialist den Rekruten monistisch vorstellt, ändert daran natürlich nichts; denn auch der Materialist will selbstverständlich die höhere oder verfeinerte Funktion der Materie nicht

durch fortgesetztes Stiefelputzen und Hosenflicken aufgehoben sehen. So naiv-brutal und brutal-naiv nun das Verlangen ist, daß man seinen Menschen drangeben solle, so folgerichtig ginge es jedenfalls aus der Forderung einer „Kriegstüchtigkeit“ hervor, die einzig in der Fähigkeit bestände, abzuschlachten und sich abschlachten zu lassen. Wenn man einen Menschen von der Wurzel aus vertieren will, so braucht man ihn nur zwölf Stunden täglich mit Exerzieren, Putzen, Flicken, Nähen, Bürsten, Klopfen, Fegen, Waschen, Bettmachen, Aufpacken ꝛc. ꝛc. in Anspruch zu nehmen. Man kann sich darauf verlassen, daß ihm alles geistige Hören und Sehen vergehen wird. Man darf ihm dabei sogar noch anständig zu essen und zu trinken geben, er wird sich doch zum musterhaftesten Kadaver entwickeln: leiblicher und seelischer Organismus sind die Schalen einer merkwürdig empfindlichen Wage. Die geringste Mehrbelastung auf der einen Seite giebt einen Ausschlag zu Ungunsten der andern. Man kann es schon an sogenannten Turnfexen und Kraftbolden, an enragierten Sportsmen, überhaupt an Leuten, die eine ins Närrische gesteigerte Vorliebe für Leibesübungen haben, regelmäßig beobachten, daß mit der körperlichen Überbildung unverkennbare seelische Abstumpfung, namentlich Unlust und Unfähigkeit zu geistigen Arbeiten gleichen Schritt halten. Ein Schalk hat diese Beobachtung für Radfahrer in den Reim gefaßt: Die Wade, die Wade wird dicke; allein der Geist geht zurücke. Wie viel mehr kann aber der Soldat versimpeln, verrohen, vertieren, da seine ganze dreijährige Erziehung auf eine absichtliche Hypertrophie des Physischen an ihm hinausläuft.*) Die militärischen Übungen sind ja schon an sich geisttötend; ein beweglicher

*) Nur mit Bezug auf die Soldatenküche kann platterdings von Hypertrophie nicht die Rede sein.

Geist kostet auf dem Kasernenhofe und auf der Stube ganze Höllen von angespannter Langeweile durch, und selbst bei den weniger öden Felddienstübungen kann von einer selbständig interessierten geistigen Anteilnahme des Soldaten nicht die Rede sein. Alles ist mehr oder minder eingedrillter Mechanismus. Aber das mag ja unvermeidlich sein — wenigstens wollen wir diesen Punkt nicht weiter untersuchen. Der Radikalismus der geistabtötenden Methode besteht erst darin, daß man den Soldaten überhaupt nicht „zu sich selbst" kommen läßt. Man weiß, daß das bisher für die militärische Ausbildung so unumgänglich notwendige dritte Jahr dem Soldaten häufig ein, wie man sagt, „faules Leben" gestattet. Zeit und Kraft der Vorgesetzten werden eben vorwiegend durch die Ausbildung der jüngeren Mannschaften in Anspruch genommen. Im übrigen aber scheint man es mit einer wahren Angst zu verhindern, daß der Gedrillte sich einen Augenblick lang auf seine Menschlichkeit besinne. Die Zeit, in der nicht exerziert wird, hat der Kerl eben zum Putzen und Flicken, und die Zeit, in der nicht geputzt und geflickt wird, ist eben zum Exerzieren da. Wie man bei der Bekleidung und Bewaffnung des Soldaten mit einem höchst geistvollen Raffinement darauf ausgeht, sein Nervenzentrum möglichst direkt durch ein Ungetüm von Helm zu belästigen und seinen Fortbewegungswerkzeugen ein Paar Klötze von Stiefeln anzuhängen, so ist man auch darauf bedacht, ihm möglichst viel Gelegenheit zum „Putzen" zu geben. In letzter Zeit kommen freilich mehr und mehr vernünftige Prinzipien in der Bekleidung und Bewaffnung zum Durchbruch; aber das prächtige Erziehungsmittel der „blanken Knöppe" wird man wohl so leicht nicht fahren lassen, wenn man auch einsieht, daß alles Blanke im Kriege unpraktisch ist. Ist doch jeder „Knopp" ein Macht-

mittel in der Hand des Unteroffiziers, wie kaum ein zweites geeignet, den Geist des Soldaten festzuhalten, wenn er etwa Lust zeigt, der Monotonie seines Daseins zu entwischen.

Ich betone nochmals, daß ich all diese Dinge durchaus nicht vom entschieden unmilitärischen Standpunkt aus beurteile; ich nehme für diese Ausführungen vielmehr mit dem alten Volksliede an, daß „zu Straßburg Soldaten müssen sein", und wenn Soldaten sein müssen, so muß unter diesen Soldaten allerdings angespannte Thätigkeit und vollkommene Ordnung herrschen. Es schadet überdies dem Menschen an und für sich gewiß nicht, wenn er einmal in die Lage kommt, flicken, stopfen, putzen, fegen rc. zu müssen. Poetisch sind dergleichen Beschäftigungen ja gerade nicht; aber sie haben dafür einen gewissen, nicht zu verkennenden sozialen Bildungswert. Dem Soldaten von heute aber schwellen diese Dinge zu einer so ungeheuren, trüben Flut der scheußlichsten Prosa an, daß in der Regel sein edleres Teil, daß jede edlere Strebung in ihm rettungslos darin ersticken muß. Es giebt platterdings keinen Ort auf der Welt, das Gefängnis vielleicht ausgenommen, wo die krasseste Lebensprosa zu einem so unüberwindlichen, widerwärtig aufdringlichen, alle Winkel erfüllenden Umfange anschwillt wie in der Kaserne. Frei, ich schwör's, von jeder Zimperlichkeit und Überempfindlichkeit und durch meine Herkunft aus einer Arbeiterfamilie wahrhaftig an Prosa gewöhnt, habe ich doch bei jedem Aufenthalt in der Kaserne fortdauernd die Empfindung gehabt: Wenn du diesem unverschämten Gespenst Jahre lang in die Fratze sehen solltest — dann lieber eine Kugel durch den Kopf. Und diese Prosa — ich wiederhole es, wenn auch zum Überdruß — erwächst nicht zumeist aus den trostlos kahlen Wänden, den rohgefügten Tischen und Holzstühlen, den

Erbsen, Bohnen und Graupen der Menage, der Uniformität der dienstlichen und außerdienstlichen Verrichtungen, ja nicht einmal aus dem „Bimsen“ und „Griffekloppen“ auf dem Kasernenhof und den ohne jegliches Lehrgeschick, allein nach dem Pauksystem gehandhabten Instruktionsstunden und den Putzstunden, sondern aus der end- und abwechslungslosen, gräßlichen Monotonie der einseitig physischen Kraftbethätigung.

Eine Sorge für die geistigen Bedürfnisse des Soldaten kennen seine — euphemistisch gesprochen — Erzieher nicht. Denn daß der Soldat ab und zu ohne Rücksicht auf Stimmung und individuelle Überzeugung in die Kirche kommandiert wird, werden ja wohl nur Spaßvögel als ausreichende Befriedigung geistiger Bedürfnisse bezeichnen. Diese merkwürdiger Weise noch keinem freisinnigen Freigeist aufgefallene, für drei Jahre gesetzlich erlaubte Vergewaltigung der Gewissen, die die Vermutung stützt, daß Soldat sein ein drei Jahre langes Opfer an Menschentum bedeute, braucht man nicht einmal vom unkirchlichen Standpunkt zu betrachten, um ihre korporalstockmäßige Ungereimtheit einzusehen. Von einem solchen Kirchenbesuch *kann* sich ja einfach ein ernster Mensch, und wäre er noch so kirchlich und orthodox, keinen Segen versprechen. Und selbst für diejenigen, die dem Gottesdienst mit Andacht beiwohnen und eine ihren Bedürfnissen entsprechende Erquickung und Erhebung davontragen könnten, kann dieses seltene Tröpflein sonntäglicher Geistigkeit natürlich auf die Unmasse dickflüssiger und trübster Alltäglichkeit keine klärende Wirkung ausüben.

Aber — höre ich mit Indignation einwerfen — hat denn der Soldat keine Erholungsstunden, keine freie Zeit, keine Muße? Ach ja, er hat deren. In den ersten beiden Jahren etwa gerade so viel, wie er zur Sammlung neuer Körperkräfte für den neuen

Dienst gebraucht.*) Die Zeit, die man zur Gewinnung von physischer Kraft gebraucht, kann man aber bekanntlich nicht gleichzeitig zur Anspannung geistiger Kräfte verwenden. Das ist ja die simple, selbstverständliche Wahrheit, die sich in den Fortbildungs- und Gewerbeschulen für jugendliche Arbeiter täglich dokumentiert, sichtbar und greifbar für jeden Lehrer an diesen Schulen, überhaupt für jeden einsichtigen Menschen, nur nicht für die humane Einsicht und einsichtige Humanität unserer Gesetzgeber. Es ist lächerlicher Unsinn, von einem Lehrling, der ein für seine Jahre mehr als reichliches Tagewerk hinter sich hat, zu verlangen, er solle am Abend noch zwei Stunden auf der Schulbank sitzen und mit Aufmerksamkeit dem Unterricht folgen. In vielen Fällen schläft er ein, oder er zieht es vor, zu Hause zu schlafen; im schlimmeren Falle sitzt er mit krampfhaft aufgerissenen Augen da und leistet nichts. Nur besonders nervenstarke Schüler empfangen den Unterricht mit entsprechendem Nutzen. „Körperkraft" und „Geisteskraft" liegen eben nicht gesondert in zwei Schubfächern, und auch den eingefleischtesten Dualisten wandelt hier eine Ahnung an, daß es sich halt immer um dieselbe Kraft handelt, wenn man arbeitet. Und der Soldat, dem wir zumuteten, er solle abends nach dem Dienst ein gutes Buch lesen, würde uns vermutlich fragen, ob wir uns in der zerebralen Gegend unseres Organismus vollkommen wohl fühlten.

Aber den Sonntag hat der Soldat! Ja, was

---

*) Im dritten Jahre hat der Soldat nicht selten viel freie Zeit; mit Rücksicht auf den Mangel an passender Verwendung dieser Muße und mit Rücksicht auf den plötzlichen Übergang von übermäßiger zu relativ geringer Anspannung hat er sogar gefährlich viel freie Zeit. Öde Kartendrescherei und Schnapstrinken müssen dann oft über die innere Leere des Daseins hinweghelfen.

nach Gottesdienst, Appellen, Mittagessen 2c. vom Sonntag übrig bleibt, das hat er. Bekanntlich ist aber nicht jeder Mensch ein Schopenhauer, daß er das einzig wahre Vergnügen in der Beschäftigung mit sich selbst oder mit den Gedanken großer Geister findet; vielmehr hat der Mensch im allgemeinen auch ein Bedürfnis nach leichter, müheloser, zerstreuender Unterhaltung, und dies um so mehr, je deprimierender im ganzen seine Existenz ist. Man wird regelmäßig die Beobachtung machen, daß, je mehr ein Mensch durch schwere, unerquickliche Arbeit überbürdet ist, er zur Erholung um so leichtere und seichtere Vergnügungen aufsucht. Es ist darum dem Soldaten ebenso wenig zu verargen, wenn er am Sonntag im Wirtshausbesuch, in Tanz und Lustbarkeiten ein Gegengewicht für sein oft so melancholisches Wochendasein sucht, wie daraus dem Arbeiter ein Vorwurf zu machen ist, der sich durch sechs Tage harter Arbeit hindurchgerungen hat. Die edle Blüte der Geistigkeit kann sich nur da entfalten, wo der ganze Mensch Licht, Luft und Raum, sich auszuwachsen, findet, niemals da, wo er ein schwerbedrücktes, verkümmertes, asymmetrisches Dasein führt. Käme es für die Erzieher des Soldaten wirklich darauf an, zu erziehen, d. h. also nicht nur Arme und Beine, sondern auch den Geist ihrer Pflegebefohlenen in Bewegung zu setzen, dürften sie wirklich ein humanes Interesse an dem *ganzen* Menschen haben, sie würden ihn zunächst nicht durch eine unsinnige Überlastung mit zwecklosen, banalen Beschäftigungen abstumpfen, sie würden ihm Zeit geben zu geistiger Thätigkeit und sie würden eine planmäßige Kultur der Geister selbst in die Hand nehmen. Mindestens eine Stunde täglich würden sie den Soldaten mit edel-menschlicheren Dingen beschäftigen als mit Griffekloppen, Stiefelschmieren und Chauvinismus; eine obligatorische Fortbildungsschule (die wir

noch nicht besitzen, trotzdem das Aufhören des Unterrichts mit dem 15. Lebensjahr der gröbste pädagogische Unsinn ist) könnte in diesen Stunden ihre abschließende Ergänzung finden. Theater, Konzerte und Museen könnten den kasernierten Ferienkolonisten (damit meine ich die Soldaten) hin und wieder zugänglich gemacht und eine gute Bibliothek ihnen zur Benutzung übergeben werden. Ich verlange ja nicht einmal, daß das „Kapital“ von Marx oder Strauß' „Leben Jesu“ darin stehen soll. Die „Strammheit“ der körperlichen Übungen würde durch all das natürlich gefördert, statt beeinträchtigt werden. Aber ich sehe wohl ein, daß das alles vom modern-militaristischen Standpunkt aus eine grobe Inkonsequenz bedeuten würde; denn das sähe aus wie Menschen-, nicht wie Soldatenerziehung; damit würde man allenfalls Soldaten erzielen, die sich ausgezeichnet schlügen im bewußten Kampfe für eine Sache ihres Volkes oder der Menschheit, aber weniger gern sich hinschlachten ließen für jede Laune, Schlechtigkeit oder Dummheit von beliebigen Regenten und Diplomaten. Und so erscheint es durchaus folgerichtig, daß der moderne Militarismus seine Zöglinge in loyalster Absicht vertiert.

Die allerselbstverständlichste Begleiterscheinung dieses auf die Vernichtung der geistigen Persönlichkeit gerichteten Systems ist die das soldatische Leben beherrschende Roheit und Unflätigkeit. Ich will auch hier vorausschicken, daß ich nichts weniger als prüde bin und, um das zu belegen, hinzufügen, daß ich z. B. die Ansicht des Ästhetikers Vischer über die humoristische Verwertung sexueller Verhältnisse vollkommen teile. Ein den Salonanstand verletzender, aber guter Witz kann auch mich amüsieren. Aber mit höchstem Ekel erfüllt mich allerdings der Kultus der Gemeinheit, die Verehrung der Zote an sich, das breite Behagen am

Ekelhaften und Widerwärtigen. Und dieses Behagen charakterisiert in erster Reihe das Idyll des Soldatenlebens. Ich erkläre ohne Zaudern, daß im Punkte der verwegensten Unflätigkeit unter allen Ständen dem Soldatenstande unbedingt die Palme gebührt, obwohl ich in der Beobachtung von Ausbrüchen der Roheit und Gemeinheit eine unerfreulich reiche Erfahrung besitze. Unflätigkeit ist gleichsam die geistige Luft des Kasernenlebens; wenn sie erschüttert wird, hört man Zoten. Schon diese unerträgliche Atmosphäre kann einen reinlichen und gesunden Menschen mit wilder Sehnsucht erfüllen, aus diesem Augiasstall der Geister befreit zu sein. Für einen solchen Menschen ist ein nur achttägiger Aufenthalt in einer Kasernenstube vielleicht die schwerste Geduldprobe. Aber still halten muß er schon; denn wehe ihm, wenn er sich bei den scheusäligsten Orgien der Roheit etwas wie Entrüstung entschlüpfen läßt. Er hat ausgesorgt. Ja, wenn er nur nicht mitmacht, wenn er sich ablehnend und passiv verhält, so wird er mit argwöhnischen, höhnischen Blicken betrachtet wie ein Kerl, der vornehm thut und etwas Besseres sein will. Die Verpflichtung mitzuzoten erscheint gleichsam als ein Ausfluß von esprit de corps, als ein Gebot der Kameradschaftlichkeit. Aber wenn man sich zum Mitthun auch nicht bewegen läßt, man stumpft — und das ist das Traurige — selbst dagegen ab. Und weil der Einzelne dagegen abstumpft, ist auch jener Ton in der Kaserne so allgemein verbreitet. Auch sonst im Leben wird man beobachten, daß besonders rohe Subjekte schließlich einen förmlichen Zwang fühlen, auch die gleichgiltigsten Dinge ohne besonderen Anlaß mit lasziven Reden zu begleiten; sie kommen sich läppisch und geziert vor, wenn sie nicht knotig sind. Viele der Herren Offiziere geben den Ton an, und die Nichtherren Unteroffiziere geben

ihn zehnfach verstärkt weiter. Die Gerechtigkeit erheischt das Zugeständnis, daß unter den Offizieren, die ich während meiner Dienstzeit kennen lernte, nur etwa 20 Prozent sich durch eine hervorragende Saftigkeit des Ausdrucks auszeichneten; die immerhin bessere Bildung, mag sie auch zuweilen nicht tief gedrungen sein und sich auf den Schliff beschränken, thut natürlich das Ihre. Unter den Unteroffizieren fand ich etwa 10 Prozent, die sich einer von gemeinen Ausdrücken freien Sprache befleißigten. Bei der Mannschaft, die in ihrer Stellung ja nicht die vermeintliche Verpflichtung zu gemeinen Beschimpfungen zu fühlen braucht, stellt sich das Verhältnis natürlich sehr verschieden je nach der Bildung, die sie aus ihrer Heimat in die Kaserne mitbringt. Man darf aber als sicher hinstellen, daß in der Regel mindestens die Hälfte an dem von oben kommenden Geiste Gefallen findet und die übrigen nach bald eintretender Abstumpfung gute Miene zum bösen Spiel machen, gelegentlich wohl auch mit den Wölfen heulen. Denn wie gesagt: das „Milieu“ erzeugt diese Gemeinheit; die kompakte, rein stoffliche, von keinem frischen Zug der Geistigkeit durchstrichene Existenz des Soldaten zeitigt sie, ähnlich wie feuchtes und zu fest geschichtetes Heu verfault und stinkend wird. Ich werde nie den charakteristischen Seufzer eines Mannes vergessen, eines Schmiedegesellen, der während einer Reserveübung mit mir auf derselben Stube lag und der alles andere eher als eine sensitive Natur war, der aber doch mit bedauernder Resignation ausrief: „Kaum ist man wieder beim Kommiß, da ist man auch schon wieder ebenso roh wie früher“ (zur Zeit seines dreijährigen Dienstes nämlich). Der Mann hatte auch ein deutliches, lebhaftes Gefühl davon: Soldat sein und Mensch zugleich — non datur.

Die Sache ist aber durchaus nicht leicht zu nehmen.

Nicht nur, daß dieser laszive Ton allein schon einem anständigen Menschen das Leben im bunten Rock nahezu unerträglich machen kann — dieser Ton wird auch vielfach in das spätere Leben hinübergenommen; denn mit 20 bis 22 Jahren besitzt man noch ein erkleckliches Quantum Rezeptivität und Umbildungsfähigkeit. In diesem Alter sind viele junge Männer noch nicht darüber hinaus, daß ihnen ein grobes, breitspuriges, flegelhaftes und massives Auftreten imponiert; je mangelhafter die Bildung eines Menschen, desto weiter dehnen sich die „Flegeljahre" aus. Ja, wenn wir weiter unten von der militärischen Ertötung der Persönlichkeit sprechen werden, dann wird auch erhellen, wie in vielen Soldaten jener gemeine Knechtsinn entstehen muß, der die erduldeten Roheiten und Mißhandlungen an Gleichgestellte oder an Untergebene weitergiebt aus einem stupiden Bedürfnis, sich an andern schadlos zu halten, oder aus dem hündischen Vergnügen, das furchtsam angestaunte Vorbild zu kopieren. Der Nachahmungstrieb ist bekanntermaßen ohnehin stark im Menschen, und es ist nicht zu verwundern, wenn mancher Gemeine schön und unterhaltsam findet, was seinen, wie er doch gehört hat: gebildeteren Vorgesetzten ersichtliches Vergnügen bereitet.

Als das zweite Hauptmoment in der Erziehung des Soldaten habe ich die Ertötung der Willenskraft bezeichnet, jene „Entnervung", die Friedrich II. an seinen „Kerls" so sehr bewundert haben soll und die zu erzielen auch heute noch der schönste Traum eines „schneidigen" und „strammen" Drillmeisters ist. Der Totschläger, mit dem man diesen Teil des Erziehungswerkes verrichtet, heißt bekanntlich „die militärische Disziplin". Wer die Unvermeidlichkeit des Krieges und die Notwendigkeit des Militärs zugiebt, der muß natürlich auch die Unerläßlichkeit der Mannszucht einräumen.

Es leuchtet ein, daß im Felde strikter Gehorsam geleistet werden muß und daß nicht etwa, wenn der Hauptmann zur Attacke kommandiert, irgend einer bemerken darf: „Entschuldigen Sie, Herr Hauptmann, ich bin abweichender Ansicht und werde noch warten." Und es leuchtet nicht minder ein, daß, wenn in entscheidender Stunde Gehorsam da sein soll, man ihn zu rechter Zeit üben und anerziehen muß. Zum Gehorsam erzieht man nun den Menschen ganz vorzüglich dadurch, daß man nicht zu viel und nichts Ungebührliches von ihm verlangt, daß man ihn anständig behandelt, besonders die Persönlichkeit in ihm achtet, daß man ihn über die Notwendigkeit des Gehorsams eingehend und gründlich belehrt und ihn, wenn er trotz alledem nicht gehorchen will, mit exemplarischer Strenge bestraft. Von dem letzterwähnten Mittel macht unsere militärische Erziehung allerdings ausgiebigen Gebrauch, von den andern desto weniger. Man darf auch den Erziehern des Soldaten unbedenklich strengere Zuchtmittel zugestehen, als man sie im bürgerlichen Leben für statthaft hält; die wesentlich veränderten Umstände fordern sie. Aber das militärische System geht, wie wir sehen werden, bewußt oder unbewußt darauf hinaus, den Vorgesetzten bis nahe an die Grenze des Möglichen allmächtig zu machen und den Untergebenen (d. h. vom Unteroffizier abwärts) bis nahe an die Grenze des Möglichen zu entrechten. Darin liegt das Ungeheuerliche und Furchtbare dieses Systems; dieses verschwiegen-offenkundige Prinzip hat die zahllosen Kasernengreuel gezeitigt, wird sie noch ferner, von zeitweiliger Besserung abgesehen, in unverminderter Menge zeitigen und muß sie zeitigen. Bekanntlich mußte der Herzog Georg zu Sachsen in seinem Erlaß daran erinnern, daß der Vorgesetzte nicht eo ipso glaubwürdiger sei als der

Untergebene, der ihn verklage. Die famose Rechtsprechung, die zu dieser Erinnerung Anlaß gegeben haben muß, ist durchaus charakteristisch für die rechtliche Stellung des Soldaten überhaupt. Die Behandlung, die er erfährt, und sein Verhalten gegenüber dieser Behandlung, fließen aus der stillschweigenden Voraussetzung seiner kontinuierlichen, gewissermaßen latenten Rechtlosigkeit. Daß innerhalb dieses Systems der Einzelne den redlichsten Willen bekunden kann, gerecht zu sein, versteht sich von selbst. Aber wie es ehemals dem Bürger und Bauern von Adeligen geschah, so wird nicht selten dem Soldaten von seinem Vorgesetzten bezeichnender Weise die Gerechtigkeit mit den Mienen und Geberden der Gnade verabreicht und als Gnade von jenem empfunden.

Die Kriegsartikel verlangen vom Soldaten unbedingten Gehorsam gegen seine Vorgesetzten, ausgenommen in solchen Fällen, in denen die Befolgung des Befehles eine strafbare Handlung sein würde. Im übrigen ist der Willkür des Vorgesetzten ein unbeschränkter Spielraum gegönnt. Nicht durch das Zucken eines Muskels darf der Soldat widersprechen. Bei jeder Verlesung der Kriegsartikel schwirrt es ihm um die Ohren von „Gefängnisstrafe — Zuchthausstrafe — Festungsstrafe — Arrest — Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes — Todesstrafe," so daß einem nicht ganz nervenstarken Neuling schwarz vor den Augen werden und das Gefühl ihn anwandeln muß, er betrete ein Terrain, wo tausend Fußangeln und Selbstschüsse lägen und jeder Schritt mit zaghaftem Grauen zu thun sei. Es mag ja nichts dagegen einzuwenden sein, wenn man dem Rekruten sogleich deutlich macht, woran er ist. Aber es kann ein Kind einsehen, daß, wenn mir unter Androhung schwerer Strafen, mit dem furchtbaren Drakonismus eines barbarischen Gesetzes,

gegen das sich jedes menschliche Gefühl empört (man denke nur an die zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilten Landwehrleute, die nicht in einem Viehwagen transportiert sein wollten!), ein Gehorsam zur Pflicht gemacht wird, der sich jeder Laune des Vorgesetzten unterwerfen muß, sofern diese nur nichts Strafbares von mir verlangt — ich sage: es kann ein Kind einsehen, daß das nicht meinen Willen beugen, sondern daß das meine ganze Persönlichkeit zerbrechen heißt. Wenn der Unteroffizier von mir verlangt, daß ich vierhundertmal das Gewehr strecke oder Kniebeuge mache, so muß ich es thun. Ich kann mich ja nachher beschweren (nach 24 Stunden), ich soll es sogar. Wenn ein syphilitischer Unteroffizier in der Absicht, mir in den Mund zu spucken, mir befiehlt: „Mach das Maul auf!" so muß ich den Mund öffnen.*) Ich kann mich ja nachträglich beschweren (nach 24 Stunden!), ich soll es sogar. Wenn ein Unteroffizier einen zu fett geschmierten Stiefelschaft in meinem Gesicht abreibt, so habe ich mir das einstweilen gefallen zu lassen. Ich kann mich ja später beschweren, (nach 24 Stunden), ich soll es sogar. Aber — nicht wahr, meine Herren Reichskanzler, Kriegsminister und Parlamentsmitglieder, Sie finden es doch begreiflich, daß man, nachdem man einem solchen Befehl gehorcht hat, die größte Lust verspüren muß, vor sich selbst auszuspucken? Mit der Selbstachtung ist es eine eigene Sache: wem sie genommen wird, der hat sie nicht mehr. Und genommen ist sie

---

*) Dieses ekelhafte Beispiel entstammt so wenig wie eines der andern meiner Phantasie, davor bewahre mich der Himmel! Das primitivste Schamgefühl würde es ja verbieten, dergleichen Beispiele zu ersinnen. Aber der Erlaß des sächsischen Korpskommandeurs zeigt uns, daß solche Dinge in der Kaserne reale Gestalt annehmen. Es wäre auch Thorheit, die Phantasie zur Hilfe zu nehmen, wo die Wirklichkeit alle Phantasie überbietet.

dem, der sich als elender Teig fühlt in der Faust eines Andern, welcher Andere einen Hund, einen Affen oder ein Schwein aus ihm formen kann, wenn es ihm beliebt. Und was ein Vorgesetzter von mir verlangt, braucht ja nicht einmal so sehr exorbitant zu sein, meine Herren. Es genügt, daß ich mich als Spielball der Willkür fühle, und ich habe mein Menschentum an meinen Beherrscher abgegeben. Wenn ich mit Freuden von einem Kirchturm herabspringe, wo man mir es zu einem vernünftigen Zwecke oder doch in redlicher Absicht befiehlt, so werde ich doch keine Stecknadel aufheben, wenn es die Willkür von mir fordert. Das heißt: im Zivilleben! Als Soldat werde ich's thun — o gewiß! — denn wenn ich den Elenden, der den Stiefel in meinem Gesicht abwischt, zu Boden schlage, so bringe ich schweres Unglück über mich und meine Angehörigen. Und wenn ich ihn nicht zu Boden schlage, dann bin ich ja ohne Zweifel ein guter Soldat; aber ich soll nur nicht behaupten wollen, daß ich noch ein Mensch sei. Ich wäre nicht einmal satisfaktionsfähig, meine Herren Offiziere, und das kann doch unter Umständen der konzentrierteste Hallunke sein. Ich bin sehr geneigt, zuzugeben, daß sehr viele Soldaten all dies nicht so „hoch" und so „tragisch" aufnehmen wie ich. Ich weiß, daß Soldaten es unter Umständen nach einiger Übung dahin bringen können, zu lachen, wenn sie eine Ohrfeige bekommen haben. Unsere gesellschaftlichen Zustände sind ja danach, daß der wirtschaftlich Abhängige es nicht zu einem allzu großen Begriff von seiner Würde bringt. Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß der Kadaver-gehorsam kein menschlich Ding ist.

Natürlich hat auch mein Offizier oder Unteroffizier das Recht, zu irren und Dummheiten zu begehen, und ich kann deshalb nicht das Recht haben, jeden Befehl,

der mir unsinnig erscheint, zu ignorieren und unbefolgt zu lassen, das versteht sich. Aber: est modus in rebus, sunt certi denique fines, sagen die Leuchten der humanistischen Bildung mit Horaz, und darin haben sie einmal recht. Dem Soldaten muß das Recht gegeben werden, offenbaren Quälereien durch seinen Willen ein Halt zu gebieten. Man mag meinetwegen den Begriff der Quälerei für diesen Fall ziemlich eng fassen, man mag den Soldaten, der ohne triftigen Grund den Gehorsam verweigert, strengstens bestrafen und man mag, wo der Thatbestand sich nicht durch Zeugen feststellen läßt*), meinetwegen den Vorgesetzten zunächst zum Eide zulassen. Schwört er einen Meineid — nun — vor meineidigen Schurken ist man auch sonst im Leben nicht geschützt, als höchstens durch die Kurzbeinigkeit ihrer Lüge. Wer aber behauptet, ein Soldat, der sich weigern dürfe, vierhundertmal Kniebeuge zu machen, sei nicht zu disziplinieren, der hat entweder nicht Intelligenz genug für einen Korporal, oder er hat nicht redlichen Willen genug, um überhaupt ein Mensch zu sein. Das Prügeln und Geprügeltwerden beurteile ich durchaus nicht vom Standpunkte des barbarischen „ritterlichen“ Ehrbegriffs, den Schopenhauer mit Recht so unerbittlich verhöhnt und in seiner ganzen blödsinnigen Abgeschmacktheit hinstellt. Wenn irgend ein Rüpel mich schlägt, so werde ich dadurch gewiß nicht erniedrigt; aber es ehrt mich vielleicht, und ich werde es vielleicht verschmähen, ihn wieder zu schlagen. Aber daß ich einem Schlage stillhalten muß in meines Nichts durchbohrendem Gefühle, in der ganzen Nichtigkeit und Erbärmlichkeit meiner willenlosen Existenz: darin liegt das den Willen

*) Übrigens ließe es sich wohl durchführen, daß ein Strafexerzitium oder eine Strafarbeit immer in Gegenwart von Zeugen ausgeführt würde.

außer Funktion Setzende, Ertötende, das Degenerierende, das Entmenschlichende. Der Wille ist bekanntlich das Knochengerüst unseres geistigen Menschen. Der „strammst" disziplinierte Soldat, der beim „Stillgestanden" die vertikalste Haltung einnimmt, ist deshalb in Wirklichkeit oft nichts anderes als der traurigste Waschlappen, die elendste Karrikatur eines „Mannes"; im Rücken steckt ihm keine Wirbelsäule, sondern der Korporalstock.

Immerhin könnte man einwerfen, der Soldat könne ja nach 24 Stunden sich beschweren; in dieser Beschwerde mache alsdann seine Willenskraft sich geltend; ihr Widerstand sei also nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Und man könnte dabei den etwas abgegriffenen, aber instruktiven Vergleich von der Sprungfeder anbringen, die zusammengedrückt nur um so kräftiger emporschnellt — wenn der Druck nachläßt. Wenn er nun aber während dreier Jahre nicht nachläßt, dann läßt allerdings die Sprungfeder das Emporschnellen hübsch unterwegs. Das führt uns nun — und darin liegt das Vortreffliche jenes Einwands — auf eine Betrachtung des militärischen Beschwerdewesens.

Der Soldat darf sich beschweren; aber er darf zu niemandem davon sprechen, daß er sich beschweren wolle. Er kann sich also nicht einmal seiner Zeugen versichern und darf unter Umständen gewärtigen, daß bei der gerichtlichen Verhandlung die angerufenen Zeugen, wenn sie „es" nicht gesehen haben müssen, vorziehen, „es" nicht gesehen zu haben. Aber weiter: er darf den Beschwerdeweg nicht verletzen, sonst wird er bestraft. Im bürgerlichen Leben weist die betreffende Behörde denjenigen zurecht, der aus Irrtum einen falschen Weg einschlägt; der Soldat aber wird bestraft, obwohl nicht ersichtlich ist, warum er mit Absicht den richtigen Weg verfehlen sollte. Aber es mag wohl

militärische Strenge sein, daß man denjenigen, der sein Recht sucht, über möglichst viele Steine klettern läßt. Die Vorgesetzten der Soldaten bemühen sich allerdings oft, ihn unter Aufbietung des ganzen in ihrer Stellung liegenden moralischen Übergewichts zur Zurücknahme der Beschwerde zu bewegen, des betreffenden Kameraden wegen oder der Kompagnie wegen, die dadurch einen Makel bekommen würde 2c. 2c. Man kann sich denken, wie schwer es dem Soldaten werden muß, solchen freundlichen Ermahnungen zu widerstehen; aber wehe ihm, wenn er nachgiebt! Er hat zwar sein Recht preisgegeben, aber dafür nicht die Liebe seiner Vorgesetzten eingetauscht. Er hat sich ohne Gewinn in den Ruf eines gefährlichen Kerls gebracht, der sich nichts gefallen lassen will, bei dem es also diejenigen „Erziehungsmittel" auszunützen gilt, die er sich gefallen lassen muß! — Aber all diese Dinge sind Spaß gegen die Bestimmung, daß der Soldat *bestraft wird, wenn er sich ohne genügenden Grund beschwert*. Wer lacht da? Er verdient geprügelt zu werden, wenn er darüber noch lachen kann. Die Herren militärischen Gesetzgeber haben — mit Erlaubnis — die Gerechtigkeit mißverstanden: sie droht mit dem Schwert, das sie in der Rechten hält, dem Verklagten, nicht dem Kläger! Sollte man es nicht für ein Gebot der Menschlichkeit oder — ich will ein Wort wählen, das bei den Offizieren verschlägt — der Ritterlichkeit halten, daß dem Menschen, der unter eine drakonische Disziplin gestellt ist, der ein Leben unter erschwerenden Bedingungen lebt, die Erlangung seines Rechtes möglichst erleichtert werde! Sollte nicht das Bild der Gerechtigkeit über den Pforten der Kaserne strahlen mit einladender Miene und mit der Umschrift: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid? Steht es der Gerechtigkeit an, daß sie dem sich

bedrückt Wähnenden eine brutale Faust unter die Augen hält? Wo in aller Welt hat der Mensch nicht das Recht zu irren! Wo? Beim Militär, wo alle Menschenrechte illusorisch werden. Hier wird der Irrtum, der verzeihlichste und begreiflichste Irrtum bestraft, unter Umständen mit beispielloser Härte bestraft. Aber daß der Soldat sich leichtsinnig beschwert — ach, dagegen ist freilich gründlich gesorgt, wie uns weiter unten noch ausnehmend klar werden wird. Daß übrigens solch ein waghalsiger Kerl, so ein unmögliches Wundertier von einem Soldaten, das sich aus purer Krakehlsucht, Bosheit und Rechthaberei beschwerte, beim zweiten oder dritten Unternehmen dieser Art immer noch früh genug und empfindlich genug bestraft werden könnte, brauche ich nicht weiter auszuführen. Was um alles in der Welt soll also wohl jene Bestimmung rechtfertigen? Es ist ja natürlich, daß der Soldat zunächst alles über sich ergehen läßt, was irgendwie noch auszuhalten ist, daß er z. B. entehrende, erniedrigende Schimpfreden, die beim Militär als Lappalien betrachtet werden, hinnimmt, ohne sich zu beschweren. Er würde auch seltsame Erfahrungen machen, wenn er als anständiger Mensch etwa die Dreistigkeit besäße, kein „Schweinhund" oder keine „Sau" sein zu wollen. Einer meiner Kameraden z. B. wußte wohl, was er that, als er über die Äußerung eines Offiziers: er habe wohl die letzte Nacht durchgehurt, daß er nicht besser turne, sich nicht beschwerte. Als ob sich solche Dinge im Bewußtsein patriotischer Pflichterfüllung nicht leicht ertrügen! Nur die Herren Offiziere würden es selbstverständlich trotz ihres ganz besonders starken Patriotismus nicht vertragen, daß man sie als Säue und Schweine behandelte. Der Soldat wird also, wie gesagt, um solcher Dinge willen in der Regel keine Klage führen, umsoweniger, als er

nach dem Erlaß des sächsischen Herzogs unter Umständen ein Gericht zu gewärtigen hat, das parteiisch auf Seite des verklagten Vorgesetzten steht und „oft nur zu sehr geneigt ist," bei „Aburteilung derartiger Vergehen strafmindernde Rücksichten zuzulassen"*). Und selbst die schwerste Mißhandlung, wenn sie ohne Zeugen oder ohne verläßliche Zeugen geschehen ist, wird der Soldat sich hüten zur Anzeige zu bringen, weil er Gefahr läuft, bestraft zu werden. Es ist so grenzenlos seltsam, einen Menschen, der sich ohne genügenden Grund beschwert hat, gleich beim ersten Male zu bestrafen, daß man förmlich mit Gewalt auf den Gedanken hingestoßen wird: In dieser Bestimmung soll dem Soldaten das Recht, das man ihm mit der einen Hand gegeben hat, mit der andern wieder genommen werden; sie ist ein Knüppel, den man dem Soldaten zwischen die Beine wirft. „Was haben Sie zu thun, wenn Sie glauben daß Ihnen unrecht geschieht?" fragt der Unteroffizier in der Instruktionsstunde. „Ich habe mich zu beschweren," lautet die Antwort. „Und was geschieht dann?" „Dann werde ich bestraft." Dieser vorzügliche Witz der „Fliegenden Blätter" ist darum so vorzüglich, weil er so bitter ernst ist.

Nun aber denke man sich einmal alle günstigen Möglichkeiten in der Wirklichkeit vereinigt; man denke sich, daß die Schuld eines rechten Menschenschinders nachgewiesen und er selbst verurteilt worden ist. Was wird die Folge sein? Der Bestrafte wird, falls er nicht degradiert wurde, nach Abbüßung seiner Strafe in seine Kompanie und in seine Stellung zurückkehren und nun ganz selbstverständlich darauf be-

*) Eine Neigung, die sehr erklärlich ist; denn die dort funktionierenden Richter werden wie die Offiziere in der Regel nicht selten die abenteuerlichsten Vorstellungen von dem haben, was sich ein Gedrillter der „Disziplin" wegen gefallen lassen müsse.

dacht sein, sich an seinem Ankläger zu rächen. Das ist nicht schön und nicht entschuldbar, aber sehr begreiflich. Und weil es so begreiflich ist, sollte man es für selbstverständlich halten, daß z. B. ein Unteroffizier nicht denjenigen wieder in seine Gewalt bekommen darf, der ihn verklagt hat. Aber man muß sich der Voraussetzung entwöhnen, daß beim Militär das Menschliche immer selbstverständlich wäre. Derselbe Unteroffizier, der mich gepeinigt hat und dem ich eine Bestrafung dafür ausgewirkt habe, ist später nach wie vor mein direkter Vorgesetzter; er wird mir ein Leben bereiten, das sich von einer Hölle durchaus in nichts unterscheidet und in einem gründlichen „Reinfall", den er mir bereiten könne, das heiß erstrebte Ziel seiner unausgesetzten Bemühungen erblicken. Die Soldaten, die sich nach vielen Kämpfen und vieler Selbstüberwindung endlich doch entschließen, den unerträglichen Quälereien durch eine Anzeige ein Ende zu machen und dem betreffenden Vorgesetzten einige Tage oder Wochen Arrest zu verschaffen, sind keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß sie bei erster bester Gelegenheit selbst „ins Loch fliegen"; sie wissen, daß sie diesem Schicksal nicht entrinnen werden und machen sich auch gar keine Illusionen darüber. Es ist deshalb ein verzweifelter Schritt, den der Soldat in solchem Falle thut; er setzt unter Umständen ein ganzes Dienstjahr daran.*) Wie viel Schmerz und Qual muß einem solchen Schritte voraufgegangen sein! Und nichts ist für den untersten, dümmsten und gemeinsten Unteroffizier leichter, als dem Soldaten, der unter seiner Fuchtel steht, eine Bestrafung zuzuwenden. Der Unteroffizier ist nämlich — das ist der Humor von der ganzen

*) Bei den Truppen mit zweijähriger Dienstzeit kommt diese Eventualität jetzt allerdings in Wegfall.

Sache — der eigentlich Allmächtige beim Militär. Mit den Offizieren hat der Soldat doch nur während des eigentlichen Dienstes zu thun und abgesehen davon, daß sie fast immer einen Grad menschlicher sind als die Unteroffiziere, geschieht doch auch alles, was von ihnen ausgeht, sozusagen vor versammeltem Kriegsvolk. Zudem haben die Dienststunden ein Ende. Aber dem Unteroffizier gehört der Soldat wie die arme Seele dem Teufel. Sein unermeßlich Reich ist die Kaserne, die Kasernenstube. Hier spielt er, wenn es ihm behagt, mit dem Soldaten wie die Katze mit der Maus; sein Opfer kann ihm nicht entrinnen. Man weiß ungefähr, aus was für einem Menschenmaterial sich der Unteroffiziersstand rekrutiert. Wohl kaum aus dem besten: so viel steht auch für die leitenden militärischen Kreise fest; denn seit Jahren bemüht man sich, ein besseres Material für diesen Stand heranzuziehen. Schwerlich wird man großes Glück dabei haben; denn ein im bürgerlichen Verhältnis unter einigermaßen erträglichen Bedingungen lebender und etwas auf sich selbst gebender Mensch wird selten Neigung verspüren, im Militärverhältnis länger als nötig auszuhalten, geschweige denn Unteroffizier zu werden, dessen Aufgabe es ist, gedrückt zu werden und den Druck nach unten hin fortzupflanzen. Zu dieser Stellung gehört eine etwas robuste moralische Konstitution; es gehört, wie man wohl sagt, „ein Magen dazu.“ Ich habe auch anständige, humane Unteroffiziere kennen gelernt, aber in ganz erschrecklich geringer Anzahl. Im allgemeinen habe ich in keinem Stande eine solche Häufung von unsympathischen Individuen bemerkt wie in diesem; die Regel war: eine häßliche Furcht und Streberei vor den Vorgesetzten und eine rohe, gemeine, jedes natürlichen Adels entbehrende Tyrannei gegen die Untergebenen. Herr v. Puttkamer würde das Prädikat eines Gentle-

man den meisten dieser Leute vorenthalten müssen. Nun bedenke man, was aus solchen Menschen wird, wenn man sie mit einer in That und Wahrheit unbeschränkten Macht ausstattet. Macht ist das berauschendste Getränk; es kann selbst weise Männer von den Beinen bringen. Wie muß sich eine solche Null in der Schöpfung vorkommen, wenn ihr hohles Innere plötzlich erfüllt wird mit einer Macht, deren sich ein asiatischer Despot nicht zu schämen brauchte! Muß ihm nicht wirbelig werden im Kopfe? Der sächsische Korpskommandeur rührte in seinem Erlaß, wenn auch nur sehr leise, an die Wurzel des Übels. Er wußte offenbar sehr gut, wo den Soldaten der Schuh drückt, und ordnete deshalb an, daß „die Beaufsichtigung der Untergebenen (von Seiten der Offiziere nämlich!) sich ganz besonders während der Rekrutenausbildung nicht allein auf die Dienststunden, sondern auch auf die übrigen Tages- und Abendstunden zu erstrecken habe." Er hat offenbar aus seinen Erfahrungen den freilich naheliegenden Schluß gezogen, daß in allzu vielen Fällen der Unteroffizier, wenn er sich nicht von einem gerecht und menschlich fühlenden Offizier beaufsichtigt weiß, seine Stube zu einer Schreckenskammer macht und sich auf eine Art von Hebbel'schem Holofernes hinausspielt. Radikal wäre dem Greuel nur abzuhelfen, wenn u. a. dem Unteroffizier jede strafende Gewalt entzogen würde. Mit den bestehenden Befugnissen des Unteroffiziers ist es eine wahre Kleinigkeit, eine pure Lumperei, einen Menschen zur Verzweiflung zu bringen, und wenn ich Vieh genug wäre und man wollte mir freundlichst den Rang eines Unteroffiziers verleihen, so wollte ich mich schon anheischig machen, einen guten Soldaten binnen 14 Tagen in den Tod zu treiben. Nichts leichter als das! Ich würde mir einfach nichts von dem, was er

leistete, genügen lassen und ihn alles drei-, vier-, fünf- und mehrmal zu wiederholen zwingen. Ich würde ihm Appell über Appell geben, ihn morgens und abends und Sonntagsnachmittags bald mit diesem, bald mit jenem Gegenstande antreten, ihn seinen Schrank dreimal packen, seine Stube dreimal fegen, sein Gewehr dreimal putzen lassen und ihm, wenn er doch einmal zur Ruhe käme, irgend einen lästigen Befehl geben, der mir gerade einfiele. Das alles würde ich mit kränkenden, boshaften, demütigenden, ehrverletzenden Reden begleiten, und ich zweifle nicht, daß ich den Menschen, wofern er nicht rein aus Phlegma bestände, bald dahin bringen würde, mir oder sich selbst eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Dabei brauchte ich ihn nicht einmal anzurühren, geschweige ihn zu schlagen, und ich würde kaum eine Bestrafung zu gewärtigen haben, wenn ich, bei meinen Vorgesetzten zur Anzeige gebracht, diesen deutlich machte, was für ein unerhörter „Saukerl" dieser N. N. sei.

Der militärische Vorgesetzte hat es nämlich in seiner Gewalt, vom Soldaten jeden Augenblick, wenn er es will, das Unmögliche zu verlangen. Ich sage nicht, daß nicht von vielen Vorgesetzten eine verständige Nachsicht geübt werde, daß nicht viele Vorgesetzte mit den allgemeinen menschlichen Schwächen, ja auch mit individuellen Mängeln zu rechnen bemüht sind; aber das Ausschlaggebende ist, daß sie nicht nötig haben, es zu thun. Wenn es ihnen beliebt, so bestrafen sie einen Soldaten, der sich meinetwegen nach einem Jahre tadellosen Verhaltens das erste geringfügige Vergehen zu schulden kommen läßt, sofort nach dem Strafmaß, das irgend zulässig ist. Vom Lehrer verlangen wir heutzutage mit peinlicher Strenge, daß er die ganze Reihe der gelinderen Zuchtmittel erschöpft habe, bevor er zur schweren Strafe greift. Ich will die Schule

nicht mit dem Militär vergleichen; aber das Beispiel ist dennoch instruktiv. Es ist nämlich ein Ausfluß der großen diskretionären Gewalt eines militärischen Vorgesetzten, daß er ganz und gar nicht nötig hat, Nachsicht zu üben; ja er wird sich den Ruf eines „schneidigen", „strammen" Soldaten vielleicht erst dadurch erwerben, daß er alle militärischen Forderungen zu absoluten erhebt. Welcher Hahn sollte wohl danach krähen, wenn der Herr Hauptmann oder der Herr Major einen armen Teufel, der sich nie etwas Nennenswertes hat zu Schulden kommen lassen, wegen einer verlornen Säbeltroddel auf drei Tage einsperren läßt? Der Vorgesetzte hat nicht nötig, wenn er's nicht will, mit dem Umstande zu rechnen, daß ein Mensch einmal vergessen, daß er sich irren, daß er etwas mißverstehen, etwas versäumen kann. Vielmehr der Soldat ist auf Gnade oder Ungnade der guten oder schlimmen Laune des Vorgesetzten überliefert. Daher beim Soldaten diese Furcht — nicht vor der konsequenten, im voraus berechenbaren Strenge: darin läge nichts Abnormes — aber vor der ungewissen, unberechenbaren Laune; niemand darf sich sicher wähnen, und wäre er der ausgezeichnetste Soldat; das Wetter kann wegen einer momentanen Vergeßlichkeit, wegen einer falschen Wendung über ihn hereinbrechen, ehe er sich's versieht. So entsteht in dem Soldaten jene feige, häßliche Furcht, die vor dem Unerwarteten, Unheimlichen zittert, die sich in fieberhafter Verwirrung und Kopflosigkeit äußert und deren schreiender Kontrast zur „Männlichkeit" und „Tapferkeit" mir mehr als einmal ein verstohlenes Lächeln abgezwungen hat. „Er ist im Schwindel", sagt man beim Militär mit einem treffenden Ausdruck, und dieser Schwindel überfällt den Gemeinen, wenn der Unteroffizier, den Unteroffizier, wenn der Hauptmann, den Hauptmann, wenn der Major kommt rc. rc. Das

sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas herrscht eben bis oben hinauf; ganz besonders aber wird es in Anwendung gebracht dem gemeinen Soldaten gegenüber. Ich werde nie das Jammerbild vergessen, das einer meiner Kameraden bot, der zur Vorstellung beim General ohne Säbeltroddel ausgerückt war. Wenn Seine Excellenz das bemerkten, so konnten sehr leicht drei Tage dabei herauskommen. Der Ärmste war „im Schwindel" (er dachte an das dritte Jahr, das ihm blühen konnte), und ich habe nie vorher und nie nachher so bleiche, angstverzerrte Züge, habe nie in einem Gesichte einen so intensiven Schrecken sich ausprägen sehen, wie hier. Er war ein guter Soldat, hätte sich also unter normalen Verhältnissen sagen dürfen: Ich thue sonst meine Schuldigkeit — wegen dieser Lumperei kann mir nicht viel geschehen. Aber die militärische Gewalt steht über dem heiligsten und allmächtigsten Jehovah (der zu Zeiten nach Kommando mit „Helm ab" verehrt wird); sie kennt keine Zugeständnisse an menschliche Schwäche und Beschränkung wie er; sie braucht deren wenigstens so einem Kerl von Gemeinem gegenüber nicht zu kennen, wenn sie keine Lust hat, und kann ihn zittern lassen, kann ihn zertreten. Wer diese elende, niedrige, hündische Furcht für Mannszucht hält, dem ist seine gigantische Dummheit wohl noch nicht in ihrem ganzen Umfange klar geworden.

Wenn nun im Vorhergehenden sehr viel Unvorteilhaftes über die Unteroffiziere gesagt werden mußte, so habe ich damit keineswegs zugleich behaupten wollen, daß sie für alle von ihnen ausgehenden Unzulässigkeiten die volle persönliche Verantwortung zu tragen hätten. Der Unteroffizier hat ohne Zweifel die schwerste und undankbarste Arbeit in der Kompanie zu leisten; was Oberst, Major und Hauptmann von der Kompanie

verlangen, wird zum größten Teile auf ihn abgewälzt. Er hat die größte und mühevollste Arbeit an den Rekruten zu thun, sozusagen die elementare Ausbildung vorzunehmen, und wenn der Herr Hauptmann das Kommando zu übernehmen beliebt, so muß eigentlich alles schon „klappen". Der Herr Hauptmann und die Leutnants beschränken sich, gewisse Kompanie-exercitien abgerechnet, mehr auf das Aufsichtführen. Dafür aber, daß der Unteroffizier beim Einexerzieren der Mannschaften den Hauptstrang zieht, wird er um keinen Deut besser behandelt, als der Gemeine, und wenn seine Vorgesetzten danach sind, ist er ein ebenso beklagenswerter Jämmerling wie der ärmste Rekrut. Man darf auch gerechterweise nicht übersehen, daß vielfach das größere Odium eben darum auf die Unteroffiziere fallen muß, weil sie vor allen den Drill handhaben müssen. Und wenn sie nach Meinung ihrer Vorgesetzten darin nichts Genügendes leisten, so werden sie coram populo abgekanzelt und angeschnauzt, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Sie haben für den unvernünftigen Vorgesetzten das mehr oder weniger Unmögliche aus der Mannschaft herauszuschinden — wie sie es machen, ist ihre Sache. Wenn der Herr Hauptmann die Kompanie nimmt, dann soll das und das darinsitzen. Man sieht: wenn der Unteroffizier zum Tier wird, so hat er sich nicht immer selbst dazu gemacht. Im ganzen halte ich sein Los für das am wenigsten beneidenswerte von der Welt.

Dem militärischen Geist der Willenlosigkeit, der blinden, entnervten Unterwürfigkeit entspricht vielfach das Gebahren der meisten Offiziere gegen den Unteroffizier und Gemeinen. Sie zeigen in vielen Fällen — es giebt allerdings auch viele rühmliche Ausnahmen — ein Gebahren, als wenn sie sich herablassen müßten, mit Schweinen und Eseln durch das

Mittel der menschlichen Sprache statt durch Fußtritte zu verkehren, als brächten sie es nur mit Überwindung eines furchtbaren Widerwillens fertig, einen solchen „Kerl" für einen Auch-Menschen gelten zu lassen. Viele dieser Herren leiden ja eben am feudalen Kitzel, und jener hohe Offizier aus dem vorigen Jahrhundert, der seinen unterstellten Offizieren vorhalten mußte, daß wohl mancher gemeine Soldat unter andern Umständen dasselbe oder Besseres geleistet hätte als seine Vorgesetzten, dieser verbrecherisch demokratische adelige Offizier hat für viele seiner nachlebenden Kameraden nicht gesprochen. Diese dünkeln sich von dem Gemeinen durch einen Abgrund getrennt, gegen den die bekannte Kluft zwischen dem verdammten reichen Mann und dem seligen armen Lazarus nur ein ganz untergeordnetes, nichtssagendes Rinnsteinchen ist. Ich muß hierbei an einen 19 bis 20jährigen Sekondeleutnant denken, der alle andern mir bekannten Offiziere in dieser Hinsicht übertraf und ein wahres Prototyp des abenteuerlichsten Hochmuts war. Nie vergesse ich den Blick, mit dem er u. a. einmal eine gleichgiltige Meldung von mir entgegennahm. Nie, ich kann's beschwören, haben zwei Augen mit so unsäglicher Verachtung auf mir geruht. Von Natur sonst leidlich bescheiden, mußte ich in jenem Augenblick doch mein Verdienst überschlagen und an dem des jungen Mannes messen, und ich muß gestehen, daß es mich ungeheure Anstrengung kostete, die überwältigende Komik der Situation ohne einen Lachausbruch zu verwinden.

Und als eine harmlose, belustigende Geckerei — die übrigens von unseren Bürgersöhnen mit der ganzen Kraft ihrer epaulettegeschmückten Reservemännlichkeit und mit dem ganzen, ihnen eigentümlichen, erhabenen Mangel an Klassenbewußtsein bis auf die enge Strippen-

hose herab kindlich-eifrig nachgeahmt wird — ich sage: als eine belanglose Geckerei könnte man ja solche Bekundungen eines hohlen Dünkels überhaupt betrachten, wenn nicht doch diese feudale Separation vom „Gemeinen" für den ganzen Verkehr im Leben des Soldaten in sehr vielen Fällen von tonangebender Bedeutung wäre. Der Offizier, der den Gemeinen eo ipso geringer schätzt als sich, wird wenig dabei empfinden, wenn der Unteroffizier den Gemeinen, wenn ein Plebejer den andern schindet. Und man soll, wo der Vorgesetzte sich so kalt und schroff von seinem Untergebenen trennt und ihn sich vom Leibe hält wie ein unreines Tier, nur nicht sprechen wollen von einem erzieherischen Verhältnis zwischen beiden. Wenn der Soldat von solchen Offizieren hört, daß sie sich (programmgemäß!) als seine „Kameraden" betrachten, daß überhaupt alle, die im bunten Rock dem Vaterlande dienen, „Kameraden" seien, so muß er das wie bitteren Hohn empfinden. Es mag sein, daß unter Umständen die Schrecken und Gefahren des Krieges das kameradschaftliche Gefühl in der Brust eines Offiziers wecken — im Frieden bleibt die Titulatur „Herr Kamerad" innerhalb des Offizierkorps, wie denn überhaupt der „Herr" mit dem Sekondeleutnant aufhört und dahinter die Region der „Leute" beginnt. Sehr oft werden diese Leute ja denn auch noch geduzt. Ich hatte selbst die Ehre, mit vielen anderen Landwehrleuten zusammen von einem General „geihrt" zu werden. Dergleichen klingt ja patriarchalisch, familiär. Aber in der Familie pflegen — wenigstens heutzutage — auch die Eltern von den Kindern geduzt zu werden. Die einseitig ausgebildete Familiarität ist eine sehr verdächtige Sache; sie geht vom Duzen sehr schnell zum Ohrfeigen über. Man wird mir schon glauben, wenn ich erkläre, daß ich mich nicht *in meiner Person* beleidigt fühle, wenn irgend ein

Offizier mich duzt; ich würde dergleichen immer humoristisch nehmen. Aber in meiner Klasse fühle ich mich gekränkt, weil ein solches Duzen nur eine gelegentliche Äußerung feudaler, militärhierarchischer Anmaßung ist.

Unter diesen „Leuten“ aber zeigt sich oft genug in überraschender Weise ein wahres Solidaritätsgefühl, eine bewundernswürdige Kameradschaftlichkeit der That. Der immense Druck der „militärischen Erziehung,“ wie er einerseits Stumpfsinn, Roheit und Sklavensinn erzeugt, fördert andererseits auch jene erfreulichere Erscheinung zu Tage. Diese Kameradschaftlichkeit erscheint gleichsam unter der Gestalt einer von selbst sich bildenden, von selbst sich organisierenden Verschwörung, die hervorgegangen ist aus dem Gefühl, daß gegen den furchtbar lastenden Druck der „Disziplin“ der Einzelne ohnmächtig ist und daß nur geheime Schlauheit und List und treue gegenseitige Hilfe ihn lindern, ihn einigermaßen erträglich machen können. Ich habe es wiederholt mit herzlicher Freude beobachtet, daß, einem Kameraden aus der „Klemme“ zu helfen, ihn vor einer Strafe zu bewahren, gleichsam für ein ehernes Gesetz galt, dessen Durchführung oft mit bewundernswerter Selbstverleugnung erstrebt wurde.

Aber daneben zeitigt das militärische System, wie ich bereits ausführlich dargethan habe, auch Kundgebungen tiefer Verrohung in erschreckendem Umfange. Hier sei nur noch auf eine Erscheinung hingewiesen, die ein düsteres Gegenstück zu jener Kameradschaftlichkeit bietet. Es ist beim Militär stehender Brauch, daß für gewisse wiederholte Vergehen einzelner die ganze Kompanie leiden muß. Hat einer den Urlaub wiederholt überschritten, so wird für eine bestimmte Zeit der ganzen Kompanie jeder Urlaub entzogen u. s. w. Das System ist sehr

klar und einfach. Die Mannschaften sollen auf den betreffenden Übertreter einen moralischen Druck ausüben, d. h. in die Sprache der Praxis übersetzt, ihm eine solenne Tracht Prügel verabreichen. Leider kommt es oft genug vor, daß Soldaten sich so weit herabwürdigen, an ihren Kameraden Profoßdienste zu verrichten. Dieses scheußliche Beginnen hat — das kann nicht geleugnet werden — oft den gewünschten Erfolg; aber strenge Arreststrafen würden zweifellos dieselbe Wirkung üben. Der Kompaniechef hat aber natürlich den Ehrgeiz, mit möglichst wenig Strafen zu paradieren — der äußere Aufputz ist hier wie überall in unserer prachtvollen Gesellschaftsordnung von großer Bedeutung — und so greift man denn zu einem Disziplinarmittel, das ebenso raffiniert wie demoralisierend ist.

Wo solche Praktiken der Vorgesetzten Boden finden, da ist natürlich schon eine bedauerliche Abstumpfung des Gefühls eingetreten. Aus solcher Abstumpfung ist auch eine in manchen Kasernen sich zeigende Art von Pennalismus zu erklären, eine reglementsmäßige Mißhandlung der Neueingetretenen, die nur bei einem hohen Grade von Vertierung möglich ist. Eine harmlose Form nimmt jene Stumpfheit an in dem Humor der Kaserne, der, soweit er den gemeinen Soldaten entstammt, sich fast ausschließlich als ein wehmütiger, gezwungener Galgenhumor charakterisiert. Der unglückliche Schwengber giebt eine Probe davon in dem Schreiben an seine Mutter, wenn er von der „Glanznummer“ spricht, die ihm für den folgenden Tag bevorstehe und der er entgehen wolle. Wie furchtbar klar, wie erschütternd eindringlich zeichnet für den Kenner des Kasernenlebens dieses eine Wort den Seelenzustand des Bejammernswürdigen! Welchen wilden, verzweiflungsvollen Schrei unterdrückt dieser bittere Scherz!

Die Reihe der üblen Konsequenzen, wie sie der Militarismus zeitigt, ist mit den geschilderten keineswegs erschöpft. Es ließe sich noch manches darüber sagen, daß die angeblich so vorzügliche „Straffheit" der Zucht und das Übermaß der an den Soldaten gestellten Anforderungen sehr oft Hinterziehung der Arbeit, überhaupt Schwindeleien, Betrügereien und Unredlichkeiten in dienstlichen Angelegenheiten zur Folge haben und daß es aus denselben Gründen mit der gerühmten „Ordnung" beim Militär zuweilen mehr als schief steht. Aber diese Themata wollen wir liegen lassen. Es ist nicht der Zweck dieser Arbeit, das Soldatenwesen nach allen seinen Schattenseiten zu charakterisieren, vielmehr bezweckt sie, den organischen, also notwendigen Zusammenhang zwischen den schreiendsten militärischen Mißständen und dem militärischen System aufzudecken. Man soll nicht immer wieder die Stirn haben, uns mit Redensarten abspeisen zu wollen, wie: Dieser und jener Fall von Mißhandlung seien natürlich sehr beklagenswert; aber das seien die Übergriffe einzelner; im übrigen und im ganzen sei alles von einer bewundernswerten Vollkommenheit. Nein, diese abscheulichen Erscheinungen sind am militärischen Organismus so natürlich und selbstverständlich wie Beulen an einem kranken Körper, das glaube ich gezeigt und bewiesen zu haben. Und so lange man jenen Organismus nicht auf gesündere Lebensbedingungen stellt, wird er mehr und mehr dahin geraten, daß sein Äußeres für alle menschlich Fühlenden ein Gegenstand des Abscheus wird. Konsequent — das habe ich darzuthun gesucht — ist die militärische „Erziehungsweise" durchaus, wenn sie Soldaten erzeugen will, die für alles und jedes zu gebrauchen und zu mißbrauchen sind. Erhebt man aber die Prätension, daß man zugleich Soldaten und Menschen erziehe — dann bitte,

meine Herren, mit einem andern System heraus; mit diesem geht's halt nicht.*)

Es ist mir eine schöne Pflicht, hier doch auch zu berichten, daß ich unter einem Offizier gedient habe, der seinen Mannschaften ihr volles menschliches Selbstgefühl ließ, niemals übertriebene Anforderungen stellte und ihnen eine nicht nur humane, echt vornehme, sondern geradezu liebenswürdige Behandlung angedeihen ließ. Für dergleichen ist man als Soldat so unend-

---

*) Ich will hier noch einen Fall von Soldatenmißhandlung mitteilen, der eben jetzt, da dieser Bogen in die Druckerei geht, an die Öffentlichkeit dringt: „Der Gemeine Georg Roth aus Langenthal in Hessen vom 8. bayerischen Infanterie-Regiment in Metz hatte dem Unteroffizier Kürt desselben Regiments, der ihn durch körperliche Mißhandlung aufs äußerste gereizt hatte, unter den Worten: „Hund, ich schlage dich tot!" einen Schlag mit einem Übungsgewehr auf den Kopf versetzt, weshalb er zu drei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Der Staatsanwalt und Stabsauditeur Endres hatte 8 Jahre Gefängnis beantragt. In der Verhandlung wurde festgestellt, daß Unteroffizier Kürt den Angeklagten erst bis zur Erschöpfung Laufschritt und dann Kniebeuge mit vorgestrecktem Gewehr hatte machen lassen. Da dem Unteroffizier die Kniebeuge nicht tief genug war, riß er Roth am Säbelgurt tiefer nieder, worauf dieser den Schlag führte. Das Verhalten des Unteroffiziers Kürt bezeichnete ein als Verteidiger fungierender Premierleutnant, der sich des Angeklagten warm annahm, als ganz vorschriftswidrig. „Roth sei körperlich und seelisch so gequält worden, daß er in seinem Unteroffizier nicht mehr seinen Lehrer, sondern nur mehr seinen Peiniger habe erblicken müssen."

Ich zitiere diesen Fall, weil er deutlich zeigt, erstens, daß ein Unteroffizier mit den Mitteln, die innerhalb seiner Machtsphäre liegen, einen Menschen zur äußersten Verzweiflung treiben kann, und zweitens, daß es Offiziere giebt, welche die naturgesetzliche Reaktion in einem bis aufs Blut Gepeinigten mit acht Jahren Gefängnis bestrafen wollen, Offiziere also, in denen das militärische Bewußtsein eine für uns Zivilisten längst nicht mehr verständliche — Abänderung des Rechtsgefühls bewirkt hat. Solche Richter und ihre Rechtspflegebefohlenen reden zwei gänzlich verschiedene Sprachen.

lich dankbar. Wir machten die ödesten Exerzitien für diesen Mann mit Liebe und Begeisterung, und natürlich schnitt denn auch seine Kompanie bei der Vorstellung, soweit man das als Soldat übersehen kann, am besten ab. Dieser Offizier wurde von den Stammmannschaften als ein weißer Rabe gepriesen (obwohl er auch scharf sein konnte, sobald es erforderlich war); aber sicher war dieser Offizier nicht geeignet, Soldaten zu erziehen, die für jedes persönliche und dynastische Interesse jedes beliebigen Fürsten ihren Mitmenschen, und wären es auch die eigenen Väter und Brüder, ohne Besinnen Löcher in den Leib schießen.

In militärischen Kreisen ist man freilich von der Notwendigkeit eines anderen Systems noch durchaus nicht überzeugt, und bei der dort vielfach herrschenden, vorurteilslosen Selbsterkenntnis und Bescheidenheit kann das ja niemand wunder nehmen. Damit in unseren ernsten Zeiten der Humor zu seinem Rechte komme, hat das „Militärische Wochenblatt" sich schon wiederholt geopfert und den „Fliegenden Blättern", dem „Kladderadatsch", dem „Ulk" und dem „Schalk" bei deren saurer Arbeit kollegialisch unter die Arme gegriffen, indem es z. B. vorschlug, die ausgedienten Offiziere zu Richtern und die dito Unteroffiziere zu Volksschullehrern zu machen. Namentlich der letztere Vorschlag verdient ernstliche und eingehendste Erwägung schon um deswillen, weil eine solche Erwägung zur Erheiterung größerer Gesellschaften Unschätzbares beitragen kann. Der geneigte Leser wird aus allen unseren Darlegungen auf das deutlichste ersehen haben, daß die Ausdehnung der „militärischen Erziehung" auf die Kinder und also auf die gesamte Masse des Volkes gerade das ist, was ihr und uns noch fehlt. Sehr richtig betrachtet das „Milit. Wochenblatt" die Fragen der Volkserziehung und des Volksunterrichts zunächst von dem einschneidenden

Grundsatze aus, daß wir mehr Unteroffiziere haben müssen. Das Blatt meint, vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, würde dem fühlbaren Mangel an Unteroffizieren abgeholfen werden können, da manchem Unteroffizier eine Stelle als Volksschullehrer begehrenswerter sein werde, als die ihm jetzt offen stehenden Stellen. Die Tauglichkeit der meisten Unteroffiziere für den Volksschullehrerposten stehe außer allem Zweifel. An Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und innerer Reife ständen sie dem Durchschnitt der von den Seminaren entlassenen jungen Leute gewiß voran. Die „praktische Pädagogik, die sie Jahre hindurch geübt haben," sei „zweifellos mehr wert, als ein theoretischer Kursus darüber." Die Gewöhnung an Gehorsam, Zucht und Ordnung könne auch die Kirche allein nicht mehr leisten, das vermögen nur Lehrer, die zunächst selber zu gehorchen und dann in richtiger Weise zu befehlen gelernt haben. „Auch das Maß der Kenntnisse dürfte bei den Unteroffizieren in den meisten Fällen genügen. Die Leistungen der Regiments- und Kapitulantenschulen sind höchst bedeutend und werden in Zivilkreisen wohl vielfach unterschätzt oder kaum gekannt."

Gegen diese überzeugenden und einleuchtenden Gründe läßt sich im Ernste nichts erwidern. Für die „innere Reife" der meisten Unteroffiziere bürgt schon ihre Saftigkeit. Die praktische Pädagogik der Schule arbeitet zwar nicht mehr mit zotigen Beschimpfungen, Fußtritten, Faustschlägen und Anspeien; aber es ist nichts mehr als die allerselbstverständlichste militärische Subordination, wenn die Pädagogik von ihrem Throne aufspringt und „die Knochen zusammennimmt", sobald der ausgediente Herr Feldwebel um einen Stuhl verlegen ist. Die Leistungen der Regiments- und Kapitulantenschulen decken sich, wie ich mir von genauen

Kennern habe sagen lassen, ungefähr mit den Leistungen der Mittelklassen unserer Volksschulen; der so gebildete Unteroffizier würde sich also wie kein zweiter dazu eignen, in den Oberklassen der Volksschule zu unterrichten und in seinen freien Stunden pädagogische und juristische Artikel für das „Milit. Wochenblatt" zu schreiben. Ohne allen und jeden Zweifel würde schon die Intelligenz eines Unteroffiziers reichlich genügt haben, den Artikelschreiber des „Milit. Wochenblatts" auf seine geistige Höhe zu erheben — und wer wollte leugnen, daß es eine Höhe ist? — was kann das Volk für seine Kinder mehr verlangen? Andrerseits würde es sich empfehlen, die deutschen Volksschullehrer, die im Schuldienst gehorchen und befehlen gelernt haben, die gelernt haben, mit Hingebung und Begeisterung zum Heile ihrer Nation zu arbeiten und die namentlich im Kampfe gegen ihre überaus zahlreichen, ganz besonders bornierten Feinde wenigstens in früheren Jahren Tapferkeit und Ausdauer bewiesen haben, nach zwölfjährigem Dienste mit einem Militär-Versorgungsschein zu entlassen und als Offiziere in der Armee zu verwenden. Es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß sie von der Strategie so viel verstehen werden, wie der Militärwochenblattschreiber von Erziehung und Unterricht.

Aber Scherz bei Seite: Wenn der militärische Dünkel in einzelnen Individuen wie in diesem Skribenten selbst zur Höhe solcher Unverschämtheiten emporwirbelt, so sind daran nicht zum wenigsten jene lieben Zivilisten schuld, die nicht müde werden, dem Kater Militarismus den Buckel zu streicheln, wofür dieses fleischfressende Wesen sich erkenntlich zeigt, indem es den Schwanz immer höher emporstreckt.*) Ich habe wohl des öfteren

*) Dies wurde vor nahezu fünf Jahren geschrieben; ich denke, daß mir die Ereignisse inzwischen recht gegeben haben.

mit ausgedienten „Einjährig-Freiwilligen," wackeren Kapitalistensöhnen, bei Braten und Wein zu Tische gesessen und dann ein Erbauliches reden hören über das Soldatsein, das doch eine verdammt schneidige Sache sei und manchen Bauernlümmel und Arbeiterflegel erst zum Menschen mache. Die guten Knaben hatten vom Militär nur die Anstrengungen des Exerzitiums und ein paar wohltemperierte Schimpfwörter gekostet, im übrigen aber daheim beim Goldtopf des lieben Papas gesessen. Sie hatten bei gutem Essen und gutem Trinken auch gut reden über's Soldatsein, und darauf schelten, war ihnen ein recht unpatriotisches Beginnen. Wenn ein solcher forscher Jüngling, mit dem ganzen Hochgefühl seiner einjährigen Männlichkeit im Bierbusen, Ausführungen wie die obigen liest, so wird er verächtlich lächeln über den vermutlich „schlappen Kerl," der das geschrieben und der alles so gewichtig und tragisch nimmt, was doch so harmlos und spaßhaft ist. Ihn und seine Brüder im Geiste bitte ich, sich einmal mit aller Kraft ihres Verstandes in die Stimmung einer gequälten Menschenseele hineindenken zu wollen. Wenn sie sich die ganze trostlose und verzweiflungsvolle Nacht, die ganze rast- und ruhelose Angst und Verwirrung, die ganze rat- und hilflose Pein eines von brutalen Fäusten umklammerten und zerdrückten Menschenlebens vorstellen können — dann werden sie plötzlich mit Überraschung bemerken, daß alles Lächeln aus ihren Zügen geschwunden ist. Wenn aber ihre Phantasie zu dieser Leistung nicht im stande ist, dann wünsche ich ihnen, daß einmal ein geliebter Sohn sein gefoltertes Herz vor ihnen ausschütte und sie einen Blick werfen lasse in ein von wildem Schmerz und wahnsinniger Wut zerrissenes Gemüt. Ich kenne einen solchen Zustand; denn ich bin nahe davor gewesen, einem Unteroffizier, der später als verfolgter

Gauner nach Amerika flüchtete und der Gewalt hatte, mich moralisch zu peinigen, mit meiner Flinte den Schädel zu zertrümmern. Nicht will ich jenen Guten wünschen, daß ihr Sohn sich erschieße wie der unglückliche Schwengber und so mancher andere arme Teufel. Denn ihnen das zu wünschen, fühle ich selbst solchen Tröpfen gegenüber zu menschlich.

Die große Masse des Volkes aber wird — das ist meine feste Überzeugung — sich mit dem in diesen Zeilen charakterisierten Geiste der Soldatenerziehung nicht versöhnen, es wird ihm immer offener, immer erbitterter und immer freier von „Rücksichten“ den Krieg machen und ihn mit loyalen zwar, aber mit wirksamen Mitteln auszurotten suchen. Unmöglich kann eine große, zivilisierte Nation es sich aus dummer Scheu vor dem Nimbus eines thöricht überschätzten Standes auf die Dauer bieten lassen, daß eine große Zahl ihrer Kinder wie Menschen zweiter und dritter Klasse, ja wie das Vieh und schlimmer behandelt werde. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre“, auch dann, wenn ihre Ehre beschmutzt wird von einer Minorität bevorrechteter Volksgenossen, die dem Vaterlande nicht mehr geben, als jeder gute Bürger: ihre Kraft und ihren guten Willen nämlich und, wenn's not thut, ihr bißchen Blut, und deren Leistungen, nicht größer oder nicht so groß wie die vieler Tausende von Zivilisten, durch allerlei Privilegien weit überzahlt sind. Kommen wird und muß die Zeit, da den Zuchtmeistern des Soldaten aus den Augen freier, ihres Wertes bewußter Männer und Jünglinge das stolze Wort entgegenleuchtet: „Wir sind gewohnt, daß man uns gut begegnet!“



Moderner Pöbel.

Aphorismen über einige Spielarten dieser Spezies.

(Geschrieben 1890.*)

Für manchen „ordnungsfreundlichen" Politiker und Geschichtsschreiber beginnt der Pöbel da, wo die große Volksmasse zur energischen Opposition übergeht. Was in den Zeiten einer Revolution mordend und vernichtend die Straßen durchzieht, ist Pöbel, nichts als Pöbel; jede Annahme eines besseren Antriebs in den Seelen der empörten Menge wäre eine unerhörte Konzession an die „entmenschten Bestien". Jene „gerecht abwägende Objektivität" unserer Historiographen, die überall ein „historisch gewordenes Recht", „entschuldigende Zeitverhältnisse" und „zwingende, politische Konstellationen" herauszutüfteln weiß, besteht in der Regel nur jenen fürstlichen und priesterlichen Banditen gegenüber, die in ruchlosen oder doch unnützen Kriegen und Kreuzzügen hunderttausende von Menschenleben opferten; sie verschwindet völlig gegenüber den Volksmassen, die sich

*) Der denkende Leser wird diese Ausführungen nicht ganz erschöpfend finden, und er wird einiges darin entdecken, was ich auch in anderen Arbeiten ausgesprochen habe. Beim Wiederdurchlesen nach sechs Jahren fand ich aber manche dieser Ausführungen mit guter Vernunft, mit gutem Haß und mit guter Liebe geschrieben, und so mochte ich sie nicht unterdrücken. Wohlweislich treten sie aber nur mit dem Anspruch von Aphorismen auf.

in gerechtester Empörung eines unerträglichen Druckes zu entledigen suchen. Und doch haben Revolutionen nur Tropfen Blutes verspritzt im Vergleich zu den Strömen, die politische und kirchliche Gewalthaber vergossen haben. Allerdings läßt es sich in den meisten Fällen nicht umgehen, die Zustände, die einen Ausbruch der Volkswut herbeiführten, als höchst miserable zu schildern; die Strenge, mit der aber dann die Thatsachen der Revolution behandelt werden, steht regelmäßig in einem argen Mißverhältnis zu der vordem angewandten. Der im Menschen schlummernde furor bellicosus, jener Übergang der menschlichen Natur in die tierische, der Mensch dem Menschen mit fanatisch wütender Vernichtungslust gegenüberstellt und der in Wahrheit an sich nichts anderes ist, als ein Rückfall ins Bestialische, erscheint in jedem mehr oder minder gerechten Kriege nicht nur als eine berechtigte Eigentümlichkeit von homo sapiens, sondern als etwas besonders Erhabenes und Verehrungswürdiges; zu etwas grenzenlos Abscheulichem und Grundgemeinem wird er aber sofort, wenn er in einer nicht minder gerechten Revolution hervorbricht. Dem satten, gedankenlosen Spießbürger stellt sich der Begriff Pöbel da ein, wo die jährliche Einnahme unter einen gewissen auskömmlichen Betrag hinabsinkt und die Armut häßlich wird, dem tugendbewußten Sittenbold und Moralnachtwächter da, wo Laster und Verbrechen anfangen nach billigen Getränken zu riechen 2c. 2c. Mit der nasrümpfenden Verachtung des Pöbels ist niemand freigebiger als der Pöbel selbst, d. h. natürlich derjenige, der es ist, ohne sich auch nur entfernt dafür zu halten. Die köstlich-naive Selbstunkenntnis ist eben eines der wesentlichsten Merkmale des wahren Pöbels. Mein Konversations-Lexikon definiert den Pöbel als „eine in allen Gesellschaftsschichten vertretene Menschensorte von niedriger Ge-

sinnung ohne Bildung und ohne Achtung für dieselbe". Dieses Urteil hat den einen Fehler einer ungerechtfertigten Spezialisierung; es hat keine Kongruenz. Jene Niedrigkeit der Gesinnung und Mißachtung der Bildung hat ihre tiefste Wurzel in dem hochgradigsten unbewußten Egoismus*), der mit naiver, instinktiver Findigkeit auf seinen Vorteil zusteuert und sich im Besonderen charakterisiert als dumm-schlaue und knechtische Unterordnung unter Gewohnheit und Überlieferung sowohl als unter herrschende und einflußreiche Zeitströmungen und Gewalten, als bornierte, zähe Opposition gegen das Tief-Originale und Neue und als rohe, denkfaule Überschätzung des Äußerlichen. Nicht die bewußte Selbstsucht ist an sich pöbelhaft; die rücksichtslose Klarheit, mit der sie oft ihre Pläne entwirft, die nicht selten bedeutende Kraft, mit der sie das Geplante ausführt, geben ihr sogar den Glanz einer gewissen Größe. Auch ist sie sehr wohl darauf gefaßt, daß ihr ein anderer Egoismus entgegentrete, und sie kann sich der Achtung vor diesem, wenn er sich mit Energie behauptet, in der Regel nicht entschlagen. Die pöbelhafte Ichsucht gipfelt in der völligen Unfähigkeit, sich aus sich selbst herauszuversetzen. Den von ihr besessenen Individuen fließen Außen- und Innenwelt zu einer Art Urschleim zusammen, in dem das eigene Interesse das Lebenszentrum bildet. Ihr Ichbewußtsein ist nur bis zur Höhe eines gewissen Vitalgefühls entwickelt, das zu seiner Voraussetzung und Erhaltung nur der Fangarme und eines Magens mit zwei Öffnungen bedarf. Man verstehe diese Bilder beileibe nicht im rein physischen Sinne. Der Umfang des Pöbelbegriffs wird, wie man sieht, bei unserer Auffassung ein recht großer und manch gute reputierliche

*) Der bewußte Egoismus reduziert sich in der Regel auf ganz natürliche Weise auf das vernünftige, menschlich zulässige Maß.

Leutchen kommen mit unter diesen Hut. Die Reichhaltigkeit seines Inhalts mag der Begriff in der nachfolgenden spezifizierenden Behandlung erweisen.

* * *

1. Der religiöse Pöbel.

Wenn ich zuerst von der Spezies des religiösen Pöbels rede, so versteht sich hier, wie in allen späteren Ausführungen von selbst, daß ich nicht daran denke, irgend ein Bekenntnis oder irgend welche Partei als an sich mit Notwendigkeit auf niedriger Gesinnung beruhend zu bezeichnen. Man wird freilich von den psychischen Wurzeln eines Bekenntnisses auch auf seinen moralischen und überhaupt kulturellen Wert im allgemeinen schließen, niemals aber aus dem Glauben des Einzelnen eine sittliche Verantwortlichkeit persönlichen Charakters konstruieren dürfen. Ich wünsche vielmehr jene weitverzweigte Menschenklasse als religiösen Pöbel zu brandmarken, die, in stumpfer Selbstgenügsamkeit dahinlebend, seit langem jeglichem Gott und jeglicher Gottheit (man mag diesen Begriff so weit fassen, wie man will) abgestorben ist und doch aus gedankenlosem Gewohnheits- und Überlieferungstriebe sich bei eintretender Gelegenheit als gehorsames Glied der rechtgläubigsten Gemeinschaft aufspielt. Unter diesen Weihnachts-, Oster- und Pfingstfrommen ragt das gewöhnliche Weib mit seiner mangelhaften Verstandes- und Willensbildung als blinde Sklavin des Gewohnheitszwanges hervor. Jene proselytensüchtigen Priester, die in gemischt-konfessionellen oder stark-unkirchlichen Gegenden den Mann durch das Weib zu gewinnen suchen, wissen sehr gut, daß sie beim weiblichen Geschlecht nicht nur auf eine thatsächlich häufigere aufrichtige Frömmigkeit, sondern daneben ganz besonders

auf eine ebenso häufige abergläubische Konservativität in Gewohnheitssachen rechnen dürfen, wenn es auch im Interesse der Geistlichkeit liegt, diesen letzten Beweggrund mit einem Euphemismus auf den „kirchlicheren Sinn“ der Frauen zurückzuführen. Wenn sich nun schon darüber streiten läßt, ob kirchliche Frömmigkeit wirklich, wie man mit bemerkenswerter Unerschrockenheit behauptet hat, ein integrierender Bestandteil der „wahren Weiblichkeit“ sei, so steht außer aller Diskussion, daß jene Festtagsfrömmigkeit, wo sie mit völliger religiöser Teilnahmlosigkeit verbunden auftritt, eine der widerwärtigsten Seiten des herkömmlichen Frauencharakters bildet. Aber der religiöse Pöbel, der, wenn es über seinem Haupte gewittert oder heftige Zahnschmerzen sich bei ihm einstellen, sofort mit inbrünstiger Gläubigkeit das Dasein eines Gottes annimmt und sich mit beneidenswerter Geschwindigkeit zum Gebet sammelt, um nach eingetretener Gemütsruhe wieder der behaglichsten Gottlosigkeit zu pflegen — der mit tiefsinniger Religionsphilosophie dahin argumentiert, daß „man doch wenigstens einmal im Jahr zur Kirche gehen müsse“, daß „man sich doch kirchlich trauen lassen müsse“, daß „man seine Kinder doch taufen lassen müsse“, wenn man auch sonst weder nach Kirche noch Priestern etwas fragt — dieser Pöbel, sage ich, findet seine Vertreter keineswegs allein im weiblichen Geschlecht und in den niederen Schichten des Volkes. Vielmehr läßt sich, namentlich in Zeiten, in denen in maßgebender Höhe aus praktischen Gründen eine starke Betonung des kirchlichen Prinzips beliebt wird, auch in männlichen und höheren Kreisen eine auffallende Zunahme des Kirchenbesuchs ohne gleichzeitige Ausbreitung der religiösen Überzeugung konstatieren. In weiten Beamtenkreisen scheint eine Art von stillschweigendem Übereinkommen vorzuschreiben,

daß selbständige religiöse (und politische) Ansichten beim Herannahen der festen Anstellung wie eine geheime Jugendsünde abgethan werden und daß, je näher ein höheres Amt und solideres Einkommen rücken, desto beschaulicher und geregelter sich der kirchliche Wandel gestalte. Es läßt sich in dieser Beziehung eine förmliche Skala konstruieren, die hinaufreicht bis zu jenen Höhen, auf denen ein unterlassener Kirchgang eine unerhörte Verletzung der Standesrepräsentation ist. Ich muß hier nochmals das Moment des Unbewußten im Pöbelwesen betonen. Es fällt mir nicht ein, überflüssiger und müßiger Weise die bewußte und planmäßige Heuchelei zu beleuchten, die mit der gesteigerten Frömmigkeit zugleich die Kandidatur eines höheren Postens betreibt. Wenn ich aber jene unbewußte Gemeinheit mit ausgesprochenem Abscheu behandle, so geschieht das nicht etwa, weil ich die Kirche um eine derartige Gefolgschaft beneidete und jenen Anhang von zweifelhaftestem Werte meiner Parteimeinung zugekehrt sehen möchte. Auch der Kirche müßten derartige „Adhärenzen“ an sich bedeutungslos sein; denn auch sie verlangte ursprünglich Tiefe und Aufrichtigkeit der Überzeugung; wenn sie dennoch mit Eifer darauf bedacht ist, auch da die einzelnen Stationen des Lebens mit ihrer Weihe zu begleiten, wo man dies nur aus totem, erbärmlichem Konventionalismus verlangt, so weiß sie eben, daß Zahlen drücken und daß in schlechten Zeiten numerische Stärke ein nicht zu verachtendes Ding ist. Solange noch die erdrückende Mehrheit der Staatsbürger die Kirche durch Annahme der Sakramente anerkennt, solange scheint es eben ein frevelhaftes Erdreisten der Minorität, diese Wohlthaten abzulehnen. Und gerade darum ist der religiöse profanum vulgus (den freilich die Horaz-Naturen nicht so sehr hassenswert finden werden) so von Grund aus zu hassen und

zu verdammen, weil er mit seiner bodenlosen geistigen und moralischen Hohlheit den herzlosesten, zum Hetzen und Maßregeln bereitesten Pharisäismus verbindet und zur Bedrängung und Bedrückung der nach Selbständigkeit und Freiheit ringenden Seelen die erste hülfreiche Hand bietet. Man muß es gesehen haben, wie dieser hirnlose Pöbel sich über Atheisten und Dissidenten entrüstet, wie er mit augenverdrehender Scheu die Schwelle des kirchlich Ungetrauten meidet, wie er in seiner sittlicheren Würde glänzt; man muß es gehört haben, wie er mit der oben charakterisierten Logik seine Frömmigkeit von Großvaters wegen verteidigt, um ihn in seiner ganzen Pracht zu würdigen. Daß derjenige, der die Kirche nur „einmal im Jahre“ besucht, eine blödsinnige Inkonsequenz begeht und in seiner Haut ein viel gottloserer Wicht ist als derjenige, der, seinem Standpunkt entsprechend, an keinem Gottesdienste teilnimmt, das zu begreifen, ist dem religiösen Mob natürlich eine Unmöglichkeit. Noch weniger begreift es dieser Haufen, daß die Zumutung, ein vernünftiger und denkender Mensch solle sich durch das grenzenlos einfältige „Man muß doch“ bewegen lassen, mitzuthun, eine weit größere Unverschämtheit ist als die dreisteste Blasphemie eines Gottesleugners. Mit dieser Zumutung ist aber die Sekte der Gelegenheitsfrommen thatsächlich im höchsten Grade zudringlich, wie denn überhaupt der entsetzliche Fanatismus der Zähigkeit ihre Stärke ist. Der kontinuierliche moralische Druck (in specie muß er ein höchst unmoralischer genannt werden), der von dieser Masse ausgeht, ist in erster Linie schuld daran, daß der vollständige Genuß der vom Staate gewährten Gewissensfreiheit heutigen Tags noch nahezu jedem, der danach begehrt, verkümmert wird; denn in den meisten Fällen hat die schwersten sozialen Opfer zu gewärtigen, wer offen mit

seiner Ansicht hervortritt. Der religiöse Pöbel ist es, der ihm bereitwilligst diese Opfer auferlegen hilft — wenn der Pöbel sie nicht gar selbst fordert — der mittels seiner denkbar unwürdigsten Konservativität die freieren Geister in eine gefahrvolle Minorität drängt, bei gegebenem Anlaß den ersten Stein gegen diese Minorität aufhebt und jedes Hetzwort acceptiert. So also, indem er die wohlthätige, für jeden bedeutenden Fortschritt unerläßliche klare Gegenüberstellung der Gegensätze hindert und zwischen den eigentlich kämpfenden Ideen in Gestalt einer trüben, träg-flüssigen Masse sich anhäuft, charakterisiert der religiöse Pöbel sich auch in seiner Wirksamkeit, seinem innersten Wesen getreu, als kulturhemmendes und kulturfeindliches Element. Er bezeichnet die Stelle, wo kalter und warmer Luftstrom sich in schwüler, bedrückender Stagnation begegnen und quälend lange verharren, bevor eine der beiden Strömungen unter Niederschlägen und Gewittern den Sieg davonträgt.

2. Der politische Pöbel.

Weil es sich in Folgendem um politische Gesinnungsverhältnisse handelt, sei es (wenn auch zum Überfluß) nochmals betont, daß ich nicht die pharisäische Verwegenheit besitze, irgend eine Parteimeinung an sich pöbelhaft zu nennen. Unzweifelhaft sind gegenwärtig unter allen geistigen Kämpfen und Bestrebungen die politisch-sozialen die für die einzelne Persönlichkeit gefährlichsten, lästigsten, ermüdendsten und undankbarsten. Schon die Lektüre einer politischen Zeitung, ob einer befreundeten oder gegnerischen, ist fast immer eine der widrigsten Pflichtübungen des Tages.*) Es liegt in

*) Inwiefern das noch seinen besonderen Grund in den politischen Preßerzeugnissen als solchen hat, erörtere ich weiter unten.

der Natur der Sache, daß politische Diskussionen und Aktionen wegen ihrer das Daseinsinteresse unmittelbar berührenden Aktualität mit größerer Lebhaftigkeit, ja Gereiztheit und Heftigkeit verfolgt werden, als fernerliegende religiöse, philosophische oder gar ästhetische Erwägungen. Es ist deshalb menschlich begreiflich, wenn auch nicht liebenswürdig, daß mein Nachbar, der meine religiöse oder ästhetische Gegnerschaft noch mit entgegenkommendem Verständnis erträgt, mir am Wahltage ausweicht oder mit einem kargen Gruß begegnet, weil er sich sagen muß, daß ich einen anderen Stimmzettel über die Straße trage als er. Und noch weit mehr begreiflich ist es, daß der sattbehagliche Mensch, dessen Wünsche in dem narzissischen Glück einer gesunden Verdauung ihr Genügen finden, jede politische Belästigung mit einer ihm sonst ganz fremden nervösen Hast von sich weist. „Nur keine Politik! Nur kein Parteigezänk!" Diesen Angstruf hört man zu tausenden Malen unter Orts- und Zeitverhältnissen und von Personen ausstoßen, unter denen ein politisches Gespräch die angebrachteste, natürlichste Unterhaltung wäre. Ich berücksichtige hier selbstverständlich nicht die politische Abstinenz, die sich auf begründete Furcht vor ausnahmegesetzlicher Verfolgung oder vor ausnehmend gehässiger Jurisdiktion stützt. Es darf auch nicht vergessen werden, daß man zuweilen aus übel angebrachter „Vornehmheit" dem öffentlichen Leben fernbleibt. So sehr die Vornehmheit im Rechte ist, wenn sie schmutzigen, gemeinen Streitereien, wenn sie wirklichem Gezänk mit kühler, unnahbarer Verachtung begegnet, so lächerlich macht sie sich, wenn sie sich durch diesen Abscheu zu einem völligen Verzicht auf politisches Interesse berechtigt glaubt. Wenn die Vornehmen sich in allen Angelegenheiten des Lebens die steife Binde der Vornehmheit so hoch unters Kinn binden wollten, wür-

den sie ihres Weges nicht achthaben können und mit großer Einhelligkeit auf die Nase fallen. Auch diese Vornehmheit ist gewöhnlich nichts anderes als lackierte Selbstsucht, die nicht gestört sein will und sich ihrer selbst nicht bewußt wird. Der „Mann" aber, der sich ohne zwingende Not seiner politischen Pflichten überhebt und seiner politischen Rechte begiebt, ist ein gesellschaftlicher Kastrat, und als solcher um so verächtlicher, als er selbst sich dazu macht. Der erhebliche Mangel an sittlicher Kraft und Würde, der sich in jener Indifferenz bezeugt, sollte seinem Träger bei Männern und Frauen überall die ganze Nichtachtung eintragen, die einem gesellschaftlichen Neutrum gebührt. Die Notwendigkeit und Ersprießlichkeit des politischen Interesses als selbstverständlich vorausgesetzt, erscheint es mir selbst dem wissenschaftlichen oder künstlerischen Genie gegenüber höchst zweifelhaft, ob es, sei seine Fachisolierung von noch so großer Bedeutung, berechtigt ist, sich im öffentlichen Leben für unzurechnungsfähig zu erklären. Daß er eifriger Parteimensch oder gar Agitator sein müsse, wird natürlich kein Vernünftiger verlangen. Aber mir scheint, daß im öffentlichen Leben kein Vollmensch das Recht haben sollte, auf sein Recht zu verzichten.

Der seichte Quietismus des politischen Pöbels offenbart sich, wie schon angedeutet, zunächst in einer grenzenlosen Scheu vor geistigen Kollisionen. Als hausväterlichen Wirt ergreift den politischen Philister Schauder und Entsetzen, wenn einer seiner Gäste den Zündstoff politischer Probleme in die „gemütliche" Unterhaltung schleudert. Er hatte sich den Abend so schön gedacht mit Klatsch, Skat und Pfänderspielen. Bei seinen kongenialen Gästen entschuldigt er sich, während sie fortgehen, im Flüsterton wegen der fatalen Taktlosigkeit jenes N. N. Und diesen läßt er in Zukunft hübsch allein oder garnicht mehr zu sich kommen.

Da seine Vorstellungen und Begriffe einzig aus dem Sumpfboden der naiven Selbstsucht hervorwachsen, erscheint es ihm selbstverständlich, daß jeder lebhafte Meinungsstreit eine gegenseitige empfindliche Verletzung der Personen mit sich führe. Es scheint ihm überdies so maßlos lächerlich, in die staatliche und soziale Entwickelung seines Vaterlandes eingreifen zu wollen! Es dünkt ihn, man könne ebenso gut gegen den Mount Everest Sturm laufen; denn von der Macht regierender Faktoren macht er sich eine abergläubische, stupid übertriebene Vorstellung. „Es nützt ja doch nichts!“ — dieses Argument ist die breite Grundlage seiner Erbärmlichkeit. Bei ganz naiven und bildungslosen Pfahlbürgern lautete diese Formel z. B.: „Bismarck thut doch, was er will“. Und nun hat er doch thun müssen, was er nicht wollte.

Hiermit habe ich schon auf die stagnierende und retardierende Gewalt hingewiesen, die den politischen Indifferentismus deshalb noch furchtbarer macht als den religiösen, weil er, wie aus früher Gesagtem ersichtlich, weit häufiger Gelegenheit hat, sich bei brennenden Fragen durch Gesinnungslumperei zu bethätigen. Der politische Pöbel bedankt sich entschieden dafür, jemals die Gefahren einer Minorität zu teilen. Die gewalthabenden Geistes- und Willensmächte mögen sein, welcher Art sie wollen, der Pöbel schließt sich ihnen an, und die opponierenden Minderheiten mögen wirken, in welcher Richtung sie wollen, der Pöbel hilft sie vernichten. Denn der ungestörte selbstsüchtige Genuß seines Besitzes und die ungestörte selbstsüchtige Vergrößerung dieses Besitzes ist der einzige Idealismus, die Begeisterung, der Fanatismus des Pöbels. Dabei ist beileibe nicht allein an den materiellen Besitz zu denken; der kostbare Gewohnheitsschatz der eingedickten Geistessäfte ist der crapule nicht minder lieb. Ich habe schon vor den

letzten Wahlen unter Bismarck keinen Zweifel gehegt, daß die Mehrzahl der politisch aktiven Deutschen dem Sozialistengesetz durchaus abgeneigt sei. Meine Erfahrungen hatten mich nicht irregeleitet, als ich annahm, daß auch bei nationalliberal und konservativ denkenden Männern die Ansicht, das Ausnahmegesetz sei eine Ungerechtigkeit, in weiteren Kreisen zum Durchbruch gekommen sei. Aber der Pöbel verlangt ohne Besinnung Ausnahmegesetze, und zwar wünscht er sie so hart und rücksichtslos wie möglich. Noch vor kurzem sind mir sogenannt gebildete Spießbürger aufgestoßen, die sich angesichts der letzten Wahlerfolge der Sozialdemokratie zu keiner anderen Äußerung aufschwingen konnten, als zu dem Angstruf: „Das kann garnicht so weiter gehen mit den Sozialdemokraten! Da sollte ganz anders Ernst gemacht werden!“ Die kaiserlichen Erlasse zum Arbeiterschutz waren diesen Leuten einfach unbegreiflich; denn ein Entgegenkommen gegen bislang bekämpfte Ideen kann der naive Selbstling eben als solcher nicht assimilieren.

Der politische Pöbel wird auch da noch gefährlich, wo eine billig denkende Majorität weit davon entfernt ist, die Minorität zu terrorisieren, wo sie diese vielmehr zu schützen bestrebt ist. Denn natürlich macht jener Pöbel von den Rechten, die er besitzt, aus devoter Faulheit keinen Gebrauch. Weder kümmert es ihn, noch hat er ein Verständnis dafür, daß das unbenutzte Recht zusammenschrumpft und verdorrt wie eine ungepflückte Frucht und daß jene Nichtbenutzung die Erwerbung neuer Rechte vollkommen unmöglich macht. So werden Regierungsfaktoren naturgemäß auf die Annahme hingelenkt, daß gewisse Zugeständnisse an die Regierten keinem fühlbaren Bedürfnis entgegenkommen.

Kaum höher als der parteilos stumpfe Pöbel steht derjenige, der sich durch gewollte Parteiblindheit kenn-

zeichnet. Die gewollte konfessionelle Blindheit läßt sich mit der politischen zugleich charakterisieren. Ich habe keine flauherzig-lächerliche Vorstellung von der Toleranz. Ich kann nicht von der Wahrheit meiner Parteimeinung überzeugt sein, kann nicht in dieser Überzeugung meinen köstlichsten Schatz sehen und mir zugleich vor Andersdenkenden und -handelnden aus zarter Rücksicht Schweigen und Unthätigkeit auferlegen. Es wäre auch heller Wahnsinn, wenn man mir das Recht der eigenen Meinung zugestände und mir zugleich deren Verbreitung untersagte. Denn was ist eine Idee, die man nicht propagieren darf? Toleranz ist Beschränkung des geistigen Kampfes auf das geistige, sittlich zulässige Gebiet. Ich bin auch himmelweit davon entfernt, den heißspornigen Parteifanatismus, der in unbewußter und unschuldiger Blindheit daherstürmt, mit dem Stigma der Pöbelhaftigkeit zu bedenken. Der politische Parteipöbel ist da vorhanden, wo man sein Parteiprogramm überhaupt nicht durchdenkt und es sich gleichsam durch einen Griff in den Lostopf aneignet, wo man andernfalls dieses Durchdenken ein- für alle mal besorgt, um sich für alle Zukunft dieser Mühe für überhoben zu halten, oder wo man sich überhaupt nicht zur Annahme eines Programms aufschwingt, sondern auf einen guten Freund, eine imponierende „Autorität", unter Umständen gar auf eine Zeitung schwört, oder endlich, wo man insofern sich ewig gleichbleibt, als man fortgesetzt die gemeinste, allerpersönlichste Interessenpolitik treibt. Die Leute dieses geistigen Kalibers verstehen unter einem Standpunkt den Punkt, auf dem man für alle Zeiten stehen bleiben müsse. Man ist Liberaler, Sozialist, Konservativer und ist es damit für immer. Das könnte im allgemeinen hingehen; denn ein völliger Umschwung der Gesinnung ist wirklich selten; aber man ist es auch für immer in ganz derselben Schattierung,

weil man sich gegen jede fremde Ansicht, die dem „Standpunkt“ Gefahr bringen könnte, von vornherein in ostentativer Weise ablehnend verhält. Man fürchtet nichts mehr, als daß ein Gegner Recht haben könnte, behandelt ihn deshalb um jeden Preis mit dem vollständigsten Mangel an Noblesse und kehrt eine besonders widerwärtige Bosheit gegen diejenigen heraus, die aus den eigenen Reihen hervortreten und einem nach ihrer Ansicht verbrauchten Programmgedanken Valet sagen. Man spricht dem Andersdenkenden nicht nur die politische, sondern auch die gesellschaftliche Gleichberechtigung im weitesten Umfange ab. Ist es doch vorgekommen, daß ein deutsches Parlamentsmitglied (unus pro multis) die gesellschaftliche Gleichberechtigung seiner Gegner abhängig machte von der Erfüllung der Forderung, daß sie mit ihm zur Kirche gingen und für den Landesherrn beteten! Die krasse Parteisimpelei streicht ganze Gesetze, die jedem gestatten, auf das Gebet zu verzichten resp. seinen Landesherrn in das Gebet für alle Mitmenschen stillschweigend einzuschließen, sie streicht diese Gesetze, sage ich, und setzt einen kategorischen Parteiimperativ an deren Stelle. Der Monarchismus und die Frömmigkeit werden zur universellen Moral. Zu den Verletzungen der sozialen Gleichberechtigung gehört natürlich auch die Schädigung materieller Existenzen um der Gesinnung willen. Alle Wahlbeeinflussungen dieser Art sind z. B. im eigentlichsten Sinne pöbelhaft. Wenn sozialistische Arbeiter das System des Boycotts, das im Falle wirklicher Notwehr natürlich berechtigt ist, jemals dahin ausdehnen sollten, daß andersdenkende Produzenten und Verkäufer nur wegen ihrer Gesinnung auch in Zeiten des ökonomischen Friedens boycottiert würden, so wäre dies natürlich genau so gut moralische Brunnenvergiftung und ausgesprochene Ochlokratie, wie es unmoralisch und pöbelhaft ist, wenn Arbeitgeber gemein-

sam schwarze Listen von solchen Arbeitern aufstellen, die in legaler Weise für die Verbesserung ihrer Lage gekämpft haben.

Last not least habe ich des hervorragenden Anteils zu gedenken, den ein Teil der politischen Presse an der Verpöbelung der öffentlichen Meinung hat. Fast ohne Ausnahme verläuft ein mündlicher Meinungsstreit anständiger als ein schriftlicher, selbst in höchst stürmischen Versammlungen herrscht ein rücksichtsvollerer Gebrauch des Wortes als in Tausenden von „sachlichen" Zeitungsartikeln. Glücklicherweise ist der Mensch im ganzen so veranlagt, daß er sich auf besondere Schändlichkeiten erst besinnen, daß er, wenn er Gift verspritzen will, es erst sammeln muß, und dazu gehört Zeit, die der mündliche Disput nicht gewährt. Sodann erzwingt sich der leibhaftig gegenwärtige Mensch bekanntlich mehr Rücksicht als der abwesende, und besonders den perfiden Feigling hält ein wohlthätiger Mangel an persönlichem Mut im Zaum. Dieser Feigling findet aber seinen ganzen Mut zur Niederträchtigkeit und Flegelei wieder, wenn er sich als Anonymus einem Blatt Papier gegenüber sieht, und sitzt er gar auf einem Redaktionssessel, so ist er in der Lage, einer der Hauptmacher der gewollten Parteiborniertheit zu werden. Vorbeugend will ich wiederum bemerken, daß es menschlich begreiflich und entschuldbar ist, wenn ein temperamentvoller Parteimann im politischen Gefechte zornig, ja wütend, wenn er verletzend scharf, ja ungerecht wird. Aber die eigentliche Preßpöbelei ist noch etwas ganz anderes; sie offenbart sich in der frechen, eigenmächtigen Manipulation mit objektiven Wahrheiten und Unwahrheiten, in der grundsätzlichen, gewissermaßen apriorischen Verdächtigung und Schmähung gegnerischer Parteien und Persönlichkeiten, in der unnoblen gegenseitigen Verreißerei um jeden Preis. Der ehrliche Fanatiker kann

in eine ungerechte, ja, wenn er sich ganz vergißt, vielleicht auch unedle Verhandlungsweise hineingeraten; der schamlose Preßbengel ist niederträchtig ab origine. Schon die Spitzmarke seiner Artikel ist eine tückische Gemeinheit. Es ist feststehender parlamentarischer Gebrauch, daß man niemandem andere Motive unterschieben darf, als er ohne schlagenden Widerspruch zu erkennen giebt. Das gerade Gegenteil ist in einem großen Teile der Presse die beliebteste Praxis. Dieser Parteiführer verfolgt selbstverständlich nur die Absicht, sich in einem Ministersessel gütlich zu thun; jener andere will sich selbstverständlich nur von den Groschen seiner Parteigenossen auf bequeme Weise mästen; selbstverständlich will ein Dritter sich für die erfahrene Zurücksetzung rächen, und selbstverständlich schreibt diese oder jene Zeitung so oder so, weil der Quartalswechsel und damit das neue Abonnement bevorsteht. Die bestverbürgten und sichersten Nachrichten, denen nur noch die spät nachhinkende amtliche Bestätigung zur völligen Evidenz fehlt, werden, wenn es das Parteiinteresse erheischt, wider alles bessere Wissen mit kaltblütiger Frechheit dementiert und auf gegnerischen Schwindel und Betrug zurückgeführt, um gleich darauf mit derselben Kaltblütigkeit als zutreffend verzeichnet zu werden. Daß man seinen anständigen Lesern nach einer groben Unwahrheit, nach einer ungerechten Beschuldigung doch wenigstens einen Widerruf schuldet, davon weiß man nichts. Erscheint dennoch notgedrungen ein Widerruf, bei dem nicht gerade der § 11 des Preßgesetzes zur strikten Anwendung kommt, so ist eine solche Palinodie ein wahres Schauspiel für Teufel. Das lästige Zugeständnis wird so raffiniert mit einschränkenden, aufhebenden, anzweifelnden und impertinent fragenden Zusätzen garniert, daß aus der moralischen Niederlage ein triumphierender Leitartikel wird. „Die Freisinnigen

sind mit Sack und Pack zum Zentrum übergegangen!" „Die Nationalliberalen haben natürlich einhellig für den Sozialisten gestimmt!" Derartige Behauptungen bei Stichwahlen z. B. sind stehend auch da, wo sich die Abstimmung selbst einer Wahrscheinlichkeitsberechnung entzieht. Die Väter dieser handgreiflichen Lügen geben mit einer Verwegenheit vor, das Wahlgeheimnis zu durchschauen, daß man starr wird, wenn man es liest. In Parlaments- und Versammlungsberichten wird ein unzweifelhaftes Übergewicht der Gegner zur eklatanten Niederlage; ein unverkennbarer Nachteil der Freunde zum glänzenden Sieg. Die halbstündige Rede eines Parteigenossen wird in zwei langen Spalten, die anderthalbstündige eines Gegners in sechs Reihen wiedergegeben. Dabei ist zu beachten, daß die grob lügenden, roh schimpfenden Preßerzeugnisse eben wegen ihrer offenkundigen Gemeinheit weniger gefährlich sind, als jene, die einen affektiert vornehmen Ton aufweisen, die mit diplomatischen Odeurs übergossen sind und deren Verfasser gleichsam mit staatsmännischer Haltung fälschen und vergiften.*) Wie weit dieser Preßunfug auch in das Feuilleton und besonders in die litterarische Kritik hinübergreift, „das steht in einem andern Buch und ist ein wunderlich Kapitel."**) Es ist eine Komödie sondergleichen, wenn eine solche „staatsmännische" Zeitung gegen eine derber geartete Milchschwester ein tief verletztes Anstandsgefühl herauskehrt. Alles in allem

---

*) Artikel à la Tausch, Leckert-Lützow, Normann-Schumann 2c., die im Dienste der diplomatischen Canaille geschrieben werden, sind immer mit jener „vornehmen Reserve" abgefaßt, die den naiven Leser dupiert und ihm die bodenlosesten Gemeinheiten einflößt, ohne daß er es merkt.

**) Wen meine Meinungen über diesen Gegenstand interessieren, der findet sie in den Jahrgängen 1895 und 96 des „Magazin für Litteratur".

sprechen diese Preßzustände und die aus ihnen resultierende politische Verpöbelung des Volkes in beredter Weise für die höchst berechtigte Forderung Bismarcks, daß politische Artikel und Notizen von ihren Urhebern unterzeichnet würden. Freilich darf diese Forderung weder mit gesetzlichem Zwange durchgeführt, noch darf sie für absolutistische Verfolgungszwecke ausgebeutet werden, wie es Bismarck natürlich im Sinne hatte; aber einen wahren Segen für die öffentliche Moral würde es bedeuten, wenn die wahrhaft anständigen Zeitungen in dieser Sache mit einem mutigen Beispiel vorangingen. Die Anonymität würde dadurch für die anständige Publizistik auf das reduziert werden, was sie sein darf: eine Schutzwehr im wirklichen Notfalle, eine Tarnkappe für den, der ungedeckt kämpft und kämpfen muß.

3. Der ästhetische Pöbel.

Fritz Reuter, der Humorist, der so beißend satirisch sein konnte, hat uns in seiner „Festungstid“ die süße Melancholie geschildert, die sich nach einem guten und reichlichen Mittagessen einzustellen pflegt. In vielen Gegenden unseres Vaterlandes nennt man diese Stimmung „Kunstsinn“, auch wohl „Idealismus“ oder „Gemütsfülle“, nnd es giebt in diesem unserm Vaterlande Millionen von Menschen, die sich von jener nicht „sinnenden“, aber sinnlichen Melancholie gemütlich „durch's Leben geleiten“ lassen. Die Kunst ist ihnen die angenehmste Ergänzung eines Diners, gleichsam eine Havannah, welche die Stirn mit duftigem Gewölk umzieht und auf dem Wege der Narkose den ohnehin durch die Verdauung beschleunigten Vorstellungsablauf derartig bunt gestaltet, daß man sich bei einem Haar für phantasiebegabt halten könnte. Wenn sich die Vorstellungen alsdann zu den heiteren Traumbildern

eines „idealistischen“ Nachmittagsschläfchens verflüchtigt haben, hat die Havannah, will sagen: die Kunst ihren Zweck erfüllt und man läßt den Roman bezw. den Cigarrenstummel auf den Fußboden gleiten. Ärzte und Psychologen sind sich, wie ich glaube, darin einig, daß jede angestrengte Seelenthätigkeit nach Tische für Geist und Körper höchst unzuträglich sei; wer etwas auf seine Gesundheit hält, zieht deshalb als Nachtisch eine Kunst vor, die vom Denken dispensiert. Weil nun der ästhetische Mob die Kunst nur als eine Zugabe zum Essen betrachtet, kennzeichnet sich sein „Kunstsinn“ als nackte, geistverlassene Belustigungs- oder Amüsierwut. Auf den ersten Blick fällt dem Beobachter des Geschmackspöbels die ganz ungeheuerliche Bevorzugung auf, welche er den komischen Effekten in der Kunst zuteil werden läßt. Nur nicht so „schrecklich traurige“ Dinge sehen, wie Macbeth, Kabale und Liebe, oder das wahnsinnige Gretchen! „Trauerspiel hat man im Leben genug“, sagen die Fetten. Lachen! lachen! Es ist eine gar zu gesunde Emotion! Das ist nun freilich nicht zu leugnen. Aber der Pöbel liebt nicht den Witz und die Satire; denn er versteht sie nicht und reißt vor ihnen das Maul auf; der Humor, der tief und mit tausend Fasern im Erdboden des Gemüts wurzelt, langweilt ihn auf das entsetzlichste, weil er nur abzurupfen und nicht nach Wurzeln zu spüren versteht; ja, selbst den eigentlichen Scherz erfaßt der Pöbel nicht, weil ihm die freie, leichtblütige Behendigkeit eines glücklichen, im Gleichgewicht ruhenden Innenlebens fehlt. Aber der fade Jux, der blödsinnige Ulk: c'est à son goût! Der moderne Schwank-, fast hätte ich gesagt -Dichter, der poëta calaureatus: das ist der süße Junge des süßen Pöbels! Die öde Witzmacherei dieser Bühnenschwänke, vor denen Eulenspiegel sich bekreuzen würde, ist derartig oberflächlich und schablonisiert, daß

sie schon in die tägliche Gewohnheit des Schauspielers übergegangen ist, daß dieser Schauspieler sie schon auf Grund langjähriger Übung für den „Dichter" übernimmt und platterdings auch den elendesten Bühnenschmierer, der nicht einmal Kalauer produziert, herausreißt. Es kommt heutzutage so gut wie garnicht mehr vor, daß ein Schwank durchfällt; es fällt nur das Publikum durch, das applaudiert. Die Tyrannis jenes Pöbels, der solchen Schund mit Wollust konsumiert und augenblicklich das Theater völlig beherrscht, würde ein gutes Lustspiel keineswegs williger zulassen als ein gutes Trauerspiel. Ein gutes Lustspiel stellt Anforderungen an Leser und Zuschauer, und wo man Anforderungen stellt, bleibt der Pöbel zu Hause. Das Trauerspiel muß sich heutzutage vom Geschmackspöbel den tragischen Schluß abhandeln lassen und sich im 5. Akt in das Wohlgefallen des Publikums auflösen. Denn so groß wie die lächerliche Vorliebe für den Ulk ist beim Pöbel auch die Scheu vor dem Ernsten oder gar Tragischen. Er begründet diese Scheu, wie schon angedeutet, mit der Traurigkeit des menschlichen Daseins und sieht in einer Tragödie einen heftigen Angriff auf sein Nervensystem, seine Gemütsruhe, seine Behaglichkeit. Ja, ich habe Leute gekannt, die regelmäßig das Bedürfnis empfanden, die Wirkung eines Trauerspiels in nächstgelegenen Restaurants durch ein Beefsteak zu compensieren. Die Erklärung dafür liegt sehr nahe. In dem naiven Selbstling erweckt die Tragödie Furcht vor der Welt und Mitleid mit dem Ich. Er sieht unter beklemmenden Gefühlen das Unglück, das Leid, den Schmerz im Trauerspiel — aber besitzt er auch ein Organ, die Gewalt der Idee und die Erhebung über das persönliche Schicksal zu empfinden und zu begreifen? Wir wissen, daß die Wirkung des Tragischen einem kalten, stählenden Bade gleicht, das uns unter

momentaner Beklemmung erblassen macht und das Blut mit reinigender Gewalt in die innersten Organe zurückdrängt, es dann aber zu köstlichem, erfrischendem Behagen des ganzen Menschen mit normalen Pulsen an die Peripherie zurückkehren läßt. Der ästhetische Pöbel zeigt die Kaltwasserscheu eines Struwwelpeters, der jenem ungekannten Wohlgefühl das faule Behagen einer trocknen Haut vorzieht.

Daß wir aber das tausendfältige, auf dem Pöbel lastende Unrecht nicht ungerecht vergrößern und vermehren! Der Geschmackspöbel ist nicht allem Ernste abhold; es giebt eine Schattierung des Ernsten, die sein Geschmack nicht nur verträgt, sondern die seinen zartesten Sympathieen schmeichelt; es ist das Rührselig-Sentimentale, das jener oben geschilderten Digestions-Melancholie entspricht. Nicht als ob ich das Moment des Rührenden aus der Kunst verbannen möchte! Mit Grund zu rühren, ist vielleicht die höchste Leistung des Künstlers. Aber die ästhetische Plebs will gerührt sein auf Grund unsinniger, verschrobener, ungeheuerlicher Voraussetzungen; sie will gerührt sein durch Erscheinungen aus einer Welt, die sie gottlob nichts angeht. Die Rührung durch Wahrheit greift nur zu oft in unser eigenstes Gewissen und thut zuweilen weh wie ein Schlag auf's Herz. Eine solche Wirkung wird beim Pöbel freilich in den seltensten Fällen und nur durch die stärksten Mittel erreicht. Die schlichte, herbe, treuherzige Wahrheit läßt ihn gewöhnlich ungerührt, langweilt ihn oder erscheint ihm — spaßhaft. Die Rührsamkeit des Marlitt-Romans und des Kotzebue-Birch-Pfeiffer-Dramas ist es, die diese Menschen entzückt. Sie „schwärmen gern andächtig, um nur gut handeln nicht zu dürfen“ und berühren sich auf's innigste mit jener schon charakterisierten Rotte, die ein faible für allerlei dicke Sünden und für ergreifende Sonntagspredigten hat.

Ich habe mich bis hierher in meinen Ausführungen durchgehends auf das litterarische Gebiet beschränkt. Es ist aber gerade im höchsten Maße lehrreich und interessant, zu sehen, mit welcher Konsequenz der Pöbel auf allen Kunstgebieten seine Entscheidungen trifft. Vielleicht am ärgsten wütet er auf dem Felde der Musik; man bevorzugt gegenwärtig in deutschen Protzen- und Pöbelkreisen jene Kunst, die wir als sogenannte Musik rubrizieren müssen. Schon auf den besten Konzerten, die man wegen des guten Tons (d. h. des gesellschaftlichen) und wegen des hohen Entrees ziemlich zahlreich besucht, fallen uns sofort jene Böotier auf, die aus Prinzip und mit Regelmäßigkeit zu spät kommen und zu früh gehen. Diese Rüpel wollen entweder andeuten, daß sie sich Einleitung und Schluß daheim auf dem Klavier selbst machen können oder daß sie Angst um ihre Garderobe hegen oder daß ihnen ihre soziale Stellung das Recht giebt, anderen Leuten die Andacht zu zertrampeln. Sie treten in einer so erschrecklichen Anzahl auf, daß man schon von den Besuchern dieser besten Konzerte eine seltsame Vorstellung bekommt. Nun aber erst die Oper und das Volkskonzert, die stark von jenen gutsituierten Elementen besucht werden, welche den Bildungslosen gern mit der imponierenden Wucht ihrer Quartanerbildung gegenübertreten! Vor der rasenden Begierde nach Viktor E. Neßler, Millöcker, Suppé, Ludolf Waldmann ꝛc. ꝛc., nach Operetten, Walzern, Polkas, Galopps und nach der scheußlichsten Mißbildung auf dem Gebiete der Kunst, dem Potpourri, vor dieser Begierde muß jedes tiefere und ernstere Kunstverlangen verstummen. Man muß bei Volkskonzerten eine gewisse Rücksicht auf das Bier einräumen; der Spießbürger will aber nicht nur Bier zur Musik, er will Biermusik. „Man kratzt den Kopf, reibt an den Händen“, schlägt sich vor die

Stirn und zupft sich am Ohr, um ausfindig zu machen, was denn die Menge eigentlich enthusiasmiert — man findet es nicht. Man vollbringt Wunder der Objektivierung des eigenen Ichs in fremde Geschmackssphären — es hilft nichts. Ich lege gegen den etwaigen Vorwurf der Einseitigkeit entschieden Verwahrung ein. Keiner ästhetischen Orthodoxie rede ich das Wort. Ich weiß nicht nur, daß jede Kunstgattung (jenes Potpourri natürlich ausgenommen) edler künstlerischer Tendenzen und edler Wirkungen fähig ist, daß überhaupt nicht die Gattung, sondern immer das einzelne Kunstwerk entscheidet; ich weiß auch, daß bei der Schätzung des einzelnen Kunstwerks in hohem Maße das Recht der Individualität zur Geltung kommt. Der Geschmackspöbel aber vertritt jene fanatische Einseitigkeit, die sich mit Affenliebe auf die erwähnten Gattungen beschränkt und bereitwilligst jeden offenbaren Schund consumiert, wenn er im flotten 3/4-Takt verabreicht wird. Dieser Pöbel ist es, der die „Kleine Fischerin“ da capo verlangt, die Offenbarungen eines Beethoven aber mit dem Klappen von Bierglasdeckeln begleitet. Der Gipfel alles Schrecklichen wird freilich erst in der Hausmusik erreicht. Hier giebt es ungezählte Schlupfwinkel des musikalischen Lasters, wahre musikalische Spielhöllen. Ein Blick auf den Notenständer unserer klavierbegabten Häuser ist in fünfundneunzig von hundert Fällen ein Blick — soll ich sagen auf einen Berg oder in einen Abgrund — von Albernheiten. Es giebt gegenwärtig kein einträglicheres Geschäft, als Gassenhauer, Couplets, Tänze und sentimental-süßliche Drehorgellieder zu — verlegen. Je breiter und süßer der Quark, desto fröhlicher springt die Mark. Daß der Pöbel auch einmal ein leidlich gutes oder gar durchaus gutes Opus erwischt, es dann aber mit besonders mörderischer Aufdringlichkeit unaufhaltsam reproduziert, ist bekannt. Die

Qual des endlos gewundenen Jungfernkranzes, die Heine so drastisch schildert, wiederholt sich nicht so selten. Man sitzt ahnungslos in der Gesellschaft und freut sich, daß nicht geklimpert wird. Plötzlich unternimmt jemand einen völlig unmotivierten Angriff auf das Klavier; „es wär so schön gewesen!“ seufzt man bei sich; da klingen die Saiten, und eine Sopranstimme giebt uns überflüssiger Weise die Versicherung, daß es „im Leben häßlich eingerichtet“ ist.

In frappanter Weise korrespondiert mit diesen musikalischen Sympathieen die enggeistige Vorliebe des Geschmackspöbels für das seichte Genrebild. Ich bemerke ausdrücklich: das seichte Genrebild! Denn das moderne Genrebild, das, ganz abgesehen von der malerischen Seite, tiefer greifende soziale und individuelle Konflikte behandelt, ist nicht „reizend“, nicht „allerliebst“. Diese schmeichelhafte Kritik wird nur dem süßlich-trivialen Genre zu teil. Entzückend ist nun freilich in der That ein Bildchen, auf dem ein Bübchen, mit hocherhobenem Löffelchen im Händchen, das Mäulchen spannenweit aufreißt, weil ihm ein Kätzchen den Milchbrei aus dem Schüsselchen leckt. Das Bübchen kann auch ein Mädchen, das Kätzchen auch ein Hündchen und der Milchbrei ein Kartoffelbrei sein; dann ist es ein neues Bild; auf den Brei kommt es nicht an, wenn nur der Zucker nicht fehlt. Über die Maßen lieblich anzuschauen ist es auch, wenn eine Großmutter einen Strumpf strickt und die Katze mit dem Wollknäul spielt. Solche Darstellungen gehören zu den seltensten Genüssen auf dieser ohnehin freudenarmen Welt. Oder ein Achtjähriger, dem hinten ein Hemdenzipfel aus der Hose hängt, macht den ersten Rauchversuch mit einem angebrannten Rohrstöckchen. Höchst wirksames Cliché, in jeder Hinsicht billig und bei jedem „Familienblatt“ anzubringen. Natürlich be-

handelt der Pöbel das Gemälde immer als Hieroglyphe, d. h. er will es lesen, allerdings mit leichtester Mühe lesen. Ganz oder fast ganz verschlossen bleiben ihm deshalb die Landschaftsmalerei, das Portrait, das Tiergenre, das Stillleben, ja auch jene religiöse und historische Malerei, die nicht durch pathetisches Gepränge und Blendeffekte die Augen des großen Haufens anlockt und mehr zu sagen hat, als der Pöbel begreift. Entsprechender Weise genießt dieser auch durchgehends nicht die koloristische Seite eines Gemäldes, sondern nur den „ideellen“ Gegenstand und dessen lineare Darstellung. Nach all diesem ist es selbstverständlich, daß die ästhetische crapule vor der Kunst der reinen Form, der Plastik, einfach Kehrt macht. Höchstens kann es geschehen, daß man vor einem bogenbewehrten Amor oder einer füllhornbegabten Abundantia die schlau herausgefundene Allegorie beschmunzelt.

In dieselbe enge Sphäre nun, in welcher sich der Kunstgenuß des Pöbels bewegt, ist er natürlich bestrebt, die Kunstproduktion hineinzuzwängen. Diese Leute vor allen sind es, welche die albernen und sinnlosen, aus unfindbar dunkler Quelle stammenden Gebote: „Die Kunst soll das Schöne darstellen“*), „Die Kunst soll sittlich sein“, „Die Kunst soll idealisieren“ u. dgl. m. ohne Aufhören und mit dummdreister Sicherheit zu Markte tragen und kolportieren. Den ästhetischen Pöbel die Kunst schulmeistern zu sehen, das ist eigent-

---

*) Dieses Machtgebot ist ja gut, wenn man es gut versteht, wenn man bedenkt, daß das Schönheitsideal, das flüchtigste von allen, sich mit den Zeiten wandelt, wenn man unter dem Schönen nicht das Herkömmliche, charakterlos Glatte versteht. Der Spießbürger verlangt jene Schönheit der landes- und romanüblichen „schönen Männer“, die ein glattes Gesicht und einen sehr schönen Vollbart haben, leider aber meist etwas dumm und etwas langweilig sind.

lich der Gipfel des Lächerlichen und Widerwärtigen. Die Kunst wiederum erscheint dem Pöbel als Schulmeister. Das wäre an sich keineswegs tadelnswert; denn selbst der eigenwilligste Künstler kann diese Auffassung acceptieren, wenn er sich die Kunst als einen Schulmeister von absoluter Souveränetät denkt, wenn er all die, wie Otto Brahm es einmal ausdrückte, „unausschöpfbaren Möglichkeiten der Kunst" in den Bereich jener pädagogischen Macht stellt und einen erzieherischen Faktor erblickt in jeder überzeugenden, d. h. künstlerischen Verkörperung eines höheren seelischen Impulses. Das ist aber das Leiden, daß der Pöbel von einer solchen Auffassung weit entfernt ist. Er kann sich jenen Schulmeister nicht anders vorstellen als mit der blauen Brille eines verschwommenen „Idealismus" und mit dem Bakulus einer philiströsen Sittenpolizei. Darum stellt er dem gegenwärtigen Verjüngungsstreben in der Kunst einen Widerstand entgegen, der manchen Anstürmenden zur Verzweiflung getrieben hat und noch treiben wird.

4. Der soziale Pöbel.

Die denkende Menschheit gewöhnt sich mehr und mehr daran, die Lösung der sozialen Frage für das brennendste der gegenwärtigen Kulturbedürfnisse zu erachten. Der Vorwurf, den man der Sozialdemokratie so oft gemacht hat: daß sie die menschliche Glückseligkeit allein durch Befriedigung des Magens erreichen wolle, ist durchaus ungerecht. Gewiß ließ sich früher bei den Sozialdemokraten ein starkes Übergewicht der materiellen Interessen über die rein geistigen nicht verkennen. Bringt aber schon die Frische und Kraft einer, wenn auch nicht neuen Idee, so doch neuen Bewegung, bringt schon die notwendige Konzentration einer aggressiven

Minoritätspartei sehr leicht eine programmatische Beschränkung auf das Eine, was not thut, mit sich, so ist es durchaus natürlich, daß diese Beschränkung sich zeitweilig bis zur düsteren, harten Einseitigkeit steigert, wenn jene Bewegung von oben her einen starken Druck zu erdulden hat. Zudem ist die Magenfrage wirklich die logische Grund- und Bodenfrage unseres ferneren Kulturstrebens, und die gegenwärtigen mißlichen sozialen Verhältnisse rühren wesentlich von einer Unterschätzung des Magens — bei andern her. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Magen ohne ideale Güter sein kann, die idealen Güter aber zu ihrer Voraussetzung mindestens — wie selbst der ätherische Byron bewiesen hat — Biscuit und Sodawasser bedürfen. Die Sozialisten sind die hartnäckigen Kantianer oder Fichteaner des Magens; sie schwören auf die Idealität der idealen Güter gegenüber der Realität des verdauenden, ernährenden Subjekts. Aber nur Unkenntnis oder Bosheit kann behaupten, daß die Befriedigung physischer Triebe ihr eigentliches und einziges Kulturideal sei. Die unbewußte Selbstsucht des Pöbels dagegen beschränkt sich im Grunde auf die Magen- und Eigentumsfrage; *sie* macht aus dem Eigentum ein Heiligtum, aus einem Paket Banknoten ein Bibelbuch, aus einem Geldschrank einen Heiligenschrein und aus einer Kassette ein Hostiengefäß; *sie* belegt Eigentumsvergehen selbst leichterer Art mit weit höherer Strafe und weit tieferer Verachtung als tausend Handlungen, welche gemeinste und boshafteste Gesinnung bekunden. Alle Varietäten der Pöbelhaftigkeit entstammen im Grunde der wirtschaftlichen, und ich hätte meine Ausführungen sehr wohl mit dieser beginnen können, wenn ich es nicht für instruktiver gehalten hätte, von den weithin duftenden und leuchtenden Blüten der Pöbelhaftigkeit zu den Wurzelerscheinungen hinabzusteigen.

Einen gesunden Magen soll man nicht fühlen. Die anthropologische Unwissenheit, auf die der soziale Pöbel ein besonderes Recht hat, stellt sich sogar, wenn der eigene Magen unfühlbar funktioniert, den andern Menschen ganz ohne Magen vor. Das ist das wesentlichste Merkmal und das große Glück des sozialen Pöbels: er fühlt seinen Magen nicht, oder, um aus dem Bilde herauszutreten: er unterschätzt soziale Notstände oder leugnet sie ganz. Er hat ganz den naiven Egoismus des Kindes, das, seitdem es bewußtlos die erste Muttermilch in ruhigen Zügen einsog, seine Ernährung für das selbstverständlichste und einfachste Ding von der Welt hält. Jeder Kenner der kindlichen Natur weiß, daß selbst gereiftere Kinder für die materiellen Sorgen ihrer Eltern nicht das geringste Maß und Verständnis haben. Der Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen besteht hier nur darin, daß eine solche Naivetät bei ersteren eine berechtigte Eigentümlichkeit, bei letzteren eine große Gemeinheit ist. Die absolut Unwissenden, die das Vorhandensein sozialer Notstände überhaupt nicht kennen, sind keineswegs selten; man kann sie fast an jeder gut besetzten Gesellschaftstafel perorieren hören, daß Gott keinen Menschen verhungern lasse, und wenn sich vor einer Stunde ein armer Handwerksmeister mit Weib und Kindern getötet hat, oder, was weit mehr Elend bedeutet, wenn tausende und aber tausende nicht verhungern, aber wegen ungenügender Ernährung und fortgesetzten Hungerns degenerieren, so werden jene trotzdem mit vollen Backen versichern, daß, wer nur arbeiten wolle, auch keine Not zu leiden brauche. Dergleichen Leute betonen gern, daß sie alles ihrer eigenen Kraft und Arbeit verdankten, wobei sie Erbschaften, große Lose, Mitgiften, kleine, zu ihren Gunsten ausgefallene Geschäftsversehen und dickste Kartoffeln mit Vorliebe vergessen. Die

frivole Dummheit solcher Menschen würde den „Hamburger Nachrichten“ niemals auffallen. Aber es fragt sich, ob jene Wissenden nicht noch gefährlicher sind, die das Mißverhältnis von Armut und Reichtum kennen, die sich aber bei der biblischen Versicherung, daß Gott die Armen und Reichen gemacht habe, beruhigen und sich die Genügsamkeit unterhalb ihrer eigenen Gesellschaftsschicht von einer durchaus unbegrenzten Elastizität denken. Die humanitären Leistungen dieses hartgesottenen Pöbels beschränken sich auf die logische Verfitzung der klaren und einfachen Frage, ob der Reichtum unglücklich und die Armut glücklich mache, zu der selbstverständlichen, aber verschobenen Plattheit, daß der Reichtum nicht notwendig beglücke, die Armut nicht notwendig elend mache. Denn da von Armut und Reichtum dieser ohne Zweifel das an sich Begehrenswertere ist, kann ein verständiger Mensch nur fragen, ob der Reichtum notwendig ins Unglück führe, und ob nicht diejenigen, die im Wohlstand sittlich verderben, gerade wegen ihres Wohlstandes, der das von höheren Gewalten verursachte Unglück doch zu lindern vermag, doppelt streng zu verurteilen sind. Ich will nicht leugnen, daß es zufriedene Arme giebt. Es bliebe allerdings zu untersuchen, wie viele von ihnen auf einem seelischen Niveau stehen, das eines Menschen würdig ist, und in welchem Sinne bei solchen Menschen von „Glück“ die Rede sein kann. Es giebt eine „verdammte Bedürfnislosigkeit“, die schon Degeneration ist und dem Fortschritt der Menschheit zum höchsten Schaden gereicht. Man braucht aber weder Kommunist noch Sozialist zu sein, um einzusehen, daß der Arbeiter weder die Kraft noch die Pflicht haben kann, allen Anreizungen eines gesteigerten, berechtigten Lebensgenusses zu widerstehen. Das Recht zur Teilnahme an jenem Genusse bestreitet aber der soziale Pöbel dem Arbeiter entschieden. Jener

hält sich für berechtigt, den Jahreslohn eines Arbeiters und Familienvaters für ein Diner auszugeben — und unter gegenwärtigen Verhältnissen hat er vielleicht wirklich dieses Recht — er gerät aber in pharisäische Entrüstung über die Immoralität des Kontraktbruchs, wenn der Arbeiter in der höchsten Not zur Waffe des Streiks greift. Den Freunden einer kommunistischen oder sozialistischen Gesellschaft wird als ein Vorzug der gegenwärtigen Ordnung angepriesen, daß sie dem Einzelnen das Streben ermögliche. Die Vertreter dieser Ordnung gestatten auch Herrn von Stumm mit Vergnügen, wenn er etwa in diesem Jahre 5 Millionen erzielte, im nächsten nach 6 oder 7 Millionen Überschuß zu „streben", und wenn er es thut, so ist er ein „strebsamer", „rühriger", ja wohl gar ein „genialer" Geschäftsmann. Wenn aber der Arbeiter von 24 Mark nach 30 Mark Wochenlohn „strebt", so nennt man das „frivol", und die „Hamburger Nachrichten" und der geniale Geschäftsmann im Sachsenwalde empfehlen scharfe Patronen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die unkluge Schroffheit und Härte, mit der die Arbeitgeber fast ausnahmslos den Streikenden von vornherein begegnen. Gewiß, nicht alle Gegner des Streiks sind so roh wie ein mir bekannter, reichbegüterter, gefühlvoller Beethoven-, Mozart- und Haydn-Spieler, der zu Beginn der großen westfälischen Streikbewegungen sagte: „Wenn's nach meinem Willen ginge, legte man die Kerle einen nach dem andern über die Bank und zählte ihnen fünfundzwanzig auf". Aber auch hier fragt es sich wieder, ob diese Ehrlich-Brutalen nicht ungefährlicher sind als die wohlanständigen Herren, die mit kluger Berechnung den Schein des Rechts und die Gunst der Unwissenden kaptivieren, indem sie einen unerhört niedrigen Betrag dreist und mit der Miene der Selbstverständlichkeit als normalen, auskömmlichen

Arbeitslohn bezeichnen und von dieser Basis aus mit „billigen" Gründen die Unverschämtheit der arbeitnehmerischen Forderungen beweisen. Es muß — um ein Beispiel zu geben — einmal gesagt werden, daß es — ganz einerlei, welche lokalen Verhältnisse vorwalten — mehr als verwegen, nämlich frech ist, einen Tagelohn von Mk. 2.50, wie es s. Z. im Preußischen Abgeordnetenhause geschah, als einen solchen zu bezeichnen, der zu Ausständen keinen Anlaß gebe. Nicht die sind frivol, die wegen eines solchen Lohnes die Arbeit niederlegen, sondern jene, die dem Arbeiter das Recht dazu bestreiten und ihm jede Sympathie versagt sehen wollen.*) Eine Hamburger Patrizierin klagte mir gegenüber einmal über den Übermut der Arbeiterinnen, weil eine Witwe und Mutter nicht für Speisung und fünfzig Pfennige pro Tag bei ihr hatte arbeiten wollen. Daß sich die pöbelhafte Verkennung fremder Lebensansprüche unabhängig zeigt von der sozialen und politischen Parteistellung (wenn eine solche überhaupt in Frage kommt) das versteht sich am Rande. Ich habe bei Vertretern aller Parteien Anschauungen über Behandlung von Arbeitern und Dienstboten beobachtet, die zu dem Beschämendsten, Niederdrückendsten gehören, was man an menschlicher Härte und Selbstsucht erfahren kann. Und ich muß leider hinzufügen, daß in diesem Punkte die Frauen — auch eine Folge der trübseligen modernen Frauenverbildung — verhältnismäßig oft die Männer an schofler Gesinnung übertrafen. Die Ruchlosigkeit

*) Die „Hamburger Nachrichten", die ich hier schon zum dritten Male nennen muß, klopften den Berliner Schriftstellern, wie Spielhagen, Wolf, v. Wildenbruch u. a. nicht schlecht auf die Finger, als sie sich beikommen ließen, sich der Konfektionsarbeiter anzunehmen, der Konfektionsarbeiter, deren Lage man schon nicht mehr mitleiderregend nennen, deren Elend vielmehr in seiner grotesken Tragik auch die gemeinste Krämerseele erschrecken konnte!

mancher Arbeiter und Dienstboten selbstverständlich zugestanden, würden unsere „Herrschaften“ im allgemeinen doch weniger über ihre „Leute“ zu reden haben, wenn sie mehr über sich selber nachdächten.

Ich komme zu jener Varietät der sozialen Ignoranten, die von der ungesunden sozialen Ungleichheit schon so viel, aber noch so wenig begriffen hat, daß sie das Mißverhältnis durch Almosen materieller und geistiger Art heben zu können glaubt. Nach Millionen zählen bei uns die Menschen, die den notleidenden Arbeiter durch öffentliche Lesezimmer und durch abendliche Theegesellschaften mit Biermusik versöhnen wollen. Um keinen Preis möchte ich dieses Streben an sich verurteilen; jede versöhnliche Thätigkeit ist ehrenwert und willkommen zu heißen, namentlich, wenn man darauf bedacht ist, dem Arbeiter nicht Kulturabfälle und billigen Schund, sondern gediegene geistige Kost zu bieten. Aber verdammenswert ist ein solches Streben, wenn es in dem hochmütigen, blinden Wahne geschieht, daß man durch dergleichen Mittelchen die schlecht ernährten, schlecht gekleideten, schlecht wohnenden und in Folge dessen ungesund entwickelten, mangelhaft erzogenen und gebildeten Arbeiterfamilien ihrer tausendfachen Nöte vergessen machen könne und nun aller weiteren Opfer überhoben sei. Unter denen, die das Pflästerchen des Almosens mit Vorliebe anwenden, finden sich Menschen, die das wirtschaftliche Leid ihrer Mitmenschen wahrhaft empfinden, die als Pöbel zu bezeichnen ebenso thöricht wie ungerecht wäre, edle, aufopferungsfähige, wahrhaft liebevolle Geber, die im weitesten Umfange freigebig und willig von ihren Gütern mitteilen. Aber selbst bei solchen Leuten, deren Handlungen, wie jede That der erbarmenden Liebe, die wärmste Anerkennung verdienen, ist es mir in vielen Fällen aufgestoßen, daß sie sich über die sittlichen Konsequenzen des Almosen-

nehmens gar keine Gedanken machten. Daß es einem ehrenhaften, etwas auf sich haltenden Arbeiter die Brust zusammenschnürt und mit Gewalt den Nacken beugt, wenn er Almosen nehmen muß, daß es andernfalls bei schwachen Charakteren (und das Almosen kommt oft an solche) Arbeitsscheu, Kriecherei, Heuchelei, ja Genußsucht und Habgier erzeugt — daran denken selbst jene weichen Seelen nur selten. Nur der durch Arbeit d. h. durch Anstrengung erworbene Besitz bewahrt und sichert dem Menschen seine moralische Integrität; das Almosen wie jeder mühelose Erwerb korrumpiert ihn so gut wie immer.

Wir würden das Vergnügen haben, mit dem sozialen Pöbel fertig zu sein, wenn er seine aus stofflichen Quellen geschöpften Prätensionen auf das stoffliche Gebiet beschränkte. Davon ist er nun freilich himmelweit entfernt. Den verhärtetsten Klassendünkel und die bornierteste Betonung des Klassengegensatzes findet man nicht mehr beim Adel, sondern bei jenem besitzenden Mob, der sich gern hinaufadeln möchte und der gerade soviel von der Bildung gehört hat und soviel Achtung vor ihr besitzt, daß er sich anstandshalber die nach Besitz und Bildung bevorrechtete Klasse nennt, wenn er einen ungerechtfertigten Anspruch geltend machen will. Für Bildung nehmen es diese Leute, wenn sie aus Mangel an körperlicher Beschäftigung eine zarte Haut bekommen. Sie bilden das Pendant zu Sudermann's Michalsky-Pöbel, der sich auf seine „schwielige", aber schmutzige Faust etwas zu gute thut. Für Bildung nehmen sie es, wenn sie über einen Roman von der Eschstruth dummes Zeug reden und einem Moser & Schönthan-Darsteller einen goldnen Lorbeerkranz auf die Bühne werfen dürfen. Für Bildung nehmen sie es, wenn sie den Zucker mit der Zange ergreifen und ein ungrammatikalisch redender Heldentenor sie seines

Umgangs würdigt. Ihr Plus an Besitz, das mit Stolz auf die Kapitalkraft zurückzuführen wenigstens Sinn hat, leiten sie gern aus der „höheren, weil geistigen Arbeit“ des Unternehmers her, und gerade sie sind es, die den spezifisch geistigen Arbeiter, den Künstler (den hohen C- und Trapezkünstler natürlich ausgenommen), den Dichter und Gelehrten elendiglich hungern lassen, die Tage ausgenommen, da sie ihn als Unterhaltungsmöbel an ihren Tisch rücken lassen. Diese Leute klassifizieren sich wieder unter sich mit einem Reichtum und einer Regelmäßigkeit der Abstände, wie man sie bei einer progressiven Steuerskala nicht so sorgfältig beachtet findet. Ja, es ist in ihnen, wie ich oft bemerkt habe, ein Stück des grauesten Kastenwesens lebendig, das innerhalb eines gewissen Standes das Ansehen des Einzelnen noch nach Gewerben und Hantierungen abstuft. Sie finden sich entweder garnicht oder nur mit äußerstem Widerwillen dazu bereit, die moderne Auffassung des Arbeitsverhältnisses als eines Vertrages formal gleichberechtigter Parteien zu acceptieren und etwa gar auf den gesellschaftlichen Verkehr zu übertragen. Daß dem Arbeiter und dem Dienstboten die Titel „Herr“, „Fräulein“, „Dame“ ꝛc. nicht zukommen, versteht sich bei ihnen von selbst. Ich halte Titulaturen an sich für etwas höchst Unwichtiges. Aber die willkürliche und einseitige Vorenthaltung solcher Höflichkeitsbezeugungen, die nach zeitgemäßen Begriffen jedem nur viertelwegs anständigen Menschen zugestanden werden, aus Gründen eines nackten, brutalen Machtbewußtseins ist beleidigend und empörend und namentlich deshalb nicht gering zu achten, weil sie charakteristisch für den ganzen gesellschaftlichen Verkehr zwischen Über- und Untergeordneten ist. Die patriarchalische Anmaßung mancher sozialen Potentaten geht so weit, daß sie über ihre Machtbefohlenen eine moralische Curatel verhängen,

zu der weder eine subjektive noch eine objektive Berechtigung vorliegt.

Ich würde noch das weitläufige Gebiet der sozialen Frauenbedrückung zu beleuchten haben, wenn diese aphoristischen Betrachtungen eine erschöpfende Abhandlung sein wollten. So aber kommen der Kürze wegen der Leser und ich mit dem Hinweise davon, daß nicht der unwichtigste Teil des sozialen Pöbels aus jenen Männern und Frauen besteht, die aus eingefleischter Selbstsucht oder aus muffiger Gewohnheit das Weib namentlich in Hinsicht seiner Bildung, seiner ökonomischen und seiner moralischen Stellung zu einem Menschen zweiter Klasse herabdrücken und diesen Zustand mit dem hübschen Namen einer heiligen Gesellschaftsordnung belegen.

* * *

Hier will ich schließen. Ich bin mir bewußt, die harten Worte nicht gespart zu haben. Die akute Dummheit, Niedrigkeit und Schlechtigkeit der Verirrten fordert unser Erbarmen, wie ein Unglück es fordert, und wir haben sie mit unterstützender Liebe emporzutragen. Die perennierende, naive Selbstsucht des Pöbels aber, die fest davon überzeugt ist, daß sie am Feuer liegen und stinken darf, muß man mit der Geißel des Spottes und der Verachtung aus ihrem Faulheitsschlafe emporscheuchen, bis sie die Augen aufreißt und auch die *umgebende* Welt ihr zum Bewußtsein kommt. Dann läßt sich weiter mit ihr reden.



Über den Judenhaß.

I. Zur Charakteristik der Judenhasser.

An prinzipiellen, philosophischen Erörterungen über den Antisemitismus ist so viel geschrieben und gesprochen worden, daß es äußerst schwer halten dürfte, auf diesem Gebiete Neues zu Tage zu fördern. In zahllosen Artikeln, Reden und Büchern ist alles vereinigt worden, was die besten Geister aller Zeiten und Völker für die Juden und gegen den Judenhaß geäußert haben; aber man kann nicht eben behaupten, daß dergleichen in unseren Tagen eine besonders große Wirkung erziele. Solange der Antisemitismus, wie jetzt, mit der ganzen Naturkraft eines epidemischen Wahnsinns wütet, verschlagen Theorien so viel wie nichts; schließlich werden selbst die gesunden und starken Köpfe der großen Gesichtspunkte und des fruchtlosen Philosophierens müde. Dem gegenüber dürfte es klug sein, von der Agitation der Antisemiten in einer Hinsicht zu lernen. Philosopheme, Vernunftgründe u. dgl. verwenden die Antisemiten wohlweislich nicht; es wäre schwer ersichtlich, woher sie die Vernunftgründe nehmen sollten. Für den Pöbel genügen schon Schimpfreden in der entsprechenden Wiederholung; für das anständigere Publikum bedürfen sie der konkreten Beispiele. Einerlei, ob sie nun wirklich ein Exemplar eines verworfenen Juden aufgetrieben haben, oder ob sie dem betreffenden „Fall“ mit ihrer geübten Phantasie nachgeholfen haben:

die Judenhasser arbeiten jedenfalls mit anschaulichen Darstellungen. Exempla demonstrant, das ist das Geheimnis ihrer agitatorischen Erfolge. Ein einziger Jude, der einen Regenschirm zu teuer verkauft hat, ist der antisemitischen Agitation weit mehr wert als zehn Leitartikel. Die zahlreichen Fälle, daß antisemitische Führer sich als schadhafte Ehrenmänner erwiesen, sind ja nun natürlich von der Presse ihrer Gegner registriert und glossiert worden; aber es fehlt an der regelmäßigen und sorgfältigen Inobachtnahme des gegnerischen Lebens und Treibens, wie sie von den Antisemiten den Juden gegenüber geübt wird. Alle jene Blätter, die im Antisemitismus den wahren Verderber unserer nationalen Lauterkeit und Tüchtigkeit erblicken, sollten eine ständige Rubrik einrichten, die gleichsam als Observatorium für die antisemitische Praxis diente. Man sollte sich dabei nicht nur nicht scheuen, in das Detail des praktischen Lebens hinabzusteigen, sondern dieser Schritt wäre geradezu unerläßlich, um die abwehrende Agitation wirksam zu machen. Das Folgende soll zeigen, wie ich mir eine praktische Charakteristik der Antisemiten denke. Natürlich sind es nur die Erfahrungen e i n e s Mannes, die ich biete; ich gebe mich auch keineswegs der Illusion hin, daß sie einen Fanatiker bekehren könnten, wohl aber könnten sie vielleicht dem einen oder andern, der schwankenden Gemütes oder Geistes ist, eine Weisung und Stärkung sein.

Bei meinem Umgang mit Antisemiten fiel es mir bald auf, daß etwa 90 Prozent die Juden überhaupt nicht aus eigener Beobachtung kannte. Diese 90 Prozent hatten natürlich hier und da Juden gesehen, aber kennen gelernt hatten sie keinen oder so gut wie keinen. Ich habe es mir zur Regel gemacht, die wüstesten Schimpfer und Hetzer zu fragen: Haben Sie denn jemals einen Juden näher kennen gelernt? und ich rate

den Beobachtern des Antisemitismus, dieselbe Probe anzustellen; ein verlegenes Schweigen wird fast immer die Antwort sein. Günstigenfalls sind sie ein paarmal von jüdischen Händlern betrogen oder schlecht bedient worden oder haben sie hier und da einen Juden sich anmaßend und schnodderig benehmen sehen; die hundert oder tausend Male, daß sie von Nichtjuden betrogen worden waren, hatten sie sich nicht gemerkt, weil die Nasen oder die Haarfarbe dieser Betrüger ihnen nicht aufgefallen waren. Gewöhnlich erzählten sie ausführlich, wie dieser oder jener Jude ihnen einen schlechten Rock oder ein Paar mürbe Stiefel aufgeschwatzt habe, und der Schluß leitete dann über zu einer neuen wuchtigen Schimpfrede, die an leichtfertiger Verallgemeinerung alles aufwies, was beschränkte Fanatiker in diesem Punkte zu leisten vermögen. Natürlich vermochten dergleichen Leute ihre Ansicht auch nicht durch statistische oder sonstige wissenschaftliche Beweise zu stützen und ich fragte mich, wie sie in ihren finsteren, traurigen Wahn hineingeraten sein mochten.

Ich machte ferner die Beobachtung, daß in den Ohren der Kinder das Wort „Jude“ wie ein Schimpf- oder wenigstens wie ein Spottname klang. Ich habe Gelegenheit gehabt zu konstatieren, daß gerade bei jüngeren Kindern das Wort Jude regelmäßig ein halb verächtliches Lächeln, ja zuweilen eine laute, bösartige Heiterkeit hervorrief. Ich habe dann sofort nachgefaßt und nach den Gründen für dieses Lachen gefragt; natürlich erhielt ich nie eine Antwort. Infolge der antisemitischen Agitation ist es jetzt schon dahin gekommen, daß Juden auf der Straße von Kindern beschimpft werden. Aber hier können doch keine ökonomischen Beweggründe vorliegen; die Kinder haben doch nicht schon schlimme Erfahrungen mit Juden gemacht. Aber sie sind im Hause nicht anders gewöhnt worden.

Und ich mußte mir bald genug sagen, daß ich ja selbst bis in meine ersten Jünglingsjahre hinein dieses Lied mitgepfiffen hatte. Meine Eltern hatten von „Christen" weit größeres Unrecht erlitten als von irgend einem Juden, und mein Vater sprach von den Juden, mit denen er verkehrt hatte, nicht nur mit Achtung, sondern mit freundschaftlicher Sympathie. Trotzdem gebrauchten im Hause nicht nur wir, sondern er selbst gelegentlich, wenn auch natürlich ohne böse Absicht, vielmehr nur aus alter Gewohnheit, das Wort „Jude" als Schimpfwort. Da meine Empfindungen von jeher ziemlich lebhaft waren, so war ich nicht der lässigste Judenverächter, und als ich als 17jähriger von einem Juden, nicht betrogen, aber sehr incoulant und brüsk behandelt wurde, repetierte ich den Begriff „Jude" mit einem recht erklecklichen Ingrimm. Solange er keine Juden kennt, ist niemand vollkommen frei von einer, wenn auch nur lauen und oberflächlichen Animosität gegen das Judentum. Das ist natürlich nicht Schuld des Einzelnen; er hat dieses Gefühl als Erbe von seinen Vätern empfangen. Er wird erst schuldig, wenn er ein so furchtbares Werk wie die Menschenhetze betreibt, ohne sich vorher gewissenhaft unterrichtet zu haben. Wer leichtfertiger Weise, aus überkommenem Vorurteil jenes verhängnisvolle Treiben beginnt und Pöbelscenen wie die in Wien und anderswo erlebten heraufbeschwört, der ist allerdings nichts Besseres als ein feiger Mörder, ein Verbrecher, der sich sehr zu seinem Nachteil von anarchistischen Mördern unterscheidet, die immerhin den Kampf gegen eine überwältigende Mehrheit aufnehmen und unter Umständen doch wenigstens persönlichen Mut zeigen. Aber ich will mir die allgemeinen Bemerkungen bis zum Schluß versparen und zunächst von meinen Erfahrungen sprechen.

Das erste antisemitische Flugblatt, das in unser

Haus schneite — es mochte Anfang der achtziger Jahre sein — wurde von meinem Vater mit Kopfschütteln und Lächeln, von mir mit lebhaftem Ekel gelesen. Es war ein Machwerk der rüdesten Art, nicht mit jenem ideal gesinnten, feurigen Zorn geschrieben, der auch das derbste Wort noch adelt, sondern mit jenem gemeinen, giftgeschwollenen Haß, der jedem anständigen Menschen physischen Widerwillen erregt. Eine beträchtliche Reihe von Jahren verstrich alsdann, in denen ich, von jener angewöhnten latenten Abneigung abgesehen, in der Judenfrage vollkommen indifferent blieb. Dann lernte ich durch einen Zufall ein paar Juden kennen und durch diese kam ich mit weiteren jüdischen Kreisen in Berührung. Um es kurz zu sagen: ich habe unter den verhältnismäßig vielen Juden, die ich kennen lernte, verhältnismäßig viel mehr gute Menschen kennen gelernt als unter Christen und „Germanen".*) Das konnte mich nun freilich nicht zu dem Schlusse verleiten, daß die Juden überhaupt bessere Menschen seien als wir; denn ich sagte mir wohl, daß ich vorwiegend mit den besseren, d. h. gebildeteren jüdischen Kreisen in Berührung gekommen war und daß ich von der jüdischen Plebs weniger gesehen hatte als von der deutsch-christlichen. Aber immerhin regten mich meine günstigen Erfahrungen lebhaft dazu an, der „Judenfrage" näher nachzuforschen; der furchtbare Gegensatz zwischen dem Wert dieser guten und liebenswürdigen

*) Ich setze hier das Wort „Germanen" regelmäßig in Anführungszeichen, weil ich es bei unserer gründlichen Vermischung namentlich mit slavischen und romanischen Elementen für sehr gewagt halte, von unserm Germanentum zu reden. Wer kann überhaupt für die „Reinheit" seiner Nationalität garantieren? Das kann trotz aller Separierung nicht einmal der einzelne Jude. In den Adern der Berliner fließt nach statistischen Berechnungen 37 % germanisches, 39 % romanisches und 24 % slavisches Blut!

Menschen und der Geringschätzung, dem Haß, der Verachtung, die sie erfuhren, mußte wohl eine jugendliche Seele in lebhafte Bewegung versetzen. Die bittere Scham, die mir jedesmal ins Herz stieß, wenn ich solche Menschen unter Roheiten leiden sah, die von Gliedern meines Volkes gegen sie verübt wurden, war mir ein starker und regelmäßiger Antrieb, und ich lernte auf Handel und Wandel meiner Mitmenschen achten und Einrichtungen und Gebräuche beobachten, die mir bis dahin ferner gelegen hatten.

Ich hielt mich dabei möglichst an die einfache, nüchterne Thatsache. Ich sah, daß ringsherum die Gastwirte, Restaurateure und Hoteliers in den seltensten Fällen sich mit 100 % Gewinn begnügten, meistens aber 3—400 % nahmen; ich sah, daß diese Leute, wenn ihr Unternehmen nicht ganz thöricht angelegt war, in kurzer Zeit reich oder doch wohlhabend wurden, und ich sah, daß Juden unter ihnen so gut wie garnicht vorkamen. Ich bemerkte, daß die Apotheker noch lange nicht mit 400 % zufrieden waren, sondern garnicht selten 1000 und 2000, ja unter Umständen 4000 % aufschlugen und reich wurden mit Hülfe ihrer Mitmenschen, und ich bemerkte, daß die Apotheker keine Semiten waren. Ich nahm wahr, daß eine große Gruppe von Händlern, wie Bäcker, Schlachter, Gemüse- und Steinkohlenhändler in relativ kurzer Zeit so gut wie regelmäßig zu beträchtlichem Wohlstand und zu Reichtum gelangte, weil diese Leute sehr hohen Gewinn nahmen und in Teurungszeiten zwar schnell die Preise steigerten, in billigen Zeiten aber, „in Kraft allein des Ringes", den sie bildeten, es beharrlich unterließen, die Preise wieder herabzusetzen, und ich nahm wahr, daß diese Leute keine, oder daß sie nur in verschwindenden Fällen Juden waren. Ich sah, daß die große Mehrzahl der Hauseigentümer in für sie günstigen

Zeitläuften den Mietzins mit großer Kontinuität stei-
gerte, mit der Instandhaltung und Renovierung ihrer
Häuser aber in gleichem Maße schwieriger wurde, daß
sie das grausame Recht, auch den ärmsten Mieter
rattenkahl pfänden zu dürfen, nicht aufgeben und für
die Sanierung verseuchter Wohnungen und Stadt-
viertel nicht das geringste Opfer bringen wollte, und
ich sah, daß unter diesen „Hausagrariern“ die Juden
nicht unverhältnismäßig stark vertreten und daß sie
ebenfalls nicht die führenden und intransigenten Ele-
mente waren. Ich sah, hörte, fühlte, daß jene Gast-
wirte, Hauswirte und Händler, entsprechend der mensch-
lichen Schwäche und dem Umstande, daß Merkur der
Gott der Kaufleute und der Diebe ist, in bedauerlich
zahlreichen Fällen unreell waren, für die besten Preise
die elendesten und knappgewogensten Waren verkauften
und, sobald ihre Position gesichert war, das Publikum
als Beute und mit großer Verachtung und Unver-
schämtheit behandelten, obwohl sie keine Juden waren.
Wer noch Ruhe der Beobachtung besitzt und sich ein-
mal herablassen will, dergleichen alltägliche Beobach-
tungen zu sammeln und zu sichten, der wird, glaube
ich, zu höchst überraschenden Resultaten kommen. Und
wo es sich um eine Lebensfrage für Juden und Christen
handelt, da darf man schon das Opfer bringen, sich
einmal sorgfältig mit dem Banalen zu befassen, das
sogar, wenn man es richtig anfaßt, nichts weniger
als banal ist.

Ich sah ferner, daß unter meinen germanischen
Volksgenossen eine starke Neigung zum Handeln vor-
handen war. „Alles will jetzt handeln“ — diesen
ärgerlichen Ausruf hört man im Volke sehr oft. Nament-
lich in den größeren Städten wird kaum ein Miets-
haus gebaut, ohne daß ein Laden oder mehrere darin
aufgethan würden; gewöhnlich ist eine Gastwirtschaft

dabei. Arbeiter, Handwerker, Beamte, die ein paar hundert Mark zurückgelegt haben, eröffnen mit Vorliebe ein Handelsgeschäft, weil sie sich von diesem ein schnelleres und leichteres Emporkommen versprechen. Ich bemerkte ferner — alle Zeitungen sind ja voll von Klagen darüber, wie sollte man es also nicht bemerken! — daß im deutschen Volke ein sehr starker Zug von der groben Handarbeit fort und zu den feineren, besonders den gelehrten Berufsarten hin sich geltend macht. Dieser Zug zum Handel und zur feineren, geistigeren Arbeit ist ja menschlich sehr begreiflich. Die Arbeit des Kaufmanns, des Beamten, des Arztes, des Juristen, des Geistlichen und Lehrers kann gewiß sehr mühe- und sorgenvoll sein; aber in der Regel würden doch all diese Leute nicht tauschen wollen mit dem Maurer, dem Zimmerer, dem Buchdrucker 2c. Wenn sie es auch nicht eingestehen, so fühlen sie es doch sehr wohl, daß sie mit ihrer Arbeit besser daran sind als wenigstens der grobe Handarbeiter, und zwar schon um deswillen, weil sie innerhalb ihrer Arbeit eine freiere Bewegung genießen. Aber im allgemeinen ist auch die Arbeit in den angeführten „besseren" Berufsarten, besonders im Handel, müheloser als die grobe Handarbeit. Dazu kommt der sehr wesentliche Umstand, daß diese Berufe durchweg eine höhere gesellschaftliche Stellung eröffnen. Eltern haben deshalb ganz allgemein den Wunsch, ihre Kinder den angenehmeren und angeseheneren Berufen zuzuführen oder sie doch auf dem eigenen sozialen Niveau zu erhalten. Überhaupt ist der Wunsch nach müheloserem Erwerb nahezu allgemein, und er ist menschlich begreiflich. Man kann ein sehr fleißiger, ja arbeitslustiger Mensch sein und die Arbeit für den größten Segen halten, der der Menschheit zuteil geworden, und dabei doch das Verlangen haben, die Erwerbsarbeit ab-

gekürzt zu sehen. Ob der Mensch, der nach einem Professor „von Natur eine faule Bestie ist und nur thut, was er muß", besser daran wäre, wenn er nur 6 oder 4 Stunden täglich für sein Brot arbeiten müßte, oder ob es ihm heilsamer ist, wenn er möglichst hart um seine Existenz kämpfen muß: diese Frage kümmert mich hier durchaus nicht. Ich habe hier nur zu konstatieren, was ich beobachtet habe, nämlich, daß der Wunsch nach müheloserem Erwerb, speziell der Drang nach dem Handel und den feineren Berufsarten hin, den man den Juden zum Vorwurf macht, bei den unbeschnittenen Menschenkindern an Ausdehnung und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Weil die Juden vorwiegend Handel treiben, sind sie im allgemeinen wohlhabend oder doch selten arm; weil sie wohlhabend sind, einen regen Bildungstrieb und große Achtung vor der Bildung haben, ihre Kinder zärtlich (nicht selten überzärtlich) lieben und stets besonderen Anlaß hatten, eine möglichst günstige Stellung in der Gesellschaft anzustreben, lassen sie durchweg ihre Kinder jene begehrenswerteren Berufsarten ergreifen. Wer, der an seine eigenen Kinder denkt, kann es ihnen verargen? Ich würde meinen Sohn gewiß nicht auf einen Beruf hindrängen, für den er sich nicht eignete und nicht interessierte; aber sicherlich sähe ich ihn unter den heutigen sozialen Verhältnissen lieber als Arzt, als Ingenieur, als Lehrer, ja selbst — obwohl mir dieser Beruf an sich nicht sympathisch ist — lieber als Kaufmann denn als Tischler oder Schuhmacher. Übrigens giebt es bekanntlich Länder, in denen die Juden stark am Handwerk beteiligt sind. Und eigentliche Faulheit wird wohl kaum einer den Juden vorwerfen. Selbst seine Feinde wissen, daß der Jude, zum mindesten dann, wenn es sich um seine und seiner Angehörigen Existenz handelt, sich keine Mühe

verdrießen läßt und mit außerordentlicher Ausdauer und persönlicher Genügsamkeit um sein Leben ringt. Ein Jude, der lieber verkommt oder die Seinen verkommen läßt, als daß er sich anstrengte, dürfte schwerlich gefunden werden.

Ich mußte ferner die Beobachtung machen, daß ein Jude nur seinen Regenschirm fallen zu lassen oder mit seinem Fahrrad zu stürzen brauchte, um die Bemerkung zu provozieren: „Das ist'n Jude." Wenn er gar etwas laut sprach oder etwas lebhafter, als es bei uns üblich ist, gestikulierte, so hieß es sicher: „Das ist 'n Judenjunge" oder „'n Itzig" oder „'n Mauschel" oder wie die vornehme Deklaration sonst lauten mochte. Der gesellschaftlich ungebildete Jude neigt zu einer für unsere Begriffe unschönen Lebhaftigkeit; im südlichen Europa fällt er übrigens deswegen nicht auf. Jedenfalls aber ist auch eine übertriebene Lebhaftigkeit noch kein Verbrechen; sie erscheint nur den merkwürdigen Leuten so, die keine andere Art für menschlich halten als ihre eigene. Wenn nun gar ein Jude oder eine Anzahl von Juden sich an öffentlicher Stelle anmaßend oder aufdringlich benahmen, dann erschien den anwesenden „Germanen" der härteste Tadel nicht hart genug und natürlich hieß es zunächst: „Da seht die Juden!" Wenn „germanische" Gäste in einem Wirtshaus sich flegelhaft benehmen, so heißt es vielleicht: „Das sind Flegel"; aber niemals heißt es: „Das sind Germanen." Nun ist aber doch diese antisemitische Statistik jüdischer Verbrechen etwas einseitig und oberflächlich. Sie verführt zu voreiliger Verallgemeinerung, weil die Juden durchweg an typischen Körpereigentümlichkeiten und am Namen kenntlich sind und deswegen sofort auffallen. Berlin hat ca. 60000 Juden. Wenn man 60000 „germanischen" Berlinern zwangsweise Schilder auf die Brust hängte, so würde sich bald eine

steigende Entrüstung gegen diese Menschen herausbilden. Nicht nur würde es jeden Augenblick heißen: „Da läuft schon wieder so'n Schildermensch!" sondern es würde auch heißen, wenn einer dieser Unglücklichen anmaßlich aufträte: „Dieser freche Plakatmensch!" oder wenn einer ein Mädchen verführte: „Dieser lüsterne Plakatmensch!" Die Unbeschilderten aber wären wieder wohl daran und könnten umso ungenierter Schindluder sein. Dieser Vergleich könnte vielleicht einen der Vernunft zugänglichen Antisemiten zum Nachdenken bewegen, wenn er mir auch einwenden sollte, daß die Juden an der ihnen zuteil werdenden Charakterisierung doch wohl nicht ganz so unschuldig seien wie jene Schildermenschen. Das will ich ihm zugeben, wenn er mir dafür einräumen will, daß die Juden nicht verpflichtet sind, ohne Rassenfehler zu sein, umso weniger, als nicht einmal wir „Germanen" frei davon sind.

Ich hörte dann besonders die Art der jüdischen Kampfweise in Rede und Presse, ganz besonders die „jüdische" Presse abfällig beurteilen. Ich halte es auch hier für die einfachste und instruktivste Weise, wenn ich meine Erfahrungen mit der antisemitischen Presse mitteile. Ich bin mit dieser Presse nur fünf Mal, mit antisemitischen Politikern außerdem einmal in Berührung gekommen, man wird schon sehen, wie. Einmal, als mein Drama „Die größte Sünde" in Berlin aufgeführt war und ein Berliner Antisemitenblatt es verriß. Daß es das that, war nicht mehr als billig; denn warum war ich kein Antisemit. Ein antisemitischer Lorber wird mir — ach! — niemals grünen; ich möchte auch keinem Judenhetzer raten, mich zu loben; das könnte meinen Glauben an mich selbst ernstlich wanken machen. Überhaupt denke ich im Punkte des Ruhmes genau so wie Hebbel, dem es vollkommen

genügte, daß Tieck und Uhland ihn hochschätzten. Daß nun das Berliner Hetzblatt an meinem Stück keinen guten Faden ließ und schimpfte, erregt schon den Verdacht, daß wir es hier mit keiner Journalistik zu thun haben, die der jüdischen als Muster dienen könnte; aber das mag noch hingehen, das kann schließlich alles Sache der Auffassung sein. Aber lügen ist keine Auffassungssache. Daß mein Schneidermeister Stein „ein höchst naturkundiges Schneidermeisterlein" sei, war (zum Zwecke besserer „Vermöbelung") schlankweg gelogen; da mein Stück gedruckt vorliegt, kann man's selbst nachsehen. Daß ich „heftige Tiraden gegen das verhaßte Christentum" schleuderte, war schlankweg gelogen, vgl. mein Stück. Daß mein Held „ein sozialistischer Agitator" sei, war schlankweg gelogen, vgl. mein Stück. Daß ich die „Absicht" hätte, „die moralischen Empfindungen und die Gemütsbildung abzustumpfen", war schlankweg gelogen, vgl. mein Stück. Interessanter noch war die Gesinnung des Rezensenten. Er schrieb von meinem Helden: „Es fehlt ihm die tiefere Gemütsbildung (vgl. mein Stück), die ihm jeden Konflikt mit der Gesellschaft ersparen würde." Ist es vor diesem Diktum nicht verzeihlich, teurer Leser, wenn man seine ruhige Haltung verliert, aufkreischt wie ein junges Mädchen und ausruft: „Jck schrei mir dodt!"? Wie urdeutsch gedacht, nicht wahr? wie unjüdisch, wie nobel! Am Ende: wenn die Antisemiten Gemütsbildung besäßen, wären sie nie mit der „verjudeten" Gesellschaft in Konflikt geraten! Wer kann's wissen? Und dann hohnigelt der Wackre darüber, daß mein Held sich tötet, nur weil er sich verkauft hat und unwürdig geworden ist, in einem Freidenkerverein die Führung zu übernehmen, und verhöhnt damit eine moralische Anschauung, die sogar das hochkonservative und hochlöbliche Polizeipräsidium von Hannover als „nicht zu be-

anstanden" betrachtet. Wenn es sich nicht um einen freidenkerischen, sondern um einen antisemitischen Verein gehandelt hätte, dann hätte er den sittlichen Fall des Helden schon zugegeben, ja ja, so dumm ist er nicht! Wenn man sich verkauft hat und sich deswegen erschießt, ist man ein Esel: man muß Präsident eines antisemitischen Vereins werden! Auch das wieder: wie urdeutsch, nicht wahr? wie unjüdisch, wie redlich, wie nobel, wie moralisch, mit einem Wort: wie tief gemütvoll! Diese Gesinnung ist noch bezeichnender als jenes Bündel Lügen. Das alles zusammen, lieber Leser, ist erst ein Fall von antisemitischer Politik und Journalistik.

Gesinnungsverwandt mit diesem Rezensenten war der Kritiker einer konservativ-antisemitischen Monatsschrift, der sich in einer Besprechung meiner Gedichte höchlich darüber wunderte, daß ich mich der Juden annähme, trotzdem ich bei meinen Fähigkeiten die Hülfe der Juden garnicht nötig hätte! Weil ich für die Juden eintrat, ohne sie doch zu brauchen, war ich ihm ein „sonderbarer Schwärmer." Das war doch einmal unjüdisch gedacht, und das war der zweite Fall von antisemitischer Politik und Journalistik.

Ein kaufmännischer Verein hatte mich zu einer Rezitation von Dichterwerken eingeladen. Sofort schlug ein Hamburger Antisemitenblatt Lärm darüber, daß ein Verein, der unpolitisch zu sein vorgebe, einen Menschen wie mich, der soviel zur Verbreitung radikaler Ideen beigetragen habe, zu einer Vorlesung einlade. Natürlich hatte meine Rezitation mit Politik nichts zu thun. Auch die wütendsten Hetzblätter anderer Parteien haben wohl kaum jemals einen Künstler wegen seiner Gesinnungen zu boycottieren gesucht. Im antisemitischen Zukunftsstaat werden wir nur judenfeindliche Maler, Dichter, Musiker, Rezitatoren 2c. genießen. Dieser Fall

von urdeutscher Noblesse und Kunstpflege war der dritte Fall antisemitischer Politik und Journalistik.

Den Redakteur eines antisemitischen Witzblättchens hatte ich in seiner Eigenschaft als Ependichter im „Magazin für Litteratur“ hart mitgenommen, aber, wie das meine Gewohnheit ist, meinen Tadel Schritt für Schritt belegt. Der Mann hatte mich durch seine „Dichtungen“ maßlos gelangweilt; sonst hatte ich keinen Grund, ihm gram zu sein; denn er war mir vollkommen fremd. Nach einiger Zeit erhielt ich von der Redaktion jenes Witzblattes seltsamer Weise eine Einladung zur Mitarbeit, worauf ich natürlich nicht reagierte. Dann mit einem Male erschien im „Briefkasten“ jenes Blattes die witzige Behauptung, „der Schreiber im Magazin“ mache grammatische Fehler, besäße keinen Geist und kein Wissen und suche diesen Mangel durch Verlogenheit zu paralysieren; es sei nicht der Mühe wert, sich mit mir weiter zu befassen. Da der antisemitische Ehrenmann nicht einen einzigen Beweis für seine Behauptungen anführte, so haben seine Leser sie natürlich geglaubt. Und es wäre doch so drollig gewesen, wenn ich grammatischen Unterricht bekommen hätte von einem Urgermanen, dem ich kurz zuvor gezeigt hatte, daß er 20000 Verse geschrieben habe, ohne Deutsch zu verstehen. Meinen Namen nannte der Witzbold nicht ausdrücklich; er umging ihn, nicht aus jüdischer Feigheit, sondern aus antisemitischer Vorsicht; denn vielleicht hätte ich ihn doch verklagt. Was nämlich bei den Juden Feigheit ist, das ist bei diesen Antisemiten erst Vorsicht. Dann erschien noch in einer Berliner Wochenschrift, die sich früher gerühmt hatte, mich entdeckt zu haben, eine im Ton der hervorragendsten Marktweiber geschriebene Rachekritik meines Dramas, deren Verfasser vor Schimpfen nicht zu Atem und zum Beweisen kam. Dem Verfasser dieser Revolverkritik hatte beim Schreiben der

Schaum vor dem Munde gestanden. An jenem Blatte war aber der Ependichter als Theaterreferent und Harden-Imitator thätig, und ihm wurde auch jene Verreißung zugeschrieben. Ein Name stand natürlich nicht dabei. Wenn diese Judenhasser einmal Courage haben, dann ist sie namenlos. Dies alles war mein vierter Fall von antisemitischer Politik und Journalistik.

In meinen „Neuen Gedichten" habe ich einige „Epigramme eines Japhetiten" veröffentlicht, in denen die Antisemiten mit einigen Hieben bedacht werden. Daß diese Hiebe gesessen haben, geht aus der Wut hervor, mit der, wie man gleich sehen wird, die Behandelten über den Empfang quittierten. In diesen „Neuen Gedichten" ist nämlich auch eine Persiflage auf die „individualitätsüchtigen Schlottergeister" unter den hypermodernen Dichtern zu finden. Der Ton der Persiflage ist so deutlich, daß auch ein Kretin ihn merken würde, außerdem geht die parodistische Absicht aus einer Fußnote unzweifelhaft hervor.*) In diesen nachgeahmten „freirhythmischen" Strampelversen kommt die Stelle vor:

„Und über das Wiesengatter
Nickten drei Esel —
Ein — zwei — drei Esel,
Gerade noch von der Abendsonne beschienen.
Nickten —
Nickten —
So freundlich —
So —
So —
Kollegialisch,

*) Um dem Leser jeden Zweifel zu nehmen, setze ich die Fußnote hierher, sie lautet: „Die edle Dreistigkeit gewisser individualitätsüchtiger Schlottergeister kann nachgerade zur Wut reizen, und nichts mehr als ein gelinder, bescheidener Wutausbruch wollen diese sogenannten Verse sein."

Daß ich in tiefer Ergriffenheit
Niederfiel auf den Bauch ꝛc. ꝛc.“

Ein akademisch gebildeter, antisemitischer Reichstagsabgeordneter zitierte nun in einer großen Antisemitenversammlung diese Verse als ernstgemeinte, und ich hatte den Schaden davon, daß die ganze große Versammlung mit glückseliger Heiterkeit zu mir als zu einem Esel emporblickte. Diese Handlung ließ nur zwei Möglichkeiten zu: entweder schwindelte der würdige Gesetzgeber selbst, oder es schwindelte ein andrer, der ihm vielleicht das Buch zusteckte, und dann gab der Volksvertreter ein Beispiel von antisemitischer Gewissenhaftigkeit und Intelligenz, die wohl für Ironie kein Organ hat. Wer aber von zwei Antisemiten der Schwindler und wer der leichtfertige litterarische Ehrabschneider ist, das wird mir ewig gleichgültig sein. Dies war der fünfte Fall von antisemitischer Politik und Journalistik. Der sechste hängt damit zusammen.

Wenige Tage darauf erschien nämlich in einem Hamburger Antisemitenblatte (einem andern als dem vorerwähnten) ein Urteil über meine „Neuen Gedichte.“ Darin hieß es: „Zu bedauern hat es übrigens jeder Freisinnige, der die Versammlung versäumt hat: denn es ist ihm ein Kunstgenuß entgangen. Herr Dr. ...... war nämlich unparteiisch genug, den Versammelten ein Gedicht des deutschen Klassikers Otto Ernst vorzutragen, welches in vollendeter Form die Melancholie dreier Säugetiere behandelt, die Herr Ernst als Pegasusse vor den Kummerwagen*) seiner Poetastereien gespannt hat. Etwas Geistloseres als diese Verse gehört zu haben, können sich selbst die ältesten Leute

*) Für die Leser, die diesen Provinzialismus nicht verstehen, bemerke ich bereitwilligst, daß der geschätzte Referent den Dreckwagen meiner Poetastereien meint.

nicht erinnern." Die Redaktion zitierte dann, indem sie sich auf den Grundsatz „Audiatur et altera pars" (!!) berief, zwei von den erwähnten Epigrammen, indem sie die Überschriften wegließ und die zwei Epigramme als eines behandelte. So entstand dann freilich der für die antisemitischen Leser erforderliche Unsinn. Nun spricht ja gewiß aus jenen Schimpfreden und dieser Fälschung eine sehr erfreuliche Wut, und das ist für mich zweifellos ein wohlthuender Erfolg; aber man wird diese Art der Rezension trotzdem nicht den Juden als Muster hinstellen können. Oder vielleicht doch! Ich bin von diversen jüdischen Rezensenten verrissen worden, und einer von ihnen machte sich auch einer groben Fälschung schuldig; aber diese merkwürdige, innerlichste, ganz pietätlose Verlumptheit, unter Berufung auf das „Audiatur etc." zu fälschen, die hat doch keiner besessen.

Alles in allem 6 Fälle von antisemitischer Politik und Journalistik und ebenso viele ausgesuchte Gemeinheiten; eigentlich noch mehr; denn wie man gesehen hat, häuften sich in einzelnen Fällen die Lügen. Ich bitte um Verzeihung, daß ich den Leser so lange mit scheinbar persönlichen Angelegenheiten befaßt habe; aber nur an solchen ganz konkreten Beispielen gewinnt man einen festen Anhalt; mit allgemeinen Redensarten ist nichts gethan. Für meine Person sind diese Vorkommnisse ganz bedeutungslos.

Nicht selten hörte ich dann von der jüdischen Rücksichtslosigkeit in Handel und Wandel reden. Wenn man den jüdischen Kaufleuten und Händlern auch keine ausnehmende Unredlichkeit und Unlauterkeit nachsagte, so beschuldigte man sie doch der rücksichtslosesten Konkurrenz. Es sei einem Juden ganz einerlei, wieviele Konkurrenten er totmache und ob er einen ganzen Stand vernichte, das Gesamtwohl interessiere ihn nicht, sondern

nur der eigene Gewinn. Für den Einsichtigen hat dieser Vorwurf allerdings ohne weiteres etwas Komisches; denn ihm wird kein Fall bekannt sein, daß ein „germanischer" Kaufmann einen Kunden fortgeschickt habe mit der Bitte, doch beim Konkurrenten zu kaufen; er wird wissen, daß auch der Antisemit getrosten Mutes eine Maschine aufstellen würde, die Millionen Arbeiter brotlos machte. Aber greifen wir auch hier ein köstlich konkretes Beispiel heraus. Nirgends ist der Antisemitismus stärker vertreten als unter den Beamten. Und keine rücksichtsloseren, verhaßteren Konkurrenten giebt es als die Beamten-Konsumvereine. Natürlich ist den Beamten (umso weniger, als sie in der Regel nicht glänzend bezahlt werden) das Recht nicht zu bestreiten, ihre Lebensbedürfnisse so billig wie möglich zu kaufen, und jene Vereine sind ein ganz natürliches, normales Produkt der Koalitionsfreiheit und der wirtschaftlichen Selbsthilfe. Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß diese Vereine die Existenz zahlloser Detaillisten und Handwerker auf das schwerste bedrohen und daß die Beamten sich den Teufel um diese Wirkung ihrer Vereine kümmern. Die Antisemiten müßten eigentlich den Austritt ihrer Anhänger aus den betr. Vereinen fordern „im Interesse des Mittelstandes"; indessen machen auch die antisemitischen Beamten lieber einen Detaillisten tot, als daß sie für ein Pfund Zucker zwei Pfennige mehr bezahlten.

Um noch ein drastisches Beispiel von der Zartheit und Vornehmheit antisemitischer Konkurrenz zu geben, will ich hier einen Ausschnitt aus einem zu Weihnachten 1893 in fast allen größeren Städten des Reiches verbreiteten Flugblatt geben. Hier wird nämlich die Person Jesu Christi in einem sog. „Weihnachtsmärchen" für urgermanische Reklamezwecke ausgebeutet und mit Hülfe von Religion und „Poesie" für den

großen Absatz gesorgt. Es ist oft sehr ersprießlich, besonders frappante Dokumente des politischen Lebens der Vergessenheit zu entreißen und als ein dauerndes Merkzeichen festzulegen. Es sei daher eine Stelle aus jener „Dichtung" hier mitgeteilt:

„Da sah er (nämlich Christus) mich mit ernsten Augen an. „Was mir selbst die Juden angethan, das habe ich ihnen vergeben, als ich sterbend am Kreuze hing und in Todesqual zum Vater geschrieen: „Herr, vergieb ihnen!" Aber was sie bis auf den heutigen Tag an meinen elenden Brüdern und Schwestern thun, dessen will ich eingedenk sein und es an ihnen heimsuchen! Weißt du nicht, wie viel Mühe und Thränen gequälter Menschenkinder an diesen bunten Dingen allen haften, damit sie der Jude spottbillig verkaufen und doch viel daran verdienen kann? — Komm und sieh!"

„Und ehe ich mich's versah, waren wir in einem schmalen Gäßlein, im dunkeln Hofe eines engen, schwarz verräucherten Hauses und sahen zum Fenster hinein in ein kleines Stüblein, wo eine Lampe einen trüben Schein gab. „Sieh," sagte der Heiland, „hier werden die billigen Weißzeugwaren gemacht, die der Jude in seinem glänzenden Laden verkauft!"

„Ich sah eine Frau in einem Bette liegend und mit mageren, vor Kälte blauen Fingern rastlos an einem Kinderkleidchen nähen, wie ich eines für meinen jüngsten blondlockigen Liebling bestimmt hatte. Todesbläße ruhte ihr auf Stirn und Wangen. Ich hörte, wie sie leise hustete. Bei der Lampe saß ein siebenjähriges Mädel, dick wie ein Knäuel in eine baumwollene Schärpe eingewickelt und säumte Taschentücher.

„Mütterle", hörte ich die Kleine sagen, „wenn ich fromm bin und bete auch fleißig und schaff mei' Sach — gelt, da kommt's liebe Christkindle auch zu uns?"

„Da sah ich, wie ein krampfhaftes Schluchzen die Brust der Kranken erschütterte. .... „Ja, bete, Kind, bete!" hörte ich sie sprechen; „aber vergiß das Schaffen nit! dann bekommst du ein warmes Süppchen zum heiligen Abend!"

„Ich blickte auf zum Heiland und sah, wie die Thränen über das Antlitz des Allerbarmers rannen."

Dieses Flugblatt zeigt all denen, die noch Augen im Kopfe haben, was davon zu halten ist, wenn antisemitische Tugendbolde sich über die freche, schmutzige, die dem Christen heiligsten Dinge profanierende Presse und Reklame der Juden beschweren. Diese Judenhetzer sind umgekehrte Jesuiten; sie benutzen den christlichen Heiland als heiliges Mittel zu Kassenzwecken und leiten den Erlös vom Erlöser her.

Es heißt dann, daß die Juden in geschlechtlicher Hinsicht begehrlicher und zuchtloser seien als wir „Germanen." Als das Prototyp „jüdischer Lüsternheit" und sexueller Schamlosigkeit wird mit besonderer Vorliebe Heinrich Heine hingestellt. Heine war, wie Leo Berg nicht übel bemerkt hat, der erste und größte Antiphilister; er hat den Philistern Hiebe versetzt, unter denen sie noch heute heulen und sich krümmen; er hat über die ältesten und miserabelsten Autoritäten das Gründlichste und Bitterste gesagt, was sich sagen läßt. Er war ganz ohne Zweifel der weitaus stärkste Anreger der liberalen Strömungen in seiner und der nach ihm kommenden Zeit, und das vergessen ihm die Anhänger der diversen autoritativen Prinzipien nicht. Aus dem angeführten Grunde ist Heine und wird er noch lange bleiben der bestgehaßte deutsche Dichter und Publizist. So erklärt sich die bei seinen Feinden übliche, sonst garnicht zu begreifende, tragikomische Geringschätzung dieses Dichters, dessen eminente Genialität selbst von seinen Freunden in der Regel nicht annähernd erfaßt wird. Dem Haß der Philister, Pharisäer und Mucker dient nun die sittliche Entrüstung über das wilde Genußleben Heines als ein höchst willkommenes Kriegsmittel. Die allerdümmsten

unter ihnen — und das sind viele — glauben sogar, daß Heine in den Versen:

„Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch,
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.“

ihnen recht gegeben und sich selbst gebrandmarkt habe. Es ist allerdings unbequem, zu kapieren, daß er sagen wollte: „Mein Großes, Reines, Heiliges habt ihr in eurem Stumpfsinn nicht begriffen; aber wenn ich mich einmal herabließ, so zu „schweinigeln“, wie ihr Familiensittenwächter es — freilich mit weniger Geist — beim Bier so gern thut: dann habt ihr sofort kapiert!“ Die furchtbare Sühne, die das Schicksal diesem Manne für seine Ausschweifungen auferlegte, macht die christlichen Seelen der gemütvollen „Germanen“ nicht stutzig. Vor diesem schweren, bittren Leiden, diesem sechsjährigen Sterben könnte wohl eigentlich das ungewaschenste Pharisäermaul verstummen, etwa in der frommen, moralischen Überzeugung, daß hier „Gottes Finger“ schon gerichtet habe. Aber die resp. Mäuler verstummen nicht, und das zeigt die Größe ihres Hasses. Wenn man den sittlichen Stöcker und seine zahlreichen Verwandten reden hört, sollte man meinen, Heine sei der Ur- und Erzlüderjahn aller Zeiten und Völker gewesen. Unglücklicherweise aber giebt es eine Geschichte, und diese erzählt uns, daß eine ganze Reihe von deutschen und nicht jüdischen Schriftstellern und Dichtern (von früheren und späteren, sowie von den fremden garnicht zu reden,) z. B. E. T. A. Hoffmann, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Friedrich v. Gentz 2c. 2c., fast ausschließlich höchst fromme und höchst konservative Männer, es mindestens so schlimm

getrieben haben wie Heine, dessen Eheleben jedenfalls erheblich mustergültiger war als das der meisten Genannten. Man erzählt wohl von jenen Männern, daß sie in Venere et Baccho nach Kräften excediert hätten, aber da es sich nicht um das verhaßte Genie, den großen Antiphilister und Juden Heine handelt, so unterbleibt das deutsch-sittige Moralgeheul. „Ja," wird man mir nun einwenden, „gethan haben deutsche Dichter und deutsche Nichtdichter wohl dasselbe wie Heine; aber sie haben es nicht geschrieben." Dem ist zunächst entgegenzuhalten, daß eine Reihe der berüchtigtsten, „anstößigsten" deutschen Bücher, wie solche von Wieland, Clauren, Fr. Schlegel, Heinse, A. v. Schaden, Langbein, Jul. v. Voß, Schilling, J. G. Scheffner, Thümmel, C. v. Lohenstein, Hofmannswaldau 2c. 2c., von einzelnen kleineren Dichtungen garnicht zu reden, von christlichen, z. Tl. sehr frommen, konservativen, hochbeamteten „Germanen" herrühren. Vielleicht wird ja noch einmal nachgewiesen, daß diese Schriftsteller, die zum größten Teil nicht aus ehrlichem, großgeistigem Cynismus, sondern aus raffinierter Spekulation auf die niedrigste Lüsternheit des „germanischen" Publikums solche Dinge schrieben, nach ihrer Abkunft eigentlich Juden waren; aber vielleicht wird dann auch festgestellt, daß Heine eigentlich von „germanischer" Abstammung war. Richtig ist an jener Gegenüberstellung nach meiner Ansicht, daß die Juden, entsprechend ihrem lebhafteren Temperament und darin wie in manchem andern an die Franzosen erinnernd, auch in der Äußerung sinnlicher Regungen im allgemeinen lebhafter und ungenierter sind. Auch der gebildete Jude behandelt sexuelle Dinge nicht selten nach dem Grundsatze „naturalia non sunt turpia"; der Cynismus liegt ihm näher als uns, und dergleichen verletzt uns bei ihm wie bei den Franzosen. Sie haben

eben, wie alle Menschen, die Fehler ihrer Tugenden; die Kehrseite ihrer Lebhaftigkeit und Offenheit ist eine gewisse zeitweilige Frivolität, wie die Kehrseite unserer größeren Dezenz eine ebenso gewisse Prüderie und Heuchelei ist. Ein hübsches Beispiel von antisemitischer Objektivität produzierte ein mir bekannter Judenhasser, der als Beleg dafür, daß die Juden „den Anstand nicht wahrten", ein von einem Juden und einem Christen gemeinsam redigiertes Blatt anführte, welches „unsittliche" Verse von — Detlev v. Liliencron veröffentlicht habe. Hier stand zwei christlichen Sündern ein jüdischer gegenüber (der möglicherweise die Verse garnicht gelesen hatte); aber natürlich wurde nur der Jude verbrannt. Auf die bekannten und zutreffenden Einwände, daß die Juden ein vortreffliches Familienleben führen und Prostitution und uneheliche Geburten bei ihnen ganz außerordentlich selten sind, will ich hier nicht näher eingehen; ich will nur bemerken, daß auch meine Erfahrungen diese Thatsachen bestätigen. Und ferner will ich bemerken, daß auch die brünstigsten Antisemiten aus meiner Bekanntschaft sich durch diese Naturanlage natürlich nicht abhalten lassen, auf die „jüdische Lüsternheit" zu schimpfen.

Ich möchte jetzt noch ein Wort über die antisemitische Agitation sagen. Wer das politische Leben kennt, der verzeiht ja manche agitatorische Ausschreitung, oder er begreift sie wenigstens. Man sagt sich ja auch, daß jede neue oppositionelle Partei, besonders wenn sie streng radikal ist, zunächst eine Periode besonderer jugendlicher Heftigkeit, eine Zeit erbitterten Sturms und Drangs durchzumachen hat. Ich bin in der Beurteilung solcher Excesse gegen Gesinnungsgenossen niemals milder gewesen als gegen Andersdenkende; ich habe mich über unlautere Praktiken politischer Freunde manchesmal geärgert und nicht selten auch mich über

ein vornehmes Verhalten von Gegnern gefreut. Antisemiten gegenüber bin ich in diese glückliche Lage nie gekommen. Da diese Partei am letzten Ende nicht gegen Ideen und Gesinnungen kämpft, sondern gegen Menschen hetzt, so daß der Zufall der Geburt für ihre Sympathieen oder Antipathieen entscheidend ist, so liegt es in der Natur der Sache, daß sie niemals in die reineren Höhen des intellektuellen Kampfes sich erheben kann, sondern in den Niederungen der persönlichen Gehässigkeit stecken bleiben muß. Wenn die antisemitische Agitation sich darauf beschränkte, wirkliche oder vermeintliche statistische Beweise und allenfalls hervorragende und nach ihrer Meinung charakteristische Beispiele von Judenschlechtigkeit anzuführen, so könnte man ihr das von ihrem Standpunkte aus nicht verübeln. In Wahrheit kommt kein jüdischer Kontravenient gegen irgend eine Polizeiverordnung in antisemitischen Blättern davon, ohne daß er als „Jude" deklariert würde, ja, es bedarf nicht einmal eines Vergehens; es genügt, daß ein Israelit Aufsehen oder Mißfallen erregt habe, sei es auch nur das Mißfallen solcher Dummköpfe, die nicht begreifen, wie nur der liebe Gott Menschen mit schwarzen Haaren schaffen konnte. Die agitatorische Kraft antisemitischer Blätter und Reden hängt von der Häufigkeit ab, mit der darin das Wort „Jude" verächtlich ausgesprochen wird. Ich habe schon gezeigt, welch eine niederträchtige Fälschung des öffentlichen Urteils darin liegt, wenn auf eine gewisse, leicht kenntliche Gruppe von Menschen immer wieder mit dem Finger gezeigt wird. Dies macht eben eine Agitation zur Hetze. Nicht nur die Antisemiten, sondern auch indifferente Leute haben infolge jenes vordem erwähnten traditionellen, latenten Antisemitismus für die Unlauterkeit jenes Verfahrens das Gefühl verloren. Leute, die nicht daran denken, die Gleichberechtigung

der Juden beschränken zu wollen, ja, die nichts dagegen hätten, diese Gleichberechtigung auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens, z. B. auf das Militär, ausgedehnt zu sehen, vergessen bei keinem Vergehen oder Verbrechen eines Juden die Angabe der Rasse oder Religion. Ich habe es mir zur Regel gemacht, solchen Personen gegenüber eine Zeit hindurch bei jeder Erwähnung nichtjüdischer Schandthaten, namentlich bei gewissen sauberen Geschäftspraktiken mit höflich-schonendem Hinweis zu bemerken: „Kein Jude." Die Wirkung war meistens eine überraschend gute; man sah mich erst etwas verdutzt an; aber man erkannte, daß man sich gedankenlos einer bedeutungsschweren Unart hingegeben hatte. Natürlich geben die Antisemiten nicht zu, daß sie hetzten, wenn sie auch stellenweise den Pöbel schon zu den rohesten Excessen gebracht haben. Aber selten äußert sich die freche Unschuld der Hetzer so komisch wie in einem mir s. Z. zugegangenen Prospekt eines bekannten antisemitischen Verlags. In diesem Prospekt wurden Bücher angepriesen, welche die Schädlichkeit der jüdischen Rasse streng wissenschaftlich, ohne Verhetzung darthäten. Die Randleisten des Prospekts boten zur Bekräftigung dessen in zahlreichen Medaillons die widerwärtigsten, abschreckendsten jüdischen Karikaturen, die sich denken lassen. Dergleichen ist allerdings für einen richtigen Antisemiten noch keine Verhetzung, und es wäre vielleicht eine lohnende, wenn auch kaum zn lösende Aufgabe, den Punkt ausfindig zu machen, wo bei einem richtigen Antisemiten der politische Anstand anfängt. In jeder Partei giebt es ja Fanatiker, die den einen Gegner an den Gedärmen des andern aufhängen möchten; aber selbst wenn sie in die Lage kommen, diesen edlen Vorsatz auszuführen, hassen sie und vernichten sie den Gegner doch nur als den Träger gewisser Anschauungen oder einer gewissen sozialen Macht, nur in sehr vereinzelten,

nicht in Betracht kommenden Fällen haben sie es auf den ganzen Menschen abgesehen. Selbst zwischen fanatischen Gegnern ist sonst noch ein menschliches Verhältnis, eine persönliche Annäherung denkbar; für den Antisemiten entscheidet das jüdische Aussehen oder der jüdische Name eines Menschen, um ihn au fond, ohne Einschränkung, ohne Bedenken, kurz: als Menschen zu hassen. Auch der wütendste Dynamitarde will nur Exempel statuieren, will allenfalls eine allgemeine Verwirrung und einen Zusammenbruch der bestehenden Gesellschaft herbeiführen; es kommt ihm nicht in den Sinn, alle Feinde morden zu wollen. Den fanatischen Antisemiten aber ist der (von mir wiederholt gehörte) Wunsch durchaus nicht unnatürlich, es möchten alle Juden auf Schiffe geladen und diese dann auf hoher See zum Sinken gebracht werden. Denn man muß sich gegenwärtig halten, daß ein solcher durchaus verallgemeinernder Haß ja nur denkbar ist bei großer Beschränktheit und Roheit. Solche Menschen haben auch kein Gefühl dafür, daß es eine gesellschaftliche Roheit ist, anderen Personen gegenüber die Juden in Bausch und Bogen zu verlästern. Ich habe wiederholt dergleichen Biedermänner darauf aufmerksam machen müssen, daß ich ein paar Juden zu meinen besten Freunden zählte und daß ich sehr ergebenst darum bitten müßte, mich nicht in meinen Freunden zu beschimpfen. Die Leute begriffen es offenbar nur schwer, daß man auch für einen jüdischen Freund eintreten könne. Und dieses Befremden war vielleicht nicht ganz unberechtigt; denn leider ist man auch in den „liberalen“ Kreisen von heute meistens zu feige, um dem stellenweise sehr populären Antisemitismus so entgegenzutreten, wie man es ohne Gefahr im stillen Herzen thut.

Die Erwägung, daß der eigentliche Antisemitismus nichts anderes ist, als eine pharisäische Menschenmäkelei

und Menschenhetze*), müßte den Maßstab für die agitatorische Behandlung dieser Partei hergeben. Die Thatsachen haben erwiesen, daß unter den Führern dieser Partei verhältnismäßig weit mehr unsaubere Subjekte sich befanden, als in der gesamten Judenschaft Deutschlands jemals, selbst mit antisemitischer Statistik, nachzuweisen wären. Sonst gilt es mit Recht als eine Pflicht des politischen Anstandes, unlautere Persönlichkeiten nicht der Partei, der sie zufällig angehören, an die Rockschöße zu hängen. Es fällt mir natürlich auch nicht ein, von jenen antisemitischen Hallunken aus ungerecht zu verallgemeinern; das Recht auf Irrtum resp. auf Dummheit ist unbeschränkt (die Meinung, daß die Polizei nur einen gewissen Grad von Dummheit erlaube, ist ganz unbegründet), und man kann sehr dumm, ja sogar sehr roh und dabei doch im Umkreis seiner moralischen Intelligenz durchaus ehrenhaft sein. Aber eine Partei, die geflissentlich und tendenziös alles Unehrenhafte nicht nur, sondern alles irgendwie Unvorteilhafte festnagelt, was sie in einer einzigen, ganz bestimmt abgegrenzten Menschenklasse findet oder zu finden meint, auf dieser einen Klasse unabläßig den harten Lichtschein eines Riesenreflektors verweilen läßt, ja, die nicht einmal abwartet, ob ein Mensch gut oder schlecht handle, sondern ihn von seiner Geburt an verfemt und verketzert, kurz, eine Partei,

---

*) Die Ansicht, daß die Juden in vieler Beziehung tadelnswert und besserungsbedürftig seien, betrachte ich natürlich nicht ohne weiteres als Antisemitismus. Man kann die Juden für weit schlechter als die eigene Rasse halten, man kann sie in ihren Fehlern heftig bekämrfen und doch dabei die Überzeugung hegen, daß nur eine volle Gleichberechtigung sie auf ein höheres Niveau erheben könne. Wo man die staatsbürgerlichen Rechte der Juden verkümmern oder ganz aufheben will, da ist eigentlicher Antisemitismus.

die den krassesten moralischen Pharisäismus einer bestimmten Menschenklasse gegenüber zum unerbittlichen System ausarbeitet: eine solche Partei fordert geradezu, daß man ihre Mitglieder auf ihre moralischen Qualitäten hin strengstens untersuche. Man ist dazu berechtigt schon um deswillen, weil es einen besonders hohen Grad von Verworfenheit bezeugt, wenn man sich mit einem höchst unreinen Gewissen an einer moralischen Hetze beteiligt. Vielleicht wäre es aus den angeführten Gründen nicht unangebracht, einmal eine Zeit hindurch, ohne hetzerisch zu übertreiben oder zu verallgemeinern, aber mit entsprechender Regelmäßigkeit und den nötigen Belegen die Erfahrungen zu veröffentlichen, die zuverlässige und unbefangene Nichtjuden an prononcierten Judenhassern gemacht haben, und diese Erfahrungen alsdann zu einem blanken und deutlich redenden Antisemitenspiegel zusammenzustellen.

II. Zur Charakteristik der Juden.

Wenn der Antisemitismus seine Berechtigung als ständige Partei erweisen will, muß er zunächst beweisen, daß die Juden als Volk nichts taugen, daß sie prinzipiell, daß sie in der Wurzel schlecht seien, daß die schlimmen Eigenschaften bei ihnen stets überwiegen würden. Denn in dem Sinne, daß wir uns gelegentlich gegen einen jüdischen Stammes- oder Erziehungsfehler wenden, ist jeder von uns „Antisemit“, sind die anständigen und gebildeten Juden es selber. Dergleichen ist natürlich logisch und moralisch so berechtigt, wie es berechtigt ist, wenn ein Jude deutsche Stammes- oder Erziehungsfehler bekämpft. Den Maßstab für die gegenseitige Abschätzung auf Tugenden und Fehler giebt weder das konfessionelle noch das nationale, sondern das moralische Ideal. Die Meinung aber zu

verbreiten, daß die Juden in Bausch und Bogen zu verdammen und zu bekämpfen seien, das kann dem Antisemitismus nur beim Pöbel gelingen, der zu einem blind verallgemeinernden Hasse stets bereit ist, weil bei einem solchen Hasse die ungefesselten tierischen Triebe ihre Nahrung finden. Dem gebildeteren Teile unseres Volkes — und die Gebildeten sind auf die Dauer doch immer mächtiger als der tierisch-unüberlegte Pöbel — muß immer zum mindesten das gegenwärtig bleiben, daß es eine beträchtliche Anzahl von braven Juden giebt, die das Dogma von der absoluten Schlechtigkeit des Judenvolkes unfehlbar durchbrechen. Auch ein antisemitisches Flugblatt der allerunflätigsten Sorte, das mir vorliegt und das ich gelegentlich noch näher beleuchten werde, meint, die alttestamentlichen Propheten, die den Juden oft so grimmig die Wahrheit gesagt hätten, seien vortreffliche Menschen gewesen; aus diesem Grunde müsse man schon annehmen, daß sie garkeine Juden gewesen seien. Das ist zwar Blödsinn; aber für die Kreuzzeitung und ihre Abonnenten ist es immerhin noch Wissenschaft. Die antisemitischen Hetzer fühlen ganz richtig heraus, daß sie nur dann Eindruck machen können, wenn sie an keinem Juden alter oder neuer Zeit eine vorwiegend gute Sinnesrichtung gelten lassen. Nur in den allgemein-kategorischen Urteilen ist das Heil, also macht man allgemein-kategorische Urteile.

Ganz besonders wirft man wohl den Juden einen niedrigen praktischen Materialismus vor, einen solchen namentlich, wie er sich in der Sehnsucht nach geprägtem Metall, nach blauen und grauen Scheinen bekundet. Natürlich ist das zunächst in dieser Allgemeinheit falsch. Ich habe allein schon in meinem jüdischen Bekanntenkreise zahlreiche Personen gefunden, die in wenig rentablen Stellungen und Berufen als Gelehrte, Künstler,

Schriftsteller, Lehrer, Beamte, Handwerker und kleine Kaufleute schlecht und recht sich ernährten und mit Zufriedenheit ihr bescheidenes Brot aßen, mit ebenso viel Zufriedenheit meine ich, als wir „Germanen“ ein bescheidenes Brot zu essen pflegen. Ja, ich habe oft beobachtet, daß Juden auch den redlichsten und bescheidensten Gewinn oder Erwerb ausschlugen, um nicht in den Ruf der Habgier zu kommen. Allerdings geschah das wohl unter dem Druck antisemitischer Zeitströmungen; aber gewinnsüchtige Menschen pflegen um ihr eigenes und um das Renommee ihres Volkes nicht so besorgt zu sein; wem die Habsucht so tief im Blute sitzt wie angeblich den Juden, der pflegt beim Anblick des Geldes alle Skrupel niederzuschlagen, heute so gut wie zu den Zeiten jenes römischen Kaisers, der das non olet sprach.

Ferner spricht gegen die angeblich allgemeine Habsucht der Juden ihre zweifellos große Wohlthätigkeit. Bekanntlich können die Juden sich wenden, wie sie wollen, ihren antisemitischen Mitmenschen machen sie's niemals recht, oder besser: sie machen es ihnen immer recht, d. h. sie geben ihnen immer den gewünschten Grund zur Schmähung. Geben die Juden nichts her, so sind sie hartherzig und geizig; geben sie aber, so thun sie es, um damit zu protzen und die öffentliche Meinung zu bestechen. Die Judenhasser erweisen sich auch hier wieder als schlechte Psychologen. Wer das Geld so recht von Herzen liebt, der hält es fest, und die öffentliche Meinung und das Protzen gelten ihm nicht halb so viel wie ein strammer Geldsack. Denn wenn es zum Klappen kommt, hilft ihm dieser Sack immer noch mehr als die kostspielige öffentliche Meinung. Gewiß giebt es Juden, die gern vor der Öffentlichkeit geben, wenn auch in den langen prachtvollen Listen von Wohlthätern, wie sie die Zei=

tungen allwöchentlich veröffentlichen, die Juden durchaus nicht stärker — wenigstens mit ihren Namen nicht stärker — vertreten sind als die „Germanen." Ach, wenn so manche „Germanen" nur etwas mehr „protzen", wenn sie nur etwas leichter sich vom Mammon trennen wollten: sie möchten es ja gern des Ruhmes wegen thun! Aber zehn Pfennige sind den meisten lieber als aller Ruhm dieser Welt. Gerade bei Juden habe ich oft beobachtet, daß sie ohne Geräusch und Aufhebens gaben, und nie habe ich gesehen, daß ein Jude einem Bittenden vorbeigegangen wäre, ohne ihn anständig zu beschenken. Dagegen habe ich zu meiner tiefsten Beschämung regelmäßig beobachtet, wie meine „germanischen" Hausnachbarn fast mit Einhelligkeit vor jedem Bittenden mit einer Energie die Thür zuschlugen, daß man hätte wünschen mögen, es schlüge sie sofort jemand mit gleicher Energie hinter die Ohren. Die sozial-ethische Einsicht, das Almosen könne unter Umständen schädlich wirken, war es nicht, was sie so fest machte; das merkte man an der Art, wie sie die Thür schlossen. Und ein Versuch zu individualisieren lag ihnen sehr fern. Auf zehn wohlthätige Juden kommen noch lange keine hundert wohlthätige „Germanen", das ist meine Erfahrung. Sicherlich ist das Elend nicht durch Wohlthätigkeit zu beseitigen, und ebenso gewiß hat das Almosen unter Umständen verderbliche Folgen. Aber schön bleibt es immer, wenn ein Mensch sich leicht von einem Geldstück zu Gunsten eines andern Menschen trennen kann und wenn er sich scheut, einen Elenden der Verzweiflung zu überlassen. „Ja", sagen die Antisemiten, „die Juden nehmen mit Scheffeln und geben mit Löffeln." Dem ist immer entgegenzuhalten, daß sich „Germanen" durchaus nicht scheuen, wenn es mit Scheffeln zu nehmen gilt, und daß es schon sehr erfreulich wäre, wenn sie ebenso oft mit Löffeln geben

wollten wie im allgemeinen die Juden. Wer auch immer giebt und warum er auch geben mag: er ist besser als der, der nicht giebt, und ich habe es gerade bei Juden am wenigsten gefunden, daß sie „nach des Mangels Ursach'" forschten, „um die Gabe nach dieser Ursach' filzig abzuwägen", oder daß sie ihre Barmherzigkeit nach den Gesinnungen des Bedürftigen regulierten, wie das bei rechtgläubigen Christen so beliebt ist. Auch war es eine jüdische Frau aus meinem Bekanntenkreise, die, als ihr gemeldet wurde, ein Bettler sei an der Thür, bemerkte: „Nicht ein Bettler, sondern ein Armer."

Vielleicht ist es auch geraten, sich, bevor man über den jüdischen Mammonismus eifert, zu vergegenwärtigen, daß eine gewisse Schwäche für das gelbe Metall zu den ziemlich allgemein verbreiteten menschlichen Schwächen gehört. „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles!" sagt Goethe, den die Judenhasser für sich reklamieren. „Geld regiert die Welt": soweit dies schlimme Wort wahr ist — und es ist sehr, sehr weit wahr — so weit wird es wohl auch nach Entfernung der Juden wahr bleiben. Sollte wirklich ein Mensch mit normal entwickelter Gehirnrinde glauben, daß nach Unschädlichmachung aller Juden Geld nicht mehr die Welt regieren würde? Sollten unter den Judenhassern nicht gar zu viele von jenen Leuten sein, die im Gedränge über fremde Ellbogen schreien, wenn die eigenen Ellbogen sie trotz ungeniertesten Gebrauches nicht schnell genug vorwärtsbrachten? „Fürs Gewesene giebt der Jude nichts", lautet ein altes Diktum, gegen das sich im allgemeinen nichts einwenden läßt. Indessen wüßte ich mich keines Falles zu entsinnen, in dem ein Antisemit sich dazu gedrängt hätte, für ein Paar gewesene Stiefeletten pekuniäre Aufwendungen zu machen.

Trotz all dieser Einwände soll nicht bestritten werden, daß gegenwärtig noch ein verhältnismäßig starkes Maß von Gewinnsucht unter Juden zu finden ist und daß sie — nach dem Eindruck, den ich aus der Zeitungslektüre gewonnen habe — zu den Eigentumsvergehen ein relativ starkes Kontingent stellen. Mir befreundete Juden haben öfters ihr schmerzliches Bedauern darüber ausgesprochen, daß in jüdischen Kreisen die Geldheiraten vor den Neigungsheiraten stark in den Vordergrund treten, und ich selbst habe gefunden, daß bei jüdischen Eheschließungen verhältnismäßig oft das Keller'sche Witzwort galt: „Der Zug des Schicksals ist des Herzens Stimme.*) Das Institut des „Schadchens"**) sollten die Juden im allgemeinen so energisch bekämpfen wie einer meiner jüdischen Bekannten, der dergleichen Biedermänner deutlich zur Thür hinauszukomplimentieren pflegt, und die Bestimmung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches, daß Forderungen solcher Vermittler, als gegen die guten Sitten verstoßend, nicht klagbar sind, ist mir sehr sympathisch. Die Convenienz- und Geldheiraten, die durchaus gleichbedeutend sind mit Prostitution, überwiegen wohl überhaupt die Neigungsheiraten — auch im Arbeiter-, Handwerker- und Beamtenstande heiratet die Frau oft in dem Manne nur den Ernährer — aber daß ein unbemittelter Mann einem unbemittelten Mädchen die Hand reicht, das kommt doch wohl bei den Juden verhältnismäßig seltener vor als bei uns. Auch das ist richtig, daß unbestimmte Einnahmen den Charakter gefährden, daß deshalb Handeltreibende der

*) Allerdings muß man auch in Betracht ziehen, daß die Diaspora und das religiöse Verbot der Mischehen die freie Liebeswahl erschweren. Auf dieses Verbot komme ich weiter unten zu sprechen.

**) Gewerbsmäßiger Heiratsvermittler.

Versuchung zur Unlauterkeit besonders ausgesetzt sind und daß die Juden, die besonders stark am Handel beteiligt sind, relativ viele Beispiele von unlauterer Geschäftspraxis liefern. In manchen Fällen freilich ist diese Unlauterkeit in Wahrheit nur Gewandtheit, Findigkeit und Fähigkeit, sich veränderten Verhältnissen schnell zu akkommodieren. Der Jude ist nämlich, wenn es nicht sein Ritualgesetz betrifft, der Fortschrittsmann kat' exochen; wenn es auf irgend einem Gebiete eine Neuerung giebt, so ist in der Regel der Jude der erste, der sie acceptiert und sich ganz zu nutze macht. Natürlich erwischt er dabei zuweilen auch schlechte Neuerungen. Aber ich möchte etwas darauf verwetten, daß unter den ersten Geschäftsleuten, die sich ein Telephon zulegten, die Juden die große Mehrheit bildeten, und wenn man erst einmal Waren per Luftschiff versenden kann, wird es wieder so sein. Das mag ja zuweilen bei uns, die wir konservativer sind, einen begreiflichen Neid erregen; aber den Juden kann man trotzdem keinen moralischen Vorwurf daraus machen. Unsere Aufgabe ist es, nicht vor Neid zu schmähen und zu hetzen, sondern von unserer Trägheit zu lassen und neue Erfindungen und Einrichtungen ebenso schnell und ebenso klug auszunutzen wie die Juden. Wenn die Juden, durch Übung, Tradition, ja Vererbung auf allen Gebieten des Handels und Verkehrs, zum Teil auch auf dem der Industrie, mit allen Wiegen gewiegt, sich jeden Vorteil, den Kapital, Massenfabrikation, Eisenbahn, Telegraphie rc. rc. bieten, zu nutze machen und durch niedrige Preise ihre Konkurrenten besiegen, so mag man die Entwickelung des wirtschaftlichen Lebens beklagen, mag man das Los des kleinen Produzenten oder Händlers tragisch finden; aber man kann doch nicht dem Juden als Pflicht auferlegen, daß er mit dem Kleinproduzenten kollegial-

konservativ zu Grunde gehe. Gewöhnlich acceptieren wir bald nachher dieselbe Praxis, mit der die Juden, nicht immer, aber oft vorangegangen; daß sie die Ersten waren, ist aber keine Unlauterkeit. „Die Bedeutung, welche der innige Zusammenhang der Juden für den deutschen Handel in einer Zeit hatte, wo schlechte Wege, schlechte Zölle und eine sehr unwissende Gesetzgebung dem Verkehr die größten Schranken auflegten, ist noch lange nicht zur Genüge gewürdigt..... lange bevor die Briefpost und Warenspediton ein großes Netz über die Landkreise gezogen hatten, bestanden ihre stillen Verbindungen für Brief- und Warentransporte. Arme Schacherer und fahrende Bettler liefen als treue Agenten zwischen Amsterdam und Frankfurt, Prag und Warschau hin und her. In gefährlichster Zeit, durch Heere und polizeiliche Verbote schlich der wehrlose Jude geschäftig aus einem deutschen Gebiete in das andere."*) Wie damals, so ist der Jude noch heute der gewandteste und wagemutigste Pionier des praktischen Fortschritts.

Zugegeben aber — um zu unserm führenden Gedanken zurückzukehren — zugegeben, daß allem Anscheine nach die Juden im Gelderwerb noch etwas eifriger und noch etwas skrupelloser sein können als im allgemeinen andere Menschen es sind: giebt es zwischen Himmel und Erde eine begreiflichere Sache als diese? Antisemitische Spaßvögel behaupten mit der ihnen eigentümlichen Logik und historischen Genauigkeit erstens, daß die Juden garnicht verfolgt und bedrückt worden seien, und zweitens, wenn sie dennoch verfolgt und bedrückt worden seien, dies als eine Folge ihrer Schlechtigkeit, nicht aber diese als eine Folge der Unterdrückung anzusehen sei. Was zunächst die letztere Behauptung

*) Gustav Freytag, Bilder a. d. deutsch. Vergght. 3. Bd.

anlangt, so wird es sich schwerlich nachweisen lassen, wer angefangen hat, die zerstreuten Juden oder die Völker, die sie beherbergten. Und selbst wenn sich das Datum feststellen ließe, an dem zum ersten Male ein Jude aus purer Bosheit einen Germanen betrogen hätte — was will das nach 1000 und mehr Jahren noch besagen? Nach so langer Zeit gilt immer, was Dietrich von Bern in Hebbels Nibelungen sagt:

> Hier hat sich Schuld in Schuld zu fest verbissen,
> Als daß man noch zu einem sagen könnte:
> „Tritt du zurück!“ Sie stehen gleich im Recht.

Für mich gilt es allerdings als ausgemacht, daß eine geringe Zahl schutzbedürftiger Gäste mit ihren an Zahl und Macht unendlich überlegenen Wirten ebenso wenig Streit anfangen, wie das Karnickel mit dem Pudel angefangen hat.

Aber die Bedrückungen der Juden sind ja, wie mir einmal ein Hamburger Antisemit und Rechtsanwalt einreden wollte, „garnicht so schlimm gewesen“; andere sind der Überzeugung, daß dergleichen Unliebenswürdigkeiten überhaupt nicht vorgekommen seien. O Himmel, wie muß das moralische Zartgefühl solcher Leute beschaffen sein! Sie können es täglich beobachten, wie noch heute der Jude beständiger Qual und Peinigung ausgesetzt ist; aber durch ihre Rinderhaut dringt nichts hindurch, und aus dieser Haut heraus können sie auch nicht, nicht einmal mit ihrer Phantasie! Wenn sie sich doch einmal vorstellen wollten, wie einem Juden von heute zumute sein muß, wenn er des Hasses, der Bosheit und Niedertracht gedenkt, die sich wieder einmal gegen ihn und sein ganzes Volk heranwälzen, von autoritativen Persönlichkeiten stillschweigend-feige genährt und ver-

mehrt! Kann heutigen Tags noch ein Jude einen Fremden anreden, ohne eine Brutalität oder zum mindesten eine kränkende Nichtachtung befürchten zu müssen? Frage dich, Antisemit: was würdest du fühlen, wenn du auf Schritt und Tritt dem Haß und der Verachtung ausgesetzt wärst, wenn du im Haus und auf der Straße, im Theater und im Wirtshaus, auf dem Schiff und in der Eisenbahn gewärtigen müßtest, daß man durch Mienen und Geberden, durch scheinbar zu anderen Personen oder in die Luft, an deinem Ohr vorbei gesprochene Roheiten dich kränkte? Du, der du wahrscheinlich die Juden haßt, weil du sie nicht kennst, der du schon haßt, wenn teuflische Hetzworte dir das Blut erregen, du, dessen bin ich gewiß, du würdest als Jude nur ein Gefühl kennen: den Haß, du würdest nur einen Wunsch haben: den nach Rache. Und, unter uns gesagt, ich würd' es dir nicht verdenken.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts mußten die Juden in Frankfurt in einer einzigen, elenden, schmalen und übervölkerten Gasse wohnen; mit Anbruch des Abends wurden sie in dieses Ghetto eingeschlossen. Das Trottoir durften sie nirgends betreten; sie mußten auf dem Fahrweg bleiben. Wer ihnen zurief: „Mach Mores, Jud!", vor dem mußten sie tief den Hut ziehen. Nur 14 Paare durften in einem Jahre heiraten. Bei öffentlichen Belustigungen durften Juden nicht zugegen sein; sie wurden alsdann in ihrer Gasse eingeschlossen. Ebenso durften sie sich nicht auf freien Plätzen sehen lassen; die meisten Gasthöfe waren ihnen verboten. Als Regel galt: Wo grüner Platz ist, da soll kein Jude sein. Sonntags wurde die Judengasse schon um 4 Uhr nachmittags gesperrt. Im Dezember 1811 erhielten die Frankfurter Juden, weil Napoleon die Ablösung aller Lasten befahl, für 440000 Gulden das volle Bürgerrecht. 1813 nahmen es ihnen die Alliierten

wieder, natürlich ohne einen Heller des Geldes zurückzuzahlen.

Ich führe diese Roheiten nur an als eine winzige Probe aus möglichst naher Zeit. Ich spreche hier nicht von Judenverfolgungen, deren man allein im mittelalterlichen Deutschland bei oberflächlicher Zählung weit über fünfzig findet; ich spreche nicht von dem famosen blutdürstigen Glaubenseifer der Kreuzfahrer, die besonders gern an den Juden ihre Bestialität austobten*) und nicht von der Zeit nach den Kreuzzügen, von der es bei Gustav Freytag heißt: „Seit den Kreuzzügen trachtete die sinkende Kirche und die Habgier des Stadtpöbels diesen Finanzleuten des Mittelalters nach Gold, Glauben und Leben. Was noch heut als Sage unter den Einfältigen umherläuft, wurde schon damals gegen sie vorgebracht. Sie sollten die Brunnen vergiften und die Pest herbeiführen, sie sollten Christenkinder morden und ihr Blut am Passahfest gebrauchen, ihr Herz genießen; sie sollten geweihte Hostien mit Ruten peitschen u. s. w. Fast periodisch sind die Verfolgungen, Plünderung der Häuser und massenhaftes Hinschlachten. Durch Waffen, Qualen, Gefängnis wurde ihnen das Christentum aufgedrängt, in der Regel vergebens.... So ging es durch das ganze Mittelalter, auch noch im 16. Jahrhundert suchten die Landesherren leere Kassen aus dem Beutel der Juden zu füllen, noch immer stürmte der Pöbel ihre Häuser, so 1614 in dem wilden Judenaufstand zu Frankfurt am Main." Wie gesagt: ich lasse mich auf all das nicht näher ein; denn das ist ja tausendmal gesprochen und geschrieben worden; jeder Gebildete weiß es und beherzigt es. Ich will ja hier aus den Beobachtungen und Gefühlen der Gegenwart heraus

*) Vielleicht findet Herr Dr. Bosse, daß die Juden aus diesem Grunde nicht die Geschichte der Kreuzzüge lehren dürften.

schreiben und habe schon gezeigt, daß die seelische Judenpeinigung noch in vollster Blüte steht. Ich gelte nirgends für einen rachsüchtigen Menschen, ich vergesse sogar gegen mich begangene Infamieen schneller als gut ist; aber die Versicherung kann ich den stillschweigenden Begünstigern des Judenhasses — von den Antisemiten ganz abgesehen — geben: wäre ich ein Jude, so dürften sie freundliche Gesinnungen bei mir nicht voraussetzen. Als der kleine Löb Baruch eines Tages von zwei Bettlern, einem jüdischen und einem christlichen, angesprochen wurde und darauf dem letzteren all sein Taschengeld gab, wurde er von seinem ihn begleitenden Lehrer gefragt, warum er nicht seinen Stammesgenossen bevorzuge. Der Kleine antwortete, daß man ja glühende Kohlen auf dem Haupte seiner Feinde sammeln solle, und der Lehrer verwies ihm darauf die Anschauung, daß die Juden in den Christen ihre Feinde zu erblicken hätten. Das war gewiß schön; aber wenn ein jüdischer Knabe aus jener Frankfurter Zeit den Peinigern seines Volkes unversöhnlichen Haß und ewige Rache geschworen hätte, so wäre dieser Schwur mir mindestens so begreiflich gewesen wie der, den der 9jährige Hannibal am Altare der Diana leistete. Aber die Juden haben freilich zu dulden und zu resignieren gelernt. Ich gestehe, daß mir die Haltung der Juden auch ihren gegenwärtigen Feinden gegenüber die uneingeschränkteste Bewunderung abnötigt, und wage zu behaupten, daß vielleicht kein anderes Volk eine gleich große Vorurteilslosigkeit und Gerechtigkeit in der Beurteilung seiner Gegner beobachten würde. Ich habe stets gefunden, daß die Juden zugänglich blieben auch für die strengste Beurteilung ihrer Schwächen, und das will in einer Zeit der schonungslosesten Verhetzung gewiß etwas sagen. Auch heute gilt im allgemeinen noch, was Gustav Freytag

von den Juden sagt: „Kein streitbares Volk hat heldenmütiger roher Gewalt widerstanden als diese Waffenlosen.“ Zu beanstanden bleibt vielleicht das Wort „Waffenlose.“ Sie hatten eine Waffe — freilich nicht alle; es gab damals so gut wie jetzt manche nicht wohlhabende Juden — aber als Allgemeinheit hatten sie doch eine Waffe: das Geld. Und daß sie diese Waffe schmiedeten und sie brauchten, das kann nur ein Dummkopf ihnen verdenken. Wenn sie bei Anfertigung und Gebrauch dieser Waffe auch zu unlauteren Mitteln griffen, so ist das niemals schön; aber es ist das Begreiflichste vom Begreiflichen. Im ritterlichen Kampfe kann ich ja vornehme Waffen wählen; aber wenn ein rüder, tollwütiger Geselle mich überfällt, so bohre ich ihm auch unversehens mein Messer in den Leib.

Der Macht bedürfen wir alle, teils in unserm eigenen, teils, wenn wir wahre Menschen sind, im Interesse unserer Mitmenschen. Eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Machtmittel, ist das Geld. Fast zu jedem größeren Unternehmen bedürfen wir seiner. Und die sollten auf dieses Machtmittel verzichten, die kein anderes hatten und für die sich heute schon wieder die Verhältnisse so ungünstig zu gestalten anfangen, daß sie wieder in allererster Linie auf dieses Mittel angewiesen sind? Warum sie sich nicht mit Begeisterung auf Handwerk und Lohnarbeit stürzen, das dürfte dem Leser nach meinem ersten Artikel schon klar sein. Außerdem: unterschätzen die Verfechter „geheiligter Autoritäten und Traditionen“ so sehr die Tradition bei den Juden? Tausend Jahre lang haben sie unter uns gehandelt, und nun, nach ein paar Dezennien der gesetzlichen Gleichberechtigung sollen sie sich schon des Handelsgeistes entwöhnt haben? In 4—5 Jahrzehnten sollen sie die Entwickelung eines Jahrtausends null und nichtig machen? Und ist denn

ein Kaufmann und ein Rechtsanwalt so ohne weiteres und auf jeden Fall als ein Schmarotzer am Gesellschaftskörper aufzufassen? Werden die antisemitischen Rittergutsbesitzer, Fabrikanten, Kaufleute, Beamten ꝛc., die ja auch nicht selbst materielle Güter produzieren, sich mit entsprechender Bereitwilligkeit als Schmarotzer deklarieren?

Daß Knechtschaft und Verfolgung in schwachen Individuen alle Arten schleichender Laster erzeugen, dafür haben unsere konservativ-antisemitischen Reaktionäre, die gedankenloser Weise an den romantischen Unsinn des mustergültigen Mittelalters glauben, natürlich kein Verständnis. Diese Laster aber werden, wie meine Beobachtung mich lehrt, von niemand energischer verurteilt und bekämpft als von den besseren Juden selbst. Die besten Kenner der jüdischen Fehler und Gebrechen sind überhaupt die Juden. Es gab keinen erbitterteren Feind jüdischen Schachergeistes als Ludwig Börne, und als er einmal in einer Schrift die Schwächen seiner Stammesgenossen geißelte, da geschah dies in so kräftiger Weise, daß sein entsetzter Vater schleunigst die ganze Auflage der Schrift vernichten ließ. Auch diese Handlung des Vaters ist verständlich; denn ein gehetztes Volk hat nicht gerade Ursache, seinen unedlen Feinden noch Waffen zu liefern, und wenn die Juden zuweilen ihr Solidaritätsgefühl darin bekunden, daß sie einen räudigen Stammesgenossen nicht schonungslos den Herren Ahlwardt, Liebermann und Genossen ausliefern, so kann ihnen das wiederum kein Vernünftiger verargen, wofern sie nur nicht jüdische Verbrecher begünstigen. Unter sich richten sie einen Schubjak mit aller wünschenswerten Strenge, dessen kann man sich versichert halten, und im allgemeinen scheuen selbst diejenigen Juden die schärfste kritische Wahrheit nicht, die von einer hochgradigen Stammeseitelkeit besessen sind.

Wer kein Verständnis dafür hat, was tausendjährige Tradition und Gewöhnung vermögen, wer nicht weiß, welch ein starker Kulturfaktor eine tausendjährige Erziehung ist, ferner: wer noch nicht begriffen hat, was für Wirkungen Verfolgung zu zeitigen pflegt: der betrachte sich gründlich die jüdische Solidarität, besonders das jüdische Familienleben, dann wird ihm ein Licht aufgehen. Dergleichen giebt es einfach bei uns nicht, ich will gleich hinzufügen: kann es und braucht es bei uns nicht zu geben; denn auch da, wo wir nicht Heimatsrechte genießen, werden wir nicht verfolgt. Wenn ein Jude eine Tagesreise unternimmt, so geleiten ihn Freunde oder Verwandte zum Bahnhof und suchen ihm bis zuletzt Aufmerksamkeiten zu erweisen, und er kehrt nicht zurück, ohne daß er mit Aufmerksamkeiten empfangen wird. Er ist keine zwei Tage unterwegs, ohne mit den Seinen durch Post oder Telegraph Nachrichten über das beiderseitige Ergehen auszutauschen, und er betritt keinen Laden und keinen Markt, ohne entsprechenden Falls an ein Geschenk für die Seinen zu denken. Er hat nicht eine Stunde Aufenthalt auf der Durchreise, ohne — vielleicht mit den größten Opfern an Bequemlichkeit — einen Freund oder Verwandten zu besuchen, wenn dieser ihn nicht schon am Bahnhofe erwartet; er läßt schwerlich ein Jahr verstreichen, ohne entfernt lebende Verwandte zu sehen, und kein Geburtstag, kein Neujahrsfest verstreicht ohne seinen Glückwunsch. Daß ein Jude einen kranken Verwandten oder Bekannten nicht besuchte, ist ausgeschlossen, und er besucht ihn öfter, mit treuer Regelmäßigkeit, und sucht ihn, wie er kann, zu erfreuen. Wir sterben durch längere Trennung nicht selten unserem Vaterhause ab, wenn auch nicht unseren Eltern, so doch unseren Geschwistern; die Briefe werden seltener und seltener, und endlich stehen uns wohl Ge=

schwister weit ferner als unsere Freunde. Das giebt es bei einem Juden nicht. Sein Bruder bleibt ewig sein Bruder, und die Verbindung zwischen ihnen bleibt immer unterhalten. Uns erscheint diese gegenseitige Anhänglichkeit zuweilen übertrieben, und die unbegrenzte Pietät vieler Juden gegen ihre Eltern führt nicht selten zu thatsächlicher Tyrannei; jene Anhänglichkeit und Zärtlichkeit wäre auch übertrieben, wenn die Juden jemals ihres Menschenrechtes frei und ungestört sich erfreuten. Davon konnte früher überhaupt nicht und kann heute nur bis zu einem gewissen Grade die Rede sein; darum ist jener innige und feste Zusammenhang selbstverständlich und auch in seinen Übertreibungen dem unbefangenen Beobachter noch sympathisch.

Wo die 1000jährige Gewöhnung des Ghettos solch feste Tugenden erzielte, sollte sie da nicht auch Fehler und Gebrechen, wie körperliche Verbildung, Unsauberkeit, Furchtsamkeit, Kriecherei und dgl. mehr hervorbringen? Und sollten dergleichen Mängel in einem halben Jahrhundert gänzlich abgestreift werden können? Sie werden abgestreift; wer die Juden von heute kennt, d. h. die Juden, die in beständiger und inniger Berührung mit allem Kulturleben sich befinden, der weiß, daß sie eifrig und mit größtem Erfolge bestrebt sind, Fehler und Gebrechen der erwähnten Art abzulegen. Die fable convenue von der „jüdischen Feigheit" erklärt sich wohl dadurch, daß die Juden in Fällen leiblicher Gefahr sich zehn-, hundert-, ja tausendfacher Übermacht gegenüberfanden und dann mit vollem Rechte ein furchtsames Ausweichen einem unsinnigen, zwecklosen Widerstande vorzogen. Wenn ich vor einem herabrollenden Felsstück zur Seite springe, so zeige ich zwar Furcht, aber keine Feigheit. Das haben die Juden ja zur Genüge bewiesen, daß sie sich im Kriege so gut schlagen wie alle andern.

„Vom Kaiserrecht privilegiert, vor dem Landrecht hilflos, unentbehrlich und tief verhaßt, begehrt und verflucht, in täglicher Gefahr des Feuers, Raubes und Mordes, und wieder der stille Herr über Habe und Wohlfahrt von Hunderten, in unnatürlich abenteuerlicher Stellung und doch in durchaus nüchterner Thätigkeit, mitten unter dem dichtesten Schwarm der Christen und doch durch eherne Schranken von ihnen getrennt, lebten sie ein zwiefaches Leben. Allen Stolz edlen Blutes, großen Reichtums, hoher Talente, die volle Glut südlicher Empfindung, jede holde und jede dunkle Leidenschaft umschloß das Haus, die Familie, die Gemeinde; vor den Christen waren sie kalt, zäh, geduldig, furchtsam, kriechend und lauernd, gebeugt unter tausendjährigem Druck". So Freytag. Wen solchermaßen die erbarmungslose Welt von aller freien, sonnigen Öffentlichkeit fort ins Haus drängt, der findet dort eine letzte, aber nie versiegende Quelle heiteren Entzückens: seine Kinder. Seine Kinder sind, wenigstens in ihren frühen Jahren, noch ein neutrales Land; wie sie von der Welt noch nichts wissen, so kann er bei ihnen noch die Welt vergessen; ihr kleiner Leib ist noch eine friedliche, abgeschiedene Zelle. Und einem Menschen, dessen ganzes Glück die Familie ist, muß es doppelt schwer fallen, seinen Kindern gegenüber auch einmal die harte Seite hervorzukehren. Aus dem intensiven, vielleicht abnorm intensiven Familienleben der Juden erkläre ich es mir, daß sie verhältnismäßig oft ihre Kinder verziehen. Ich beziehe dieses „verziehen" nicht auf die großen und wesentlichen Dinge der moralischen Erziehung; in diesen leiten die Juden ihre Kinder wohl so ernstlich und eifrig an, wie andere Leute auch; aber im Punkte eines gefälligen, anspruchslosen, manierlichen, kindlichen Betragens lassen jüdische Kinder verhältnismäßig oft zu

wünschen übrig.*) Ich erkläre mir das durch eine übertriebene zärtliche Nachgiebigkeit und Laxheit in den kleineren Dingen der Erziehung und führe diese allzu weiche Behandlung der Kinder wiederum darauf zurück, daß das Haus und insonderheit die Kinder den Juden noch mehr sein mußten und vielleicht auch heute noch mehr sein müssen, als sie uns sind. Ich verstehe also diese Erscheinung; aber ich kann trotzdem nicht umhin, sie zu tadeln; ich gedenke überhaupt nicht den Argwohn aufkommen zu lassen, als wollte ich den Juden irgend eine ihrer Schwächen ohne Kritik hingehen lassen.

Man wirft den Juden auch vor, daß sie „frech" und „schnodderig" seien. Bei den vielen Juden, mit denen ich verkehrt habe, sind mir diese Eigenschaften selten begegnet; bei ungebildeten, schlecht erzogenen Juden kommen sie wohl relativ häufig vor, so daß man zugeben kann, Schnodderigkeit und Anmaßlichkeit seien bevorzugte Fehler ungebildeter Juden.

Ich rechne hier zu den Ungebildeten auch jene Leute, die sich einseitige Kenntnisse oder Fähigkeiten erworben haben, deren Zentrum aber nicht von ihrer „Bildung" berührt wurde und deren stärkstes Teil ihre Dreistigkeit blieb. Dergleichen Leute haben in Presse und Litteratur eine Art des Schrifttums aufgebracht, die ganz auf Schnodderigkeit basiert. Wenn auch keineswegs immer, so doch oft sind Juden von der geringeren Sorte hier die Anreger gewesen; „Germanen" sind ihnen freilich eifrig und in reichlicher Anzahl nachgefolgt. Man hat seit Jahren in gewissen Redaktionen und Schreibstuben einen Apparat, der all jenes unpraktische Handwerkszeug der Publizistik, wie Kenntnisse, Verstand,

---

*) Eine gewisse in der Rasse begründete Frühreife der jüdischen Kinder braucht der Erziehung durchaus kein Hindernis zu bereiten. Ich habe geistig frühreife jüdische Kinder beobachtet, die ein höchst liebenswürdiges Betragen zeigten.

Ueberzeugung ꝛc., in die Altertumsmuseen zu verdrängen geeignet ist, allwo es den Motten und dem Rost zum Fraße werden mag. Jener Apparat ist so billig, daß jeder Lump ihn erwerben kann, so lächerlich einfach, daß ein Zeitungsjunge ihn nach dem ersten Zusehen handhaben kann, so vielseitig, daß man von einer Walze Artikel jeglicher Art herunterhaspeln kann, und so dauerhaft, daß man ihn während eines ganzen Lebens nicht zu erneuern braucht. Sein Name aber ist Schnodderigkeit. Immer wachsender Verbreitung erfreut sich dieses köstliche Ding; auch in den Kehlkopf läßt es sich einführen und leistet alsdann dem Redner bei Angriffen und Verteidigungen, in Parlamenten, Versammlungen und Kongressen ganz unschätzbare Dienste.

Ich weiß nicht, ob unter meinen Lesern einzelne so naiv sind, daß sie die Methode der Schnodderigkeit noch nicht kennen. Erstes Erfordernis für ihre erfolgreiche Anwendung ist natürlich eine durchaus allgemeine Bildung, eine Bildung, die so allgemein ist, daß sie womöglich nur die höchsten Begriffe, z. B. „Etwas" und „Nichts" kennt. Sodann ist es von größtem Nutzen, wenn der Schnodderige bei Schrift und Rede geschickt zu schielen versteht. Soll er z. B. angeben, wo London liegt, und weiß er nur soviel, daß es irgendwo im Westen zu suchen ist, so blickt er mit dem rechten Auge nach Spanien, mit dem linken nach England und zeigt mit dem Finger nach Frankreich. Sagt dann jemand: „Aber es liegt doch in England!" dann kann der Schnodderige immer mit dem besten und frechsten Gewissen sagen: „Ich habe ja auch nach England gezeigt!" Das ist natürlich auf alle anderen Städte und Gegenstände ebenso gut anwendbar. Bei schriftlichen Schnodderigkeiten kann man im höchsten Notfalle auch den kleinen Meyer zu Rate ziehen. Doch ist hierbei größte Vorsicht geboten. Denn schon ein geringes Zuviel an Sachkennt-

nis macht unsicher, ungeschickt, benimmt dem Geiste seine Freiheit, und dem Gewissen seine Fröhlichkeit. Gerade aus den kleinsten Dateu lassen sich die größten Schnodderigkeiten machen. Wenn man sich z. B. nur gemerkt hat, daß Virchow häufig Reisen unternimmt, so kann man ihn schon den Handlungsreisenden für Medizin nennen. Nach Analogie kann man mit derselben Ruhe Bismarck als den Vereinsredner für alle vorkommenden Ausflüge, Napoleon den Ersten (nach einer unlängst kolportierten Anekdote) den Ohrfeigenempfänger, Schiller den faulen Appeljungen der deutschen Litteratur und Moses den feurigen Buschmann nennen. Eine innere Beziehung braucht nicht auffindbar zu sein; ein anklingendes Wort giebt reichlichen Anlaß zu den rätselhaftesten Abgeschmacktheiten, und die Frechheit des Schreibenden und die Verblüfftheit der geistgläubigen Leser: die machen den Witz aus.

Es ist ja gewiß kein Verbrechen, daß einer mal einen faulen Witz, ein gewagtes, kalauerndes Wortspiel macht. Das kann jedem passieren, der seinen Gegenstand nicht mit dozierender, pedantischer Trockenheit und Langweiligkeit behandelt, sondern ihn für seine Leser so reizvoll wie möglich anzurichten sucht. Aber ein ehrlicher Schriftsteller geht doch mit der ehrlichen Absicht an seinen Stoff, ihn von allen Seiten so gewissenhaft wie möglich zu betrachten und etwas über ihn zu sagen, was der Wahrheit so nahe kommt wie möglich. Er durchdenkt sein Thema bis in die Wurzeln hinein, und dabei fallen ihm dann, wenn er einen beweglichen Intellekt hat, schon von selbst die guten Witze und die schlagenden Bilder und Vergleiche ein. Ganz entgegengesetzt ist die Methode des soll- und mußwitzigen, des im Schweiße seines Angesichts „originellen“ litterarischen Gamins; seine Frivolität denkt nicht daran, an seiner Aufgabe ernstlich zu arbeiten;

seine erste und größte Sorge ist, sein Thema von allen möglichen und unmöglichen Seiten zu bewitzeln und zu begeistreicheln; wenn er dabei zufällig auf einen ehrlichen Gedanken kommt, so hat er vielleicht noch Wahrheitsgefühl genug, sich dessen zu freuen — vorausgesetzt, daß ihm der Fund nicht lästig wird — kommt aber bei seiner Seiltänzerei kein Fünkchen Positives heraus, so ist er sicher nicht philiströs genug, um sich darob zu grämen. Im allgemeinen tanzt er mit stilistischen Grimassen frech um die Wahrheit herum und spielt ihr „geistvoll" auf der Nase. Das Endergebnis aus der Lektüre solcher raffiniert anrangierten Schundware ist immer das Gefühl einer ungeheuren Öde; man hat sich durch gewaltsam aufstachelnde, unerhörte Reizmittelchen von Satz zu Satz verlocken lassen, um endlich wie nach einer der ähnlich, aber geschickter fabrizierten französischen Farcen vor einem baren Nichts zu stehen. In irgend welchem Belang gefördert hat sich wohl noch nie jemand gefühlt, der solche mit Barbiergewandtheit angerührten politischen Schaumblasenartikel gelesen; weder wird ihm am Schlusse irgend ein gedanklicher Gewinn fertig überliefert, noch wird er zum Selbstdenken redlich angeleitet, vielmehr beschränkt sich der Herr Haruspex darauf, dem ahnungslosen Leser ein Tuch vor die Augen zu binden und ihn danach einige dutzend Male im Kreis herumzudrehen. Die Kuh ist alsdann so blind, wie er sie braucht. Gesunde, solide, wirkungsfrohe Naturen weisen eine solche Nahrung natürlich bald genug mit Widerwillen zurück; die aber ausharren, sind die blasierte Impotenz und die sensationsdurstige Skandallust.

Wenn die Juden wüßten, daß ihnen vielleicht nichts so viele Antipathieen einträgt wie die mündliche oder schriftliche Schodderigkeit ungezogener Stammesgenossen, so würden sie diese vielleicht noch strammer

in Zucht nehmen, als sie es thun. Auch wenn einem Unrecht geschieht, hat man nicht immer Veranlassung, sein Recht in schroffer und rücksichtsloser Weise geltend zu machen. Den Gebildeten ziert auch bei höchster Energie eine freundliche Rücksicht auf menschliche Schwäche.

Übrigens gilt auch hier, was schon einmal betont wurde, nämlich, daß die Juden wie alle Menschen die Fehler ihrer Tugenden und die Tugenden ihrer Fehler haben. Sie sind von jeher in der Position des Kampfes gewesen, sind von jeher gezwungen gewesen, sich klug und energisch zu wehren, wo die Abwehr irgend welchen Erfolg versprach. Aus diesen Gründen wie auch aus Gründen ihrer in vieler Beziehung demokratischen Religion, vielleicht außerdem noch aus psychologischer Anlage haben sie weit weniger Menschen- und Autoritätenfurcht als wir. Wenn mich zuweilen die Schnodderigkeit eines ungezogenen Juden zurückgestoßen hat, so hat mich weit öfter die schnell gefaßte Unerschrockenheit und Unverblüfftheit, mit der ein Jude anmaßliche Zumutungen zurückwies, herzlich erfreut, und ich habe meinen Volksgenossen, die nur zu leicht vor einem blankbeknopften Büttel oder einem betreßten Lakaien die zaghafteste Devotion entwickeln, von ganzer Seele ein tüchtiges Stück von dieser Unverblüfftheit gewünscht. Als Lassalle einmal im Untersuchungsgefängnis saß, forderte er den Untersuchungsrichter oder den Gefängnisdirektor energisch auf, den Hut abzunehmen, wenn er zu ihm hereinträte. Das dürfte schwerlich ein „Germane“ fertig bringen, und das ist jammerschade. Ein Jude führt Beschwerde, wenn er 6 Stunden in einem ungeheizten Eisenbahnwagen hat fahren müssen, und er thut recht daran; der „Germane“ trägt stillschweigend einen Katarrh und einen Rheumatismus nach dem andern nach Hause.

Wenn unzureichend kultivierte Juden sich in der

Geltendmachung ihrer Rechte zuweilen übernehmen und reichlich anspruchsvoll auftreten, so muß man billiger Weise auch bedenken, daß ihre Freiheit noch jung ist. Junge Freiheit berauscht so stark wie junger Wein. Ein gerechter Beurteiler sollte es verstehen, daß ein Volk, welches einen tausendjährigen Druck ertragen mußte, während der ersten Jahrzehnte der Gleichberechtigung in seinen weniger edlen Elementen so etwas wie Parvenutum zeigen kann. Stellt einer Menschenschaar, die zwei Tage gehungert hat, einen vollbesetzten Tisch vor — ich zweifle, daß alle mit Haltung und Würde speisen würden. Und nun stellt euch einen tausendjährigen Hunger nach Gerechtigkeit vor! — Weist wirkliche jüdische Anmaßung so energisch zurück wie ihr wollt; aber laßt die Juden im vollen Genuß ihrer ganzen Menschlichkeit zur Ruhe kommen, und ihr werdet sehen, daß sie auch in ihrer Allgemeinheit mit Anstand und Würde ihre Menschenrechte genießen.

Aber was wird nicht alles den Juden als Anmaßung angerechnet! Daß zu den kompleten Menschenrechten auch das Recht der Kritik an allen menschlichen Ideen und Institutionen gehört, das giebt, wer nicht ein starrer Verfechter des Autoritätsprinzips ist, theoretisch ohne weiteres zu; in der Praxis aber räumt man es den Juden gewöhnlich nur dann ein, wenn ihre Kritik günstig ausfällt. Ich habe es recht oft beobachtet, daß Leute, die sich für liberal und vorurteilsfrei hielten und die Juden zum gleichberechtigten Mitessen an der großen Staatstafel einluden, recht ungehalten wurden, wenn nun die Juden auch nach der Fleischschüssel langten, statt sich auf die Kartoffelschüssel zu beschränken. Ich zähle es zu meinen unverlierbaren Rechten, an dem jüdischen Volk und an seiner Religion*)

*) Es ist bewußte oder unbewußte Täuschung, wenn man von antisemitischer Seite sagt: „Wir bekämpfen nicht die Religion

uneingeschränkte Kritik zu üben. Aber ebenso selbstverständlich ist doch das Recht der Juden zu einer gleichen Kritik an meinem Volksstamm und seiner Religion. In der That unterzieht man denn auch die Juden und ihre Religion einer durchaus ungenierten Beurteilung; aber wehe dem „frechen“ Juden, der sich ein gleiches gegen Arier und Christen herausnimmt! Warum soll ein Jude nicht Kritik am Christentum üben dürfen? Warum soll er nicht an solchen heiligen Dingen wie dem Zedlitz'schen Volksschulgesetz etwas auszusetzen finden? Die Wut der Reaktionäre über die liberale und sozialdemokratische Kritik dieses agrarischen Schulgesetzes war ja begreiflich; aber sie sollte nicht zu falschen logischen Konsequenzen führen. Der ganze Sturm gegen dieses Gesetz sollte von der „jüdischen Presse“ gekommen sein. Selbst wenn dem so gewesen wäre: bei den Urteilen kommt es nicht darauf an, daß sie von Juden oder Christen kommen, sondern darauf, daß sie richtig sind. Man überzeuge sich durch einen beliebigen Leitfaden der Logik. Man legt dem Juden alle Pflichten des Staatsbürgers auf; man verlangt mit Recht, daß er sich als Deutscher fühle; aber man möchte bersten vor Entrüstung darüber, daß Heine und Börne den deutschen Michel ob seiner gröbsten Thorheiten und Schwächen mit höchst berechtigtem Spotte geißelten. Mochten sie darin wirklich einmal übertreiben; im Grunde war ihr Zorn nichts anderes als gekränkte Liebe, und für den Seelenkenner ist es über allem Zweifel erhaben, daß die beiden tiefer

der Juden“, und wenn man erklärt, die orthodoxen Juden seien einem viel sympathischer als die liberalen. Denn was die Antisemiten am meisten ärgert: die Separation der Juden, ihr Sträuben gegen ein schnelles und gründliches Aufgehen in den arischen Völkerstämmen: gerade das ist religiöses Gebot, und gerade das wird von den orthodoxen Juden am strengsten aufrecht erhalten.

und ehrlicher ihr Vaterland liebten als 99 Prozent der Nationalisten und entrüsteten Chauvinisten von heute. Daß man in dieser Hinsicht anders denken kann als der übliche patriotische Rodomonte unserer Tage, das beweist die Begeisterung, mit der die deutschen Studenten auf dem Hambacher Feste gerade Börne vor allen andern feierten. Diese begeisterten jungen Männer, die dem großherzigen Frankfurter Juden Serenaden brachten, hätten es nicht geglaubt, wenn man ihnen gesagt hätte, es würden vielleicht einmal Zeiten kommen, da deutsche Studenten gegen solcherlei Männer ein chauvinistisches Gebrüll erheben würden. Wer aus der Geschichte weiß, wie sehr die reichsfeindliche Wiener Reaktion bemüht war, den ausgezeichneten, wegen seiner Redlichkeit und seiner Talente selbst von seinen damaligen Feinden geachteten Publicisten an sich zu locken, und mit welcher Festigkeit Börne den Zureden seiner ängstlichen, „praktischer" denkenden Angehörigen gegenüber bei seiner Fahne verharrte, für den sind die Schmähungen moderner Börnefresser ein leerer Schall. Er haßte und bekämpfte auf das erbittertste denselben Napoleon, der für ihn und sein Volk der Bringer der langentbehrten Freiheit war und dessen Untergang ihm wie anderen seines Volkes Amt und Stellung kostete. Heinrich v. Treitschke, der große Geschichtenmacher, verdammt auch die revolutionär-politische Litteratur der damaligen Zeit nur, soweit sie von Juden stammt; was er an Heine und Börne schmäht, das lobt er an Chamisso, Rückert und Anastasius Grün, und Uhland vergißt er bei dieser Gelegenheit ganz. Auch das ist falsch, wenn man sagt: Nur ein Jude kann haßerfüllte Worte gegen das Land schleudern, das ihn geboren. Nein, jeder redliche, starke, feurige Mann kann seine Nation aus tiefster, liebevollster Seele hassen, wenn sie sich von unverschämten Dynasten, Sykophanten und

Bütteln zur ehrlosen Bettel erniedrigen läßt. Wie haben Nichtjuden über ihre Nation gesprochen? (Die Deutschen sind) „Barbaren von alters her, ... tief unfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonielos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes . . . . Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, sie leben in der Welt wie Fremdlinge im eigenen Hause. . . . Ich kann mir kein Volk denken, das zerrissener wäre als die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Junge und Gesetzte, aber keine Menschen!" Das schrieb der edle Hölderlin; er jubelte über die Siege der Franzosen und über „die Riesenschritte der Republikaner." Die Begeisterung für die große Revolution war bekanntlich keine jüdische Besonderheit, wie es Treitschke hinzustellen sucht.

„Du weißt es längst, man kann hienieden
Nichts Schlechtres als ein Deutscher sein."

das schrieb Platen, ein Sohn desselben „hohen Adels," vor dessen Söhnen Treitschke die ihm angeborene „hohe" Achtung nicht verleugnen mag. Und Hebbel schrieb das leider nur zu wahre Distichon:

„Niemals wehrt sich der Esel; als deutschestes unter den Beestern
Stört er niemands Genuß, selbst nicht des Wolfs, der ihn frißt."

Schlimmeres hat sicherlich kein Jude gesagt, und Schlimmeres hat sicherlich auch kein Jude gethan als Hegel, der der französischen Armee nach der Schlacht bei Jena Glück

wünschte. „Wie ich schon früher that, so wünschen jetzt alle der französischen Armee Glück.“ Er sieht in den damaligen Ereignissen den überzeugendsten Beweis dafür, daß Bildung über Roheit, Geist über geistlosen Verstand siege. Und das war der spätere preußische Regierungsphilosoph! Übrigens darf man ja nie vergessen, daß die ganze Zeit, in der Heine und Börne heranwuchsen, und daß die erleuchtetsten Geister am Ausgang des vorigen und Beginn des jetzigen Jahrhunderts kosmopolitisch dachten und fühlten. Mochten sie sich dabei auch vom berechtigten Nationalgefühl entfernen, so fühlten sie doch sicherlich noch weit nationaler als unsere chauvinistischen Reaktionäre, die die Entzweiung der Völker als probates Mittel zur Befriedigung ihrer Herrsch- und Gewinnsucht benutzen. Ein jüdischer Lehrer im heutigen Deutschland, der für ein Examen ein Porträt Napoleons I. gezeichnet hatte, erhielt die Zeichnung mit dem Verweis zurück, daß ein deutscher Lehrer wohl etwas Besseres zu zeichnen habe als einen Napoleon. Die Zeichnung war durch einen amtlichen Stempel entwertet. Ich zweifle nicht, daß Goethe, Wieland, Hegel, Hölderlin, Platen, Hebbel, Heine, Börne 2c. 2c. für unser nationales Leben mehr Wert haben als dieser Prüfungskommissar. Und noch immer ist Goethe, der Kosmopolit, ein größerer Deutscher als Wolfgang Menzel, der Patriot und Franzosenfresser. Und schrecklicher Weise wird das ewig so bleiben.

Jedenfalls haben die Juden auf das eifrigste mitgestrebt nach einer Einigung Deutschlands, und Börne und Lassalle haben schon eine Einigung Deutschlands unter Preußens Führung gefordert, als diese Idee am preußischen Hofe noch auf hübsche Zeiten hinaus riesig unbeliebt war. Börne war sogar der erste nichtpreußische Journalist, der diesen Gedanken vertrat.

Vielleicht haben aber die Juden diese Idee nur gefördert, „um in einem großen welthistorischen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den ihr Volk Jahrhunderte lang von dem unsrigen geduldet“? Diese kapitale Idee des von Metternich bezahlten Hofrats Jarcke hat ja noch heute ihre Anhänger. Die gesammte Judenschaft der Welt ein geheimer Rachebund, der revolutionäre Ideen begünstigt, damit die arischen Staaten zu Grunde gerichtet werden! Man kann nicht besser darauf antworten, als es Börne gethan hat, und ich kann es mir nicht versagen, seine wuchtige Abwehr hier zu zitieren. Er schreibt in den „Pariser Briefen“: „Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollten das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Kriminalisten und seiner schönen Imputationstheorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dach fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarcke. Wie! wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Übermute seiner Aristokraten, dem Hochmute seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit preiszugeben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarcke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat etwas, das

entheiligt werden kann." Klingt vieles hiervon nicht entsetzlich modern? Ach ja, wer die Deutschen haßt, der schreibt wie die Jarckes von damals und heute.

Daß ein Volk auch nicht durch mysteriös-heilige Gesetze gehalten sein kann, jede Infamie einer dynastisch- oder ministeriell-despotischen Regierung mit patriotischem Hurrah aufzunehmen und z. B. Deutschland über alles zu finden, wenn es über alle Begriffe malträtiert wird, dafür mag als jedenfalls unverdächtige Autorität Heinrich v. Sybel angeführt werden. In seiner „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I."*) heißt es:

„Wenn man einem emporstrebenden Geschlechte das Vaterland zerstört, so ist die Folge unausbleiblich, daß seine geistige Bewegung vaterlandslos wird. Alles was in unseren Landen noch Herz und Sinn für politische Freiheit hatte, wandte sich damals von dem Bunde und dem Bundestage, dem einzigen Vertreter Gesamtdeutschlands, hinweg und der Verfassung des heimischen Einzelstaats als dem letzten Bollwerk der Volksrechte zu. Einst hatten die liberalen Parteien geklagt, daß die Hoffnung auf ein mächtiges Reichsregiment eine Täuschung gewesen: jetzt waren sie unermüdliche Verfechter jener Sätze der Wiener Schlußakte geworden, daß der Bund nur ein völkerrechtlicher Verein unabhängiger Staaten, und zur Einmischung in die inneren Landesverhältnisse gar nicht befugt sei.... Mit Bewunderung und Neid blickten jetzt die Sieger von 1815 auf das besiegte Frankreich, wo unter einer freien Verfassung glänzende parlamentarische Parteikämpfe die Aufmerksamkeit Europas fesselten und die Begeisterung der deutschen Jugend entzündeten. Man konnte bedauern, daß damit manche irrige und bedenkliche Anschauung auf den deutschen Boden verpflanzt wurde: aber was half es? Auch der wärmste deutsche

---

*) Sybel spricht noch nicht von einem großen Wilhelm.

Patriot konnte nicht in Abrede stellen, daß die französische Charte eine bessere Verfassung als die deutsche Bundesakte war, und die Pariser Kammerdebatten eine anziehendere Lektüre als die der Bundestagsprotokolle darboten. Mit innerer Freude begrüßte man jede flammende Rede, welche Foy oder Manuel gegen die feudalen und klerikalen Ultras in Frankreich schleuderten; die schneidenden Worte trafen ja dieselbe Staatsweisheit, welcher Metternich und seine Berliner Verehrer mit prunkender Andacht huldigten. Vollends hingerissen aber nahm man für den großen George Canning Partei, als er den reaktionären Mächten das stolze Wort entgegenrief, daß England berufen sei, für die Freiheit der Völker einzutreten und über die Schläuche des Äolus verfüge, um nach Gutdünken die Stürme der Revolution über die Gegner Englands loszulassen. Ein solches Entzücken über die Angriffe des Auslandes auf die leitenden Bundesstaaten setzte das Absterben des patriotischen Gefühls in trauriges Licht: wie hätte es aber anders sein können nach dem langen Vernichtungskrieg, den Metternich und seine Helfer über den deutschen Nationalgedanken verhängt hatten? Es war ihrer Staatskunst gelungen, das deutsche Publikum wieder einmal zugleich partikularistisch und kosmopolitisch zu machen."*)

*) Und dergleichen wird stets einer Staatskunst gelingen, die mit possenhaftem Dünkel in dem Volk nur Beherrschte sieht, die ihr Wohl und Wehe aus einer Hand zu empfangen haben. Eine deutsche Regierung z. B., die das ohnehin durch die Treulosigkeit der Nationalliberalen verstümmelte Wahlrecht noch weiter verdürbe, würde das Deutsche Reich zerstören und die Trümmer dem Partikularismus und einem ungesunden Kosmopolitismus entgegentreiben. Wie einst würde das so wenig vom Glück begünstigte deutsche Volk voll Neid und voll Sehnsucht nach dem glücklicheren England und nach dem besiegten, aber glücklicheren Frankreich hinübersehen.

Ist es hiernach keinem deutschen Staatsbürger der damaligen Zeit zu verübeln, wenn er sich in bitterem Groll und Spott, in resigniert-verzweifelter Selbstironie über sein mißhandeltes Vaterland Luft machte, warum soll es den Juden Heine und Börne verdacht werden? Sie waren eben um ihres Zornes und Spottes willen unendlich viel bessere Deutsche als Millionen stumpfsinniger „Germanen", denen es unter keinen Umständen Mühe macht, loyal und unterthänig zu sein, und sie werden auch vom Auslande als deutsche Schriftsteller betrachtet und gerade auf ihre deutschen Eigentümlichkeiten hin studiert.

Die Judenhasser von heute gestehen ihnen ja nicht einmal zu, daß sie ein gutes Deutsch schrieben. Diese Leistung gehört zu den groteskesten des hirnlosen Antisemitismus. Die Juden sollen ja überhaupt Deutschverderber sein. An der Verschlechterung des Stils durch die Geschwind- und Parforcearbeit der Presse mögen ja die Juden auch ihren Teil haben; aber jedenfalls schreiben die „Judenblätter" nicht schlechter als die Antisemitenblätter. Und wer die Werke jüdischer Autoren nach stilistischen Rücksichten betrachtet, der merkt sehr bald, daß jene Beschuldigung völlig haltlos und albern ist. Heine, Börne, Auerbach gehören zu den glänzendsten Stilisten unserer Litteratur. Dem Erstgenannten tränkt man gern mit teutscher Entrüstung die vielen Fremdwörter ein. Er hätte wohl etwas sparsamer damit sein dürfen; aber andrerseits fehlt gewöhnlich den teutschesten Barbaren das Verständnis dafür, daß die Sprache den feinen Ohren echter Stilisten Musik ist und daß man deshalb zuweilen aus melodischen, rhythmischen und dynamischen Rücksichten einem Fremdwort vor einem deutschen den Vorzug geben kann. Für den unkünstlerischen Menschen, für den Banausen kommt es immer nur auf den „Sinn"

an. Auch für die litterarische Stärke Heines und Börnes giebt es unverdächtige Zeugnisse. Metternich und Gentz berauschten sich heimlich an den Schönheiten des Buchs der Lieder und andere Freunde der „Autorität" mit ihnen. Und über Börnes „Gesammelte Schriften" urteilte bei ihrem Erscheinen die konservative Allgemeine Litteraturzeitung in Jena folgendermaßen: „Daß Ludwig Börne ein eminenter Geist und höchst origineller Schriftsteller sei, ist jetzt niemand unter uns mehr unbekannt, wiewohl sich kaum jemals ein Autor so geringe Mühe gegeben hat, bekannt und anerkannt zu werden, wie er.... Seine Liebenswürdigkeit besteht in zwei bei uns Deutschen seltenen Eigenschaften, in Witz und Energie der Empfindungen, in dem Vermögen, lebhaft zu hassen und zu lieben..... An Sprachvermögen kommt ihm nicht leicht einer der jetzt lebenden Deutschen, Tieck selbst nicht ausgenommen, gleich, und es ist gewiß, daß Börne dereinst für einen der ersten Prosaisten des Zeitalters gelten werde."

In dieser Rezension wird an Börne Lebhaftigkeit des Gefühls in Haß und Liebe hervorgehoben. Die Feinde der Juden behaupten, daß sie wenig oder garkein Gemüt besäßen und der kalte nüchterne Verstand bei ihnen stets die Oberhand behalte. Meine Erfahrungen mit Juden haben mir gezeigt, daß diesem Urteil nicht mehr als eine scheinbare Berechtigung innewohnt. Daß der Jude ein sehr lebhaftes geistiges Interesse und einen besonders geweckten Verstand hat, wird wohl kaum jemand bestreiten. Wenn man nicht gerade an einen ausnehmend Dummen gerät, langweilt man sich nicht leicht in Gesellschaft eines Juden. Ich verachte nicht entfernt unsere Fähigkeit, halbe Tage lang schweigen und hindämmern und die Mitmenschen langweilen zu können; denn ich weiß, daß es sehr klug und heilsam sein kann, zu schweigen, hinzudämmern

und seine Mitmenschen einmal zu langweilen. Aber ich kann wahrhaftig den Juden darum nicht gram sein, daß sie in der Unterhaltung lebhaft, gesprächig, witzig, geistreich sind: dazu habe ich zu oft eine solche Unterhaltung als Wohlthat empfunden. Bei allen kulturellen Unternehmungen sind die Juden in großer Zahl dabei; wo eine geistige Bestrebung sich regt, sind die Juden unter den ersten Förderern zu finden. „Ja", rufen ihre Feinde, „sie protzen eben mit der Bildung wie mit dem Geld!" Das ist — mit Erlaubnis — gelogen. Natürlich wollen einige nur protzen: die figurieren mit ihrem Namen und ihrem Beitrag und sind für andres nicht zu haben. Die weit überwiegende Mehrheit sind treue, ausdauernde, opferbereite Mitarbeiter. Ich habe 6 Jahre lang einem großen Verein mit ausschließlich geistigen Bestrebungen entweder vorgestanden oder als Vorstandsmitglied angehört. In diesem waren die Juden — wie das zur hohen Ehre der Juden bei dergleichen Vereinen oft der Fall ist — sehr stark vertreten;*) im Vorstande hatten sie nie die Majorität. Aber sie waren im allgemeinen die treuesten, fleißigsten, opferwilligsten Mitglieder, jedenfalls so treu, fleißig und opferwillig wie die besten nichtjüdischen Vereinsgenossen. Wo einer in noch unbeachtetem oder verkanntem geistigen Streben sich abmüht: bei den Juden findet er in der Regel am ersten Verständnis und Förderung. Es ist wahr — wenigstens bestätigt es meine Beobachtung —: der scharfe Verstand des Juden urteilt, kritisiert, zensuriert gern; er bewundert selten unbedingt, und er neigt bei

---

*) Wenn „Urgermanen" über dergleichen schimpfen und meinen, daß eben darum Kunst und Wissenschaft „verjudet" seien, so sollen sie schleunigst den Juden den Rang streitig machen — sie stehen ja hundert gegen einen — und sich bemühen, weniger Kaffern zu sein.

den weniger Gebildeten zur Besserwisserei und Krittelei. Aber der Jude schätzt und liebt das Gute, wenn er auch seine wirklichen oder vermeintlichen Schwächen rücksichtslos aufdeckt, darum nicht weniger, bewahrt ihm nicht weniger treu seine Anhänglichkeit; er begeistert sich trotzdem auf das lebhafteste und nachhaltigste, und so ist seine kritisierende Anerkennung unendlich viel mehr wert als die süßliche Schwärmerei solcher Leute, die ohne Urteil, d. h. nach dem Urteil anderer lobpreisen und verdammen. Wenn das Wort Richard Wagners „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen thun" heißen soll, daß bei anderen Stämmen und Völkern die Selbstlosigkeit seltener zu finden sei als bei uns — eigentlich heißt es, daß *nur wir* selbstlos seien — so ist dieses Wort auch nur ein seichter Chauvinismus wie andere. Die Leute, die eine Sache um ihrer selbst willen thun, sind überhaupt selten; aber *ohne* solche Leute würde *kein* Volk wirkliche Fortschritte gemacht haben. Die Juden haben sich an der wissenschaftlichen Forschung in ganz hervorragender Weise beteiligt, und die wissenschaftliche Forschung gehörte von jeher zu den Thätigkeiten, die einen nennenswerten Lohn in der Regel nur in sich selbst finden.

Die Fabel, daß die Juden kein Gemüt besäßen, rührt zweifellos daher, daß ihnen gewisse uns eigentümliche Äußerungen des Gemüts mehr oder weniger fremd sind. So fehlt ihnen im allgemeinen die Sentimentalität. Es giebt eine schöne deutsche Sentimentalität, die ich liebe wie mein Volk und meine Heimat. Bei vereinzelten Juden, die in Gegenden mit spärlicher jüdischer Bevölkerung und also in häufigerer und engerer Berührung mit „Germanen" aufgewachsen und die psychisch in hohem Grade germanisiert waren, habe ich auch deutsche Sentimentalität gefunden; aber im

allgemeinen ist sie, wie gesagt, den Juden fremd. Sie haben eine etwas andere Art sich zu geben als wir, erscheinen zuweilen härter, schroffer, verschlossener, rücksichtsloser — vielleicht nur im Verkehr mit uns; wer kann sich darüber wundern? Jedenfalls: mir haben jüdische Freunde in Kummer und Freude, in Jubel und Sorge ihr Herz ausgeschüttet, und ich kann euch versichern, meine lieben Freunde und Stammesbrüder, es sieht darin genau so menschlich, genau so licht und so dunkel aus wie bei uns.

III. Zur Psychologie des Judenhasses.

Ist der Antisemitismus nichts anderes als „der Sozialismus der Dummen"?

Das heißt: Ist er aus rein sozialpolitischen Gründen zu erklären?

Ein sehr verständiger, gutherziger Mann, der jetzt mit Juden freundschaftlich verkehrt, erzählte mir, daß er als junger Mann mit einem Juden zusammen gewohnt und daß er sich dabei gescheut habe, mit dem Juden dasselbe Waschbecken zu benutzen. Es hatten nicht etwa Reinlichkeitsgründe vorgelegen; denn der Jude hatte in diesem Punkte keinen Anlaß zu Ausstellungen gegeben. Zwischen diesen beiden jungen Männern stand ein abergläubisches Gefühl. Der Christ empfand den Juden nicht in vollem Maße als Menschen, er empfand ihn als etwas „Anderes". Vielleicht hatte der Jude dasselbe Gefühl.

Ähnlicher Gefühle wird sich auch der intelligenteste Mensch aus seiner Vergangenheit entsinnen. Ähnliche Gefühle standen und stehen noch überall zwischen Rassen und Nationen. Ganz emanzipiert hat sich von ihnen vielleicht keiner. Ich habe schon in dem Essay über

„Nationalismus und Erziehung zum Frieden" diese Gegensatzgefühle beschrieben und verweise in diesem Punkte wie in verschiedenen anderen auf jene Arbeit zurück. Ich habe dort auch erwähnt, daß man dergleichen Gegensätze gern als „mystisch," als „instinktiv," als „im Blut," als „in der Natur begründet" bezeichne und deshalb als unabänderlich hinnehme. Daß es nationale und Rassenunterschiede gebe, ist in jenem Aufsatze natürlich zugegeben worden; es ist aber auch bewiesen worden, daß sie gegen das Allgemein-Menschliche weit zurücktreten und keinen Anlaß zu blutigen Konflikten zu geben brauchen. Auf „Natur" und „Blut" ist natürlich alles zurückzuführen; wir sind ja nichts als ein Stück der Natur, also ist alles, was wir sind und thun, Natur, selbst unsere Unnatur. Aber was „Natur" und „Blut" ist, ist darum nicht unabänderlich. Die Logiker des Nationalismus und des Chauvinismus verwechseln Naturgesetz und Naturerscheinung. Auch Pterodaktylus und Mammut waren Naturerscheinungen; aber ewiges Dasein ist ihnen nicht beschieden gewesen. Und daß der Nationaldünkel nicht eine Naturerscheinung (wie etwa das Mammut), sondern ein Natur*gesetz* sei, das hat noch kein Natur- oder Geschichtsforscher behauptet, geschweige denn bewiesen.

Ist gleichwohl das Gefühl des nationalen Gegensatzes noch nirgends bis auf den letzten Rest überwunden, so bedarf doch ein Haß, wie er den Juden gegenüber zu Tage tritt, noch einer ganz besonderen Erklärung. Auch die Erklärung, daß die Juden irrtümlich für alle ökonomischen Übel verantwortlich gemacht würden, die Dummen also in ihnen die eigentlichen sozialen Bedrücker sähen, reicht keineswegs aus. Die Juden hatten im Mittelalter noch nicht entfernt die soziale Macht, die sie heute besitzen, und doch verfolgte man sie. Man verfolgte sie nicht oder nicht ent-

fernt in erster Linie darum, weil sie das Volk aus=sögen, sondern man motivierte ihre Beraubung und Hinschlachtung damit, daß man sie schwerer, geheimnis=voller sittlicher und religiöser Verbrechen beschuldigte. Noch heute genügt den Antisemiten bei weitem nicht die Begründung ihrer Ansichten durch ökonomische Argu=mente, sie brauchen einen weit komplizierteren Apparat: die Juden dürfen in keiner Hinsicht, weder in politischer, noch moralischer, noch religiöser, noch künstlerischer, noch physischer Hinsicht etwas taugen, und ein Blatt wie die „Kreuzztg." kann zur Judenhetze des Ritualmords nicht entbehren. In diesen Zeiten sind wir auch vor den Geschichten von der Brunnenvergiftung und der Hostien=schändung keinen Augenblick sicher; Kreuz= und andere Zeitungen vollbringen dergleichen ohne Mühe, und sehr wohl können jene Märchen eines Tages neben dem mystischen Gottesgnadentum und dem Kanitz'schen Getreidemonopol auf der Bildfläche erscheinen. Bei den Leuten, die ich als Antisemiten kennen lernte, ist mir auch eine besondere Hervorhebung des materiellen Mo=ments fast niemals begegnet; es waren fast ausnahms=los Leute, die in ökonomischer Beziehung leidlich ge=sichert dastanden oder doch mit Juden in dieser Hinsicht garnichts zu thun hatten, Leute, die durchaus nicht zu den wirtschaftlich Unzufriedenen zählten. Auch sonst sprechen die Thatsachen gegen jede einseitig ökonomische Beurteilung des Judenhasses. Der Adel ist von jeher in seiner weit überwiegenden Mehrheit antisemitisch gewesen, und zwar ganz ohne Rücksicht darauf, ob der einzelne Adlige sich in Judenhänden befand oder nicht. Der Antisemitismus ist das allerselbstverständlichste An=hängsel des feudalen Dünkels; wo man Bürger und Arbeiter für geringwertiger als den eigenen Stand hält, da ist es natürlich, daß man die Juden, die früher eine Art fünften oder sechsten Stand bildeten, ver=

achtet.*) Besonders viele Anhänger findet ferner der Antisemitismus unter den Beamten, nicht zuletzt unter den Lehrern. Ich werde weiter unten ausführen, wie ich mir das erkläre; ökonomisch läßt es sich nach meiner Erfahrung und aus naheliegenden Gründen nicht erklären. Es kommt ja hier und da vor, daß ein verschuldeter Beamter sich in den Händen eines jüdischen Wucherers befindet; aber erstens ist das nicht so oft der Fall, daß es die Häufigkeit des Judenhasses bei den Beamten auch nur annähernd erklärte, und zweitens läge es in solchen Fällen doch näher, wegen der Niedrigkeit der Beamtengehälter den Staat oder die Gemeinde verantwortlich zu machen. Daran sind ja wohl die Juden unschuldig, daß die preußischen Volksschullehrer und andere deutsche Beamte darben müssen? Oder nicht? Die Ansicht, daß die Juden auch überall da, wo sie durchaus unbeteiligt sind, dennoch indirekt die Schuldigen wären nnd daß alle sozialen Übel, sagen wir z. B. der das Mark des Volkes verzehrende Militarismus, am letzten Ende durch sie veranlaßt wären, ist mir nur bei ganz vereinzelten abnormen Intelligenzen aufgestoßen. Und auch die Anschauung, daß nach Entfernung aller Juden aus Europa und Amerika Erscheinungen wie der Berliner Konfektionsarbeiterstreik oder der Hamburger Hafenarbeiterstreik unmöglich sein würden und der ganze ökonomische Kampf unserer Zeit ein irgendwie verändertes Gesicht zeigen würde: auch diese Anschauung hegt nur ein kleines Häuflein von Prima-Idioten. Für den Beobachter der menschlichen Psyche ist aber mehr noch

*) Dazu kommt ja freilich, daß Söhne des Adels verhältnismäßig oft in der Lage sind, die jüdische Kapitalkraft anzurufen, und daß, wie wir Menschen nun einmal sind, das Wiedergeben selten so freundschaftliche Gefühle erweckt wie das Borgen. „Man borgt das Geld von einem Israeliten und man zahlt es zurück an einen Itzig", sagt ein treffendes Bonmot.

als alles andere der spezifische Charakter des Judenhasses entscheidend für die Auffindung seiner Motive. Vergleicht den Haß des Arbeiters gegen seinen Ausbeuter, den Haß des Atheisten gegen den Klerus, den Haß des Junkers gegen den Volksaufklärer, den Haß des chauvinistischen Franzosen gegen den „Prussien" — vergleicht sie mit dem Haß des Ariers gegen den Semiten! Ist es hier wie da derselbe Haß? O nein! Alle jene Hasser können dahin kommen, die Person ihres Gegners von seinen Anschauungen und von seiner sozialen Stellung zu trennen; ein Hamburger Schauermann kann mit einem Reeder auf der Grundlage gegenseitiger Achtung in Unterhandlung treten; mit den Judenhassern ist das anders. In diesen Haß mischt sich stets ein starkes Quantum Verachtung und physische Abneigung, ja Widerwille; darum weckt das „Hep, hep!" sofort bestialische Neigungen im Pöbel. Den richtigen Antisemiten kostet es schon Überwindung, einen Juden anzusehn oder gar mit ihm zu sprechen. Das mag man „Natur" und „Blut" und „Idiosynkrasie" nennen, man soll es nur nicht ewig nennen. Die christlichen Hetzer mit ihrem notorisch schwachen Gedächtnis für die eigenen Lehren sollen sich erinnern, daß es ja sonst so enorm christlich ist, „Natur" und „Blut" zu überwinden und zu beherrschen.

Der Haß des Arbeiters gegen den Unternehmer, der Haß des Freidenkers gegen die Kirche, der Haß des Junkers gegen den Demokraten und vice versa: sie alle haben ihre Tradition und damit ihre Schablone. Es giebt Leute, die Junker, Demokraten, Unternehmer ꝛc. ꝛc. in Bausch und Bogen und unbesehen hassen, das ist bekannt. Aber welche Tradition wird so allgemein gepflegt wie die des Judenhasses? Wohl nicht einer von uns ist herangewachsen, ohne daß ihm schon als Kind das Wort Jude mit verächtlichem und lächerlichem

Beigeschmack vorgesprochen und von solcher Abneigung ein mehr oder minder großes Teil ganz unvermerkt in seine Weltanschauung übergegangen wäre. Ich habe schon im ersten dieser drei Artikel darauf hingewiesen, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Judengegner dieses Volk befehden oder anfeinden, ohne auch nur einen seiner Repräsentanten kennen gelernt zu haben. So hat es nichts Befremdendes, daß im Königreich Sachsen, dem Lande des abgeschafften Wahlrechts, die wenigsten Juden (etwa $^1/_4$ % der Bevölkerung) und die meisten Judenhasser sich finden.

Ist das alles ökonomisch zu erklären?

Der Mensch ist von Natur konservativ. Die Kultur ist ein beständiger Kampf gegen diese Erbsünde der konservativen Trägheit. Auch das beste Neue nimmt der Mensch erst nach langem Widerstreben an, ja, je besser es ist, desto länger sträubt er sich. Je höher ein Mensch kultiviert ist, desto eher duldet, prüft, acceptiert er ein Abweichendes, Neues; je tiefer er steht, desto feindseliger betrachtet er alles, was anders ist als er selbst und als das, was er durch Gewohnheit kennt. Je tiefer ein Mensch steht, desto weniger Vorstellungen hat er, mit desto weniger Worten hantiert er. Ein Tagelöhner kommt mit 300 Worten aus, während Shakespeare 15000 hat. Die Mannigfaltigkeit der Welt und der ewige Fluß der Dinge, die stetige *Entwickelung* in allem Seienden sind dem Menschen um so fremdere Begriffe, je roher, je „beschränkter“ er ist. Seine wenigen Vorstellungen bedeuten ihm nicht *seine* Welt, sondern *die* Welt. Darum erscheint ihm das Fremde, Ungewohnte, Abweichende als etwas Ungehöriges, Feindliches, als ein Umsturz der für ihn selbstverständlichen und einzigen Ordnung. Dazu kommt, daß das Fremde ihm Mühe macht, wenn er es trotz alledem begreifen soll und muß; es mutet ihm geistige An=

strengung zu. Dazu kommt ferner, daß es sein Selbstbewußtsein verletzt: er soll zugeben, daß seine Art zu leben, zu denken, zu glauben u. s. w. nicht die einzig mögliche, nicht die zweifellos beste sei. Ich spreche hier natürlich nicht von solchen fremden Dingen, die wirklich oder vermeintlich einem Interesse des Einzelnen zuwiderlaufen, sondern ganz allgemein von der Abneigung des Menschen (dessen Amme bekanntlich die Gewohnheit ist) gegen das Andersgeartete. Es verletzte gewiß niemandes Interesse, daß ein mir bekanntes Elternpaar seinem Söhnchen das schöne Haupthaar wachsen ließ, bis es auf die Schultern fiel. Der Schmuck stand dem Kinde ausnehmend gut; aber die Eltern hatten nicht mit der an sich so bravkonservativen Menschennatur gerechnet! Das Kind hatte von Spielkameraden und Erwachsenen so viel feindselige Neugier, so viel blöden Spott, so viel erhabenes Befremden auszustehen, daß die Eltern, wollten sie ihr Kind nicht menschenscheu werden lassen, sein Haupt auf den staatlich-sozial-kommunal-konfessional-zulässigen Rundkopf zuschneiden mußten. Je dümmer der Dorfbewohner oder der Kleinstädter oder der kleinstädtische Großstädter ist, desto entrüsteter betrachtet er an neu Zugezogenen oder an eigenwilligen Gemeindegenossen die abweichende Tracht oder Sitte oder Sprache oder gar Gesinnung. Und je dümmer, verstockter und verhockter der Spießbürger, desto grimmiger haßt er das Genie, das ihn jede Naselang mit einer befremdenden Neuigkeit belästigt. Je entschiedener ein Mensch auf den Ideenkreis seines Standes und Berufes beschränkt ist, desto erstaunter und gehässiger blickt er auf den, der über die Schranken seines Standes hinaustritt.

Die Juden sind und waren unter uns eine kleine, durch ihr Äußeres und ihre religiösen Gebräuche auffallende Minorität: das ist Grund genug für den be-

schränkten, rohen, faul-konservativen Haufen, sich immer wieder ihrer zu erinnern und sich über sie zu ärgern. Ich habe bereits auf das deutlichste gezeigt und werde noch weiter zeigen, daß ich weit davon entfernt bin, alle nationalen oder gar alle religiösen Eigentümlichkeiten der Juden lobenswert zu finden. Aber der Konservatismus der Dummen unterscheidet hier überhaupt nicht. „Warum kann dieser Jude nicht ebenso gut Schweinefleisch essen wie ich!“ „Warum begräbt er seine Toten anders als wir!“ „Warum redet er beim Gottesdienst eine Sprache, die wir nicht verstehen!“ So argumentiert ein konservativ-dummes Gemüt, und man kann getrost fortfahren: „Warum hat dieser Kerl eine andere Nase und anderes Haar als wir!“ Nicht, weil sie Fehler haben, wurden und werden die Juden von diesen Leuten gehaßt, sondern weil sie *andere* Fehler haben, weil sie überhaupt anders sind. Dazu kommt noch, daß der Abergläubische besonders auf religiösem Gebiet in abweichenden, seltsamen, befremdenden Gebräuchen etwas Feindseliges, Verbrecherisches, Teuflisches argwöhnt. Dies führt uns auf das religiöse Gebiet.

Es ist den Antisemiten keineswegs zu glauben, daß sie die Juden nicht um ihrer Religion willen haßten. Besonders jetzt, da die konfessionellen Gegensätze künstlich verschärft werden und um ihr Ansehen besorgte Autoritäten die Entwickelung der Religiosität zur Dummheit lebhaft begünstigen, besonders jetzt steckt auch im Antisemitismus — vielfach vielleicht unbewußter Weise — ein gehöriges Quantum Glaubenshaß. Man beobachte nur einmal, wie gern die Judenhasser sich mit dem Namen „Christus“, allerdings nur mit dem *Namen*, wappnen. Man beschimpft und bekämpft wohlweislich die jüdische Religion nicht geradezu — selbst in unserer Zeit ist der Glaubenshaß noch nicht wieder ganz populär

geworden — aber man freut sich sehr, wenn in Schule und Kirche, anknüpfend an die heidenchristlich-tendenziöse Darstellung des Lucas- und des Johannes-Evangelisten, alle Schuld an der Ermordung Jesu von den Römern ab- und auf die hartherzigen Juden hingewälzt wird, ja, man freut sich wohl hier und da sogar, wenn herz- und gewissenlose Lehrer den Haß gegen die Mörder des großen Propheten auf die jetzt lebenden Juden hinüberzuleiten suchen. Die ganze Geschichte der Menschheit bietet vielleicht keinen gewaltigeren, grausig-lustigeren Komödienstoff dar, als diesen Pharisäerhaß gegen die Heilandsmörder. Wieviele Genies — eine ungefähre Schätzung genügt vollkommen! — sind wohl post Christum natum von Juden, Christen und Heiden verfolgt, verachtet, bespieen, gemartert, gekreuzigt, verbrannt oder dem Hungertode überliefert worden? Und was wäre Jesu Schicksal, käme er heut auf die Welt? Seine jüdische Abkunft wäre für die tiefsinnigen Philosophen des Antisemitismus ja schon entscheidend!*)

Vor allen Dingen aber darf man nicht vergessen, daß der von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Judenhaß in seinen Anfängen, ja, noch in den letzten Jahrhunderten, ganz wesentlich religiöser Natur war. Man lese nur die Berichte der frommen Jesuitenpatres über ihre Bekehrungsarbeit an den Juden: das Sträuben

---

*) Als einmal ein Reichstagsabgeordneter bemerkte, daß ja Christus auch ein Jude gewesen, da rief jemand auf der Rechten „Pfui!“ Aber edle Blüte der Intelligenz — ich kenne Ihren werten Namen nicht — da riefen Sie ja „Pfui!“ zum Evangelium! Denn das führt ja, freilich mit wenig Glück, aber mit vieler Absicht, die Abstammung Jesu auf David zurück! Jesus war ja doch „auch“ Mensch — nach der Bibel! — und als Mensch doch jedenfalls Jude — nach der Bibel! Aber so etwas sitzt im Parlament und macht Gesetze für unser Geistesleben! Man muß dergleichen köstliche „documents humains“ aufheben. Ich will hoffen, daß es wenigstens ein F ü h r e r der Rechten war.

der Juden gegen die Taufe galt ihnen ohne weiteres als Trotz und Bosheit, als eine unerhörte Unverschämtheit, da doch an der absoluten Vortrefflichkeit des Christentums garnicht zu zweifeln war. Es ist ja noch heute eine der verblüffendsten Grundlagen des kirchlichen Dogmas, daß der Unglaube eigentlich etwas Unsittliches sei. Mit naiver Ungeniertheit berichten jene Jesuiten von den schändlichsten Vergewaltigungen, die sie an den „halsstarrigen" Juden zur höheren Ehre des gekreuzigten Gottes verübten. Kein Christ sein wollen, das war eben eine „jüdische Frechheit", wie man heute sagen würde. Natürlich reizte der Fanatismus der Christen den Fanatismus der Juden. „Ihre Väter", heißt es bei Gustav Freytag, „hatten das Opfertier geschlachtet dreitausend Jahre, bevor der erste Jesuit ein Judenherz gepeinigt hatte.... Was war dem Samen Abrahams diese neue Erfindung (sc. der Jesuitismus)? Ein Schwindel, eine kurze Plage Ägyptens. Stolz sah die katholische Kirche auf siebzehnhundert Jahre der Siege und Eroberungen, stolzer aber der verachtete Jude auf eine Vergangenheit, welche bis in das Grauen der ersten Erdentage hinaufreicht; denn sein Glaube war schon siebenzehnhundert Jahre alt gewesen, bevor der erste Christ getauft wurde. Beiden, den frommen Vätern der Kirche und den frömmeren Juden, war das Urteil befangen, das Verständnis des Höchsten gestört durch alte Tradition."

Was meint man wohl: wieviel vom Antisemitismus jener unmündigen Massen, die der Kirche an zahlreichen Orten noch zur Verfügung stehen, kommt auf den konfessionellen Dünkel, der sich einredet, nur aus Verstocktheit und Bosheit könne man beim Judentum verharren? Habe ich es doch von (nach ihrer Stellung zu rechnen) hochgebildeten Leuten vernommen: „Wenn die Juden besser behandelt sein wollen, sollen

sie doch Christen werden!“ Wer trotz alledem noch daran zweifeln kann, daß der Judenhaß nicht nur zum größten Teile auf die religiöse Finsternis früherer Jahrhunderte zurückzuführen ist, sondern auch heute noch starke konfessionelle Elemente aufweist, der sei darauf aufmerksam gemacht, daß in Österreich der Antisemitismus mit dem katholischen Klerikalismus Hand in Hand geht und das Wachstum des ersteren mit einer rapiden Zunahme der Priestergewalt zusammenfällt.

Ich habe schon erwähnt, daß das herkömmliche Standesbewußtsein des von menschlichen Gleichheitsgefühlen nicht angekränkelten Adels die Verachtung oder doch Geringschätzung des Juden in sich schließt. Wenn es vor funfzig Jahren in bürgerlichen Kreisen noch für gute Sitte galt, einen hervorragenden jüdischen Künstler — nicht aus rituellen, sondern aus sozialen Gründen — abseits von der allgemeinen Gesellschaftstafel speisen zu lassen, so können dergleichen Gesinnungen ja beim Adel kein Wunder nehmen. Kurz: im Antisemitismus steckt auch ein gehöriges Stück von der unter Menschen so beliebten Aristokratelei. Je tiefer die Juden hinabgedrückt wurden, desto mehr erschienen sie den Glücklicheren, die der Zufall in eine christliche Wiege gelegt hatte, als eine untergeordnete Kaste, als Parias. Je weniger gebildet ein Mensch ist, desto mehr Gewicht legt er auf äußere Rang- und Standesunterschiede, desto nachdrücklicher betont er seine übergeordnete soziale Stellung. Je kleiner und rückständiger ein Krähwinkler, desto mehr werden Rang- und Standesunterschiede in das gesellschaftliche Leben hinübergezogen, desto weniger verzeiht es der Ober-Postsekretär, wenn der ganz gewöhnliche Postsekretär anderer Meinung ist, desto tiefer verletzt es die Frau Branddirektor, wenn die Frau Brandinspektor vor ihr den Salon betritt. Man weiß,

daß dergleichen für uns Deutsche, die wir noch keineswegs in allen Dingen ein erstklassiges Kulturvolk sind, in besonders erhöhtem Maße gilt. Man kennt die hübsche Geschichte von dem Totengräber, der das Grab der Gemahlin Jung-Stillings zeigte mit den Worten: „Hier ruht die selige Frau Hofrätin, nunmehrige Frau Prorektorin Jung.“ Ich glaube nicht, daß eine so nette Historie sich noch anderswo ereignen könnte als in Deutschland. In Rußland vielleicht, das gebe ich zu — vielleicht! Wie sollte sich in einem solchen Volke nicht ein aristokratischer Dünkel gegen die gesellschaftlich mißhandelten Juden herausbilden! Gab es nicht Zeiten, da man den Bauern und den Arbeiter verachtete und geschieht es nicht von vielen noch heute? Gab es nicht im vorigen Jahrhundert eine Zeit, da man es für ordinär hielt, den Bürger in ernsthafter Situation auf der Bühne erscheinen zu lassen? „Die armen Deutschen!“ ruft Börne aus. „Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräte sind.“ Natürlich: zu dem gewöhnlichen Kastendünkel kam noch der bekannte Aristokratismus des Glücklicheren. Auch das ist ja einer der häßlichen Züge der Menschennatur, daß der Glückliche den Unglücklichen verachtet, ja haßt, weil er seine Ruhe, sein Behagen, seinen gedankenlosen Lebensgenuß stört, weil der Unglücklichere seinem gemein-menschlichen Pharisäismus als der Dümmere oder Schlechtere erscheint.

Der Aufschwung des Judenhasses in den letzten Jahrzehnten fällt mit der Periode des Chauvinismus und der „Schneidigkeit“ zusammen. Meine Ansichten über Patriotismus und Chauvinismus habe ich in dem

Artikel über „Nationalismus und Erziehung zum Frieden niedergelegt. Jeder intelligente und ehrliche Mensch, der an seiner Heimat und seinem Volkstum mit inniger, ganzer Liebe hängt, muß gleichzeitig erkennen, daß die gegenseitige Entfremdung und Absperrung der Nationen die schädlichste aller menschlichen Narrheiten ist. Keine Narrheit besorgt besser und gründlicher die Geschäfte der Despoten als diese. Deshalb sollten die Völker niemals vorsichtiger sein, als wenn man versucht, sie gegen einander zu hetzen. Völker hassen einander nicht, wenn sie nicht durch diplomatische und publicistische Kniffe dazu fanatisiert werden. Sie sollten sich nicht fanatisieren lassen. Freilich darf der Patriotismus sich noch als fanatisch bezeichnen, ohne sich lächerlich zu machen. Herr Dr. Bosse, liebenswürdig wie er von Natur gegen die Kirche ist, bat den Ultramontanen den Ausdruck „fanatisch" bescheidentlich ab, erklärte aber bei anderer Gelegenheit, daß er „als Deutscher allerdings fanatisch sei". Der Herr glaubte sich damit etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Früher bedeutete „fanatisch" nun zwar nichts mehr als „begeistert, enthusiastisch, schwärmerisch" (schon ein schwärmerischer Minister ist eine seltsame, höchst seltene Sache); im Laufe der Zeit trat aber das Merkmal der Meinungs- und Glaubenswut hinzu, das Merkmal einer „fixen Idee, die das ganze geistige Wesen so beherrscht, daß sie keine Auffassung im klaren Zusammenhang mit andern gleich oder höher berechtigten Ideen zuläßt und sich ausschließend, feindselig und verfolgungssüchtig gegen alles stellt, was nicht mit ihr zu harmonieren scheint." Ob das für einen Minister rühmliche Eigenschaften sind? Aber das ist es eben: man hat es mit großer Kunst verstanden, der Masse*) nach und nach

*) Dem Adel fiel es im 17. und 18. Jahrhundert noch garnicht ein, andere Interessen zu haben als die seines Standes.

den Patriotismus als eine religiöse Sache einzuflößen, die allen Vernunftgründen entrückt sei. Wie auf ein Glockenzeichen des Mesners die andächtige Gemeinde ohne Grübeln aufs Knie fallen soll, so soll auf das von autoritativem Munde gefallene Wort „Vaterland“ sich alles in feindliche Bajonette stürzen; jedes Nachdenken ist Sünde. Nun ist es gewiß süß und ehrenvoll, für's Vaterland (d. h. für das bedrohte Wohl seiner Volksgenossen) zu sterben; aber man stirbt verzweifelt selten *fürs Vaterland*, wenn man in der Schlacht fällt. Dergleichen Erwägungen lagen und liegen den chauvinistischen Kraftmeiern und Bierhelden, die als „gebildeter“ Janhagel in den letzten Jahrzehnten das Leben in Deutschland nahezu unerträglich machten, gewiß sehr fern. Sie haben dafür die „Schneidigkeit“. Schneidigkeit ist jetzt das anerkannt beste Surrogat für Scharfsinn. Schneidigkeit ist Anschnauzung und Verdonnerung des Untergebenen oder Angeklagten, wenn er recht hat, oder wenn einem der Fall nicht klar werden will. Schneidigkeit ist vollste Harmonie zwischen Privatinteresse und Maulgröße. Schneidigkeit ist voluntas pro ratione, auf deutsch: Entwickelung des Willens und der Waden auf Kosten des Verstandes. Schneidigkeit ist aber nur Entwickelung des Willens nach *unten*. Ein Telephonbeamter betrat den Amtsraum und erblickte einen Hund, der sich eingeschlichen hatte. Um sich vor den jungen Damen, den Telephonistinnen, als forscher Mann zu zeigen, versetzte der Beamte dem Hund ein paar Tritte, daß er schrie. Da trat ein höherer Beamter ins Zimmer, sah den Hund und liebkoste ihn. Der forsche Untergebene beugte sich auch zu dem Tierchen hinab und liebkoste es. Dies, meine Lieben, war ein schneidiger Beamter.

In der höchsten Glanz- und Blütezeit des bismärckischen Deutschtums wurden die unedelste Verhet-

zung und Mißhandlung des politischen Gegners, der possenhafteste Franzosenhaß und die hündisch ergebene, gesinnungslose Loyalität, nebenher auch die rüdeste Verachtung der Kunst, überhaupt die krasseste Unbildung in allen Dingen einer feineren Lebensführung die angeblichen Kriterien eines „echten Deutschen". Schon die leiseste Reaktion gegen dieses widerwärtige Protzentum, das mit seiner intellektuellen Schande prahlte, trug ihrem Urheber den Vorwurf undeutscher, „reichsfeindlicher" Gesinnung, unter Umständen Beschimpfung und gesellschaftliche Ächtung ein. Kollegien schwänzen, Faulenzen und geistverödender Suff waren ebenfalls Kriterien einer urteutschen Gesinnung geworden. So erwuchs jener hirn- und gewissenlose Teil unseres Beamtentums, der im Dienste der Reaktion sich zu den schmutzigsten Handlangerdiensten erniedrigte, der in schwierigeren geistigen Fragen und in Avancementsangelegenheiten des Aushülfsmittel der „Schneidigkeit" erfand und unter vielem andern eine „Auffassung" des Unfugsparagraphen produzierte, die einen Schönstedt zur Remedur zwang. Militarismus, Autokratismus, Bureaukratismus und Polizeiherrschaft fanden im Teutonismus und Chauvinismus einen fruchtbaren Sumpfboden, und als liebliche Schwester all dieser duftenden Blüten erschloß sich endlich auch die Blume des Antisemitismus.

Die Leute, die bei Kommersen und Banketten mit aggressiver Begeisterung das patriotische Bierglas geschwungen hatten, wurden „vornehmste" Stützen und Zierden des Antisemitismus. Was war selbstverständlicher, als daß *diese* Leute die Juden verfolgten? Mochten auch die Juden auf den französischen Schlachtfeldern reichlich ihr Blut verspritzt haben oder mit reichlichen Ehren heimgekehrt sein, mochten sie noch so redlich im Dienste ihres Vaterlandes wirken, mochten

ihre Gelehrten, Künstler und Politiker auch zehntausendmal mehr für deutsches Wesen und deutsches Glück gethan haben als die ganze Legion der martialisch-teutonisch aufgewichsten Hohlköpfe (die überhaupt nichts thun können): Die Juden hatten ja gebogene Nasen und schwarzes Haar, sie waren ja etwas Anderes, etwas Fremdes, also mußten sie etwas mit dem Bierseidel „auf die Köppe" haben. Sie hatten ja die Freiheit, über das neue deutsche Reich nachzudenken und Kritik an ihm zu üben — also waren sie keine Deutschen. Sie erfrechten sich sogar, an Christentum und Kirche Kritik zu üben, an Sachen, über die man doch nun erst recht nicht nachdenkt — also waren sie keine Deutschen. Über die Dinge der Welt, seien sie christlich oder unchristlich, nachzudenken und, wenn das Herz treibt, seine Meinung zu sagen, ist zwar Pflicht des Menschen, aber doch nicht dieses neuen, echt deutschen Mannes! Der hat eine vorschriftsmäßig geputzte Maschine zum Erteilen und Entgegennehmen von Befehlen zu sein, der hat im großen Kasernenbau als ein Ziegelstein auf den unter ihm liegenden zu drücken und sich von dem über ihm liegenden drücken zu lassen.

Hier ist nun auch der Ort, die Motive des Beamten-Antisemitismus zu suchen. Unser Beamtentum steht leider unter dem Einfluß des militärischen Ideals. Diesem „leider" können, so meine ich, viele zustimmen; denn manche Eigenschaften unserer Offiziere und Unteroffiziere kann man noch durch das Kriegshandwerk rechtfertigen; aber Zivilbeamte sind doch nicht für ein kriegerisches Gewerbe zu erziehen. Je mehr in der Arbeit unserer Beamten das militärische System zur Geltung kommt, desto mehr formt sich ihr ganzes Wesen nach dem militärischen Habitus. Der „Leutnant", überhaupt der schneidige, elegante, ungerecht bevorrechtete, von der bürgerlichen Gesellschaft verhätschelte, mit allen

Lockungen des glänzenden Scheins auftretende Offizier ist für alle diejenigen, die nicht im Sein, sondern im Scheine leben, das angestaunte gesell'schaftliche Ideal, der Reserveoffizier das heißersehnte Ziel. Ich glaube nicht, daß mir hierin ein Zeitgenosse widersprechen kann. Diese allen bekannte Erscheinung spitzt sich ja wundervoll drastisch vor aller Augen dahin zu, daß der unterste Offiziersrang für einen großen Gelehrten oder Künstler oder Staatsmann nach den gangbaren gesellschaftlichen Begriffen eine Auszeichnung sein kann! Nun, zu dem geistigen Besitzstande jener Gesellschaftskreise, denen solche Dinge als ganz natürlich erscheinen, gehört in erster Linie ein beschränkter Nationalismus, gehört jener Hurrahpatriotismus, der auf dem tiefen geistigen Niveau des Wildenbruch'schen „Willehalm“ steht. Zum Inventar jener schönen Seelen gehört dann folgerichtig auch der Antisemitismus, und wiederum folgerichtig gehört er zur Mustergesinnung eines strebsamen Beamten.*)

Außer den angeführten psychologischen Ursachen des Judenhasses muß man nun noch erst in Betracht ziehen, daß die fortgesetzte Bedrückung der Juden mit der Zeit natürlich bei den schwächeren Repräsentanten dieses Volkes eine gewisse Entartung des Leibes und der Seele bewirken mußte. Bei dem Leben, das sie führten, mußten die weniger widerstandsfähigen Individuen schwächlich, häßlich, furchtsam, kriecherisch, habgierig, rachsüchtig, protzig und gelegentlich anmaßend werden — denn wer die Freiheit nicht gewohnt ist,

---

*) Ich will hier übrigens bemerken, daß Wildenbruch kein Antisemit ist, wenigstens sehr energisch gegen den „geistigen Pauperismus“ auftrat, der sich in frecher Weise an dem Genie Heinrich Heines vergriff. Wildenbruch hat eben, namentlich wo er nicht dichtet, seine starken und guten Seiten. Er ist nur toll bei Südwest.

verfehlt immer die Mittellinie zwischen Unterwürfigkeit und Anmaßung — und so mußten sie ihren Feinden mit der Zeit, wenn auch keinen moralischen und historischen Grund, so doch einen für den gedankenlosen Haufen sehr plausiblen Vorwand an die Hand geben. Behandle einen Menschen als Sklaven, und er wird einer werden; aber ewig verantwortlich bleibst du. Natürlich sieht der rohe, ungebildete Mensch nur, was ist, und nicht, wie und warum es geworden ist. Den Juden gegenüber wäre für die Rückwärtsler einmal Gelegenheit gegeben, „historisch“ zu denken, d. h. die mit Notwendigkeit erfolgte und weiterhin erfolgende allmähliche Entwickelung des Judenvolkes in Betracht zu ziehen. Aber diese Herren wissen die „historische“ Betrachtungsweise nur dann anzuwenden, wenn es nachzuweisen gilt, daß „historische Entwickelung“ so viel bedeute wie „Rückschritt“, und „historische Denkweise“ so viel wie „zärtliche Vorliebe für den Atavismus“. Den Juden gegenüber wenden sie diese Denkweise umso weniger gern an, als dieses Volk besonders schnell und lebhaft liberale und radikale Ideen ergreift und propagiert. Der Mann, der den prinzipiellsten Feind der menschlichen Freiheit, die Kirche nämlich, meines Wissens — Strauß und Feuerbach ausgenommen — in unserm Jahrhundert am prinzipiellsten, also am klarsten und schärfsten gekennzeichnet und bekämpft hat, war Heine. Neben seiner scharfsichtigen Erfassung der Kernfragen eines wahren Liberalismus nimmt sich der heutige „Freisinn“ mit seinem Männerstolz im Fraktionszimmer, mit seiner als Indifferentismus sich geberdenden Feigheit vor Krone und Priesterbarett ganz unsagbar elend aus. Dieser „Freisinn“, der noch immer keine verläßlichen Anzeichen einer Wiedergeburt zeigt, unter Rickert und Richter (der für konfessionelle Schulen zu haben ist — welch ein Freigeist!) auch niemals zeigen

kann: dieser Freisinn hofiert aus schuldigem Respekt vor den Autoritäten auf seine eigenen Ideale, wenn v. Kardorff es verlangt. Darum wird dieser Freisinn auch nicht ernst genommen. Aber den toten Heine hassen die Mucker mit Inbrunst, und darin beweisen sie ihre immer noch große Schlauheit.

Selbstverständlich wenden sich die Juden mit Vorliebe den Ideen der Aufklärung und des Fortschritts zu; denn sie müßten maßlos dumm sein, wenn sie nicht begriffen, daß ihnen nur von dieser Seite her volle Freiheit und Gleichberechtigung werden kann. Kirche und Konservatismus machen den frommen Juden gern ein Sammetpfötchen und erklären, die orthodoxen Juden durchaus hochzuachten; nur die liberalen seien Uebelthäter. Speziell die katholische Kirche ist bekanntermaßen zu großen Konzessiönchen jederzeit in liebenswürdigster Gentilität bereit, wenn sie nur Aussicht hat, die menschliche Freiheit bei der Wurzel, d. h. bei der Vernunft, zu packen und zu umklammern. Was von solcher süßen Duldung zu halten ist, weiß jeder erfahrene Mann. Wenn die freisinnigen Juden am Boden liegen, kommen die frommen dran, um mit der Hunger- oder irgend einer andern Peitsche zu Christentum und Hurrahpatriotismus „bekehrt" zu werden. Mit vollstem Recht erklärt Börne diejenigen Juden für „dümmer als das Vieh", die sich einbilden, im Falle einer Revolution auf den Schutz der Regierungen rechnen zu können. Im Gegenteil werden in solchen Fällen die Juden mit Vorliebe als Schild benutzt, den man den empörten Massen zum Draufhauen entgegenhält. Als Ablenkungsmittel für den Sozialismus genießt der Antisemitismus heutzutage in weiten Kreisen eine große Beliebtheit: den Verderbern unserer modernen Gesellschaft paßt es vortrefflich in ihr Spiel, die Empörung von sich auf die Juden, als die Urheber alles

Unheils, ablenken zu können. Darum kokettieren auch die meisten Regierungen mit dem Antisemitismus und hüten sich wohlweislich, ihn zu desavouieren, selbst da, wo sie ihn wegen seiner pöbelhaften Agitation im tiefsten Innern verachten; darum sehen sie, wie ich noch zeigen werde, der judenfeindlichen Agitation Ausschreitungen nach, die ein Sozialdemokrat mit schweren Kerkerstrafen zu büßen hätte.

Von der antisemitischen Agitation habe ich bereits einige Stichproben gegeben; zur psychologischen Erklärung des Judenhasses sind noch einige weitere von Nutzen. In einem sächsischen Verlag erscheinen antisemitische Bilderbögen, die bestimmt sind, die Juden in Wort und Bild zu verhöhnen und zu beschimpfen. Einer von diesen Bögen „Auszug der Juden aus Deutschland" stellt dar, wie die Juden in Scharen zu Schiff gehen, um nach Ägypten auszuwandern: Rechts im Vordergrunde sieht man, wie aus einem „grünen Wagen" „der olle ehrliche Seemann", Hirschfeld, Wolff, Löwy und einige andere jüdische Verbrecher aussteigen. Nicht weit von ihnen erscheint „Buschoff der Kinderfreund" mit einer Fleischerschürze und zwei großen Messern. Ein anderer Jude hat in der rechten Hand ein Messer und zerrt mit der linken Hand einen Knaben mit sich fort. Ein Schutzmann schlägt ihn mit einer riesigen Keule auf den Kopf, daß die Funken sprühen. Ein „germanisches" Weib entleert zum Fenster hinaus ein Nachtgeschirr auf die Köpfe der Abziehenden. Am Rande der Straßen stehen Erwachsene und Kinder und machen den Juden geballte Fäuste und lange Nasen. Das Brett, über das die Juden zu den Schiffen gelangen, ist so schmal und dünn, daß es zu brechen droht und daß mehrere ins Wasser fallen und ertrinken. Mit besonderer Vorliebe ist dargestellt, wie mehrere seekranke Juden sich erbrechen. Weiter hinaus auf dem

Meere sieht man Trümmer und Leichen von einem untergehenden Schiff; ein anderes ist dem Untergange nah. Natürlich sind alle Juden ins Widerwärtige karikiert.

Ein anderes Flugblatt dieser Art heißt „Der Teufel in Deutschland.“ In der Mitte sieht man Jesus, von abscheulichen Judengestalten umgeben, die ihn steinigen wollen.*) Darunter ist ein Bild „Juden an der Börse.“ Man sieht verzweifelt vor sich hinstarrende, händeringende Arier als Ruinierte und hämisch grinsende, achselzuckende Juden; einer von diesen langt noch einem falliten Arier in die Tasche. Auf einem Bilde „Juden und Bauern“ sieht man einen feisten, grinsenden Juden mitten auf dem Hofe stehen und seine diabolisch widerlichen Gehülfen das Vieh forttreiben. Der Bauer geht mit Weib und Kind, die Fäuste ballend, vom Hofe und, damit auch das „deutsche Gemüt“ in dieser Orgie auf seine Rechnung komme, nimmt ein Knabe vom Hofhund Abschied mit einem Kuß. Das nächste Bild, „Juden und Handwerker“ zeigt, wie ein Jude seine Arbeiter mit der Peitsche antreibt und wie ein anderer ein unsittliches Attentat an einem Ladenmädchen verübt. Ein jüdischer Lehrling steht auf einer Trittleiter und sieht schmunzelnd zu. Ein Bild „Juden und Studenten“ stellt eine Familie in tiefstem Schmerze dar: der Sohn, ein Student, liegt tot auf dem Bett, den Revolver in der Hand; ein satanisch lachender Jude präsentiert dem Vater einen Wechsel über 10000 ℳ. Ein anderes Bild — ich kann dich noch nicht entlassen, lieber Leser — „Juden und Mädchen“ heißt es. Mädchen werden darauf verschachert und mit Peitschen aufs Schiff getrieben,

---

*) Inkonsequenter Weise sind die Jünger Jesu mit edlem Antlitz und Heiligenschein versehen.

um nach argentinischen Bordellen verschickt zu werden. „Juden und Patienten“ heißt ein weiteres Bild: Ein lüstern grinsender, jüdischer Frauenarzt narkotisiert (vor offenem Fenster) eine Dame; eine andere verläßt in Scham und Bestürzung das Haus. Zum Schluß noch ein Bild: „Juden und Kinder“. Ein Jude zeigt einem kleinen Mädchen eine Tüte mit Bonbons und lockt es mit sich in den Wald.

Eigentlich kann man sich ja freuen, wenn die Gemeinheit sich so ganz und so naiv enthüllt. Aber ich kann mich nicht freuen. Ich habe diese Blätter immer wieder betrachtet und bin immer wieder tief traurig geworden; es hat mich vielleicht in meinem ganzen Leben nichts so tief in meinem Glauben an die Menschheit deprimiert wie diese Dinge. Man kommt garnicht zum Zorn; man steht ihnen wie einem Rätsel, wie etwas Unbegreiflichem mit schmerzlichem Staunen gegenüber. Ich mußte mich immer wieder fragen: Ist denn zwischen Menschen und Menschen eine so viehische Wut möglich! Ach nein, viehisch ist nicht das rechte Wort; das Tier hat ja nicht dieses entsetzliche Raffinement. Das zerreißt seinen Feind; aber es setzt sich nicht hin und zeichnet und schreibt mit Ausdauer und Behagen solche satanischen Gemeinheiten. Giebt es denn eine bodenlosere Verworfenheit, als einem Menschen wie diesem Buschoff, der nach eingehendsten Verhandlungen glänzend freigesprochen wurde, vor aller Welt als Mörder abzukonterfeien? Ich frage jeden wahrhaft deutschen Mann, ob es eine empörendere Insinuation für ihn giebt, als daß man ihm dergleichen Pöbeleien als Bekundungen deutschen Geistes und deutschen Gemüts zumutet. Und ich frage jeden rechtlich denkenden Mann, was das Schicksal eines Sozialdemokraten sein würde, der solche Dinge gegen das Unternehmertum veröffentlichte! Einem Sozialdemokraten

wird ein Vortrag über den „Faust“ verboten, weil die beabsichtigte Versammlung Gefahren für die öffentliche Ordnung befürchten lasse. Ich frage jeden rechtlich Denkenden, was er von der Gerechtigkeit in deutschen Landen denkt. Natürlich habe ich auch an anderen Fanatikern, und zwar auch an sozialdemokratischen, Beispiele eines ungerecht verallgemeinernden Hasses beobachtet; aber etwas, was auch nur annähernd eine so abgrundtiefe Gemeinheit bekundete wie diese Flugblätter, habe ich nie gesehen. Dergleichen liegt den Sozialdemokraten schon um deswillen ferner, weil es einer ihrer Fundamentalsätze ist, daß die Verhältnisse stärker sind als die Menschen und daß es jene zu bekämpfen gilt, nicht diese. Diese Flugblätter aber — mein Gott, begreift man das nicht? — sie sagen ja nichts anderes als: „Dieser Mensch hier mit der gebogenen Nase und dem schwarzen Haar — ich kenne ihn nicht, habe ihn nie gesehen — aber ich sage euch: er ist ein Dieb, ein Betrüger, ein Wucherer, ein Mädchenhändler, ein Unzüchtiger, ein Ritualmörder, ein Lustmörder.“ Sind wir denn noch Menschen, meine Freunde, wenn wir dazu stillschweigen? Muß denn erst euch selbst das Herz aus der Brust gerissen werden, wenn ihr Mitgefühl haben sollt? Muß denn die Canaille erst euch selbst durch den Kot schleifen und euch ins Gesicht speien, damit euer Rechtsgefühl erwache?

Ich will noch einiges aus dem Text dieser Flugblätter zitieren. Zunächst aus einer Rede, die der „deutsche Michel“ im Reichstage hält:

„Schließlich käme es bei der furchtbaren Gefahr, die dem Volksleben durch die Gesamtheit der Juden droht, auf den einen oder anderen anständigen Juden garnicht an; es ist völlig wertlos, ob er sich anständig gegen uns beträgt, sondern es kommt darauf an, ob er sich abweisend gegen die ihm wohlbekannte Gemeinheit der Judenrasse verhält, und hier

hört sein „Anstand“ gewöhnlich auf; ein anständiger Jude ist in Deutschland, wo es Millionen anständiger Männer giebt, völlig überflüssig, ja, er ist sogar in seiner angeblichen Anständigkeit höchst gefährlich; er spielt gewissermaßen die Rolle eines moralischen Lockvogels, durch den uns alle übrigen Dreckjuden als „nicht so schlimm“ mit aufgeschwatzt werden sollen. Es ist ja ein ganz bekannter Judenkniff, bei verpackten Waren obenauf ein möglichst tadelloses Probeexemplar anzubringen, und was dann unten drin ist, das ist gewöhnlich der gemeinste Schund. Nur ganz wenige Geister tauchten aus der Mitte des Judentums völkerwarnend auf, und sie empfanden dann, wie Christus, Spinoza, Uriel Acosta, sofort auch an ihrem eigenen Leibe die volle Gemeinheit der Judenrasse; daß die Juden später diese von ihnen selbst gemarterten Edelseelen den Christen wieder als Musterjuden, als ihresgleichen vorspiegelten, beweist aufs gründlichste die grenzenlose Gemeinheit dieses Packs!“

(Zu den Sozialdemokraten:) „Sie wollen essen, trinken, rauchen, möglichst wenig arbeiten, ohne väterliche Verpflichtung huren, und im übrigen ist Ihnen Ihr Vaterland mit seiner historischen Entwicklung, mit seinen Helden- und Frauengestalten, mit dem hergebrachten Bau und Typus seiner germanischen Bewohner, mit seinem heimatlichen Gemütsleben, kurz, mit allem, was man Heimatsluft und Erdgeruch nennt, vollständig gleichgiltig;*) Sie wollen den französischen Proletariern Elsaß-Lothringen wiedergeben und auf diese Weise Frankreich die Erneuerung des alten Kampfes um das linke Rheinufer nahelegen. —

So treiben Sie aus Dummheit politischen Vaterlandsverrat, und ebenso treiben Sie aus Gemeinheit Heimatsverrat, indem

*) Es hat natürlich keinen Sinn, hier zu dem Chaos von sprachlicher, stilistischer, wissenschaftlicher Unbildung und Dummdreistigkeit in diesen Zitaten irgendwelche kritischen Noten zu machen. Ein nur halbwegs Gebildeter sieht schon selbst, was man ihm hier bietet, und der Verfasser dieser Schmähungen würde, nach der Art solcher Intelligenzen, durch jeglichen Belehrungsversuch nur konfuser werden.

Ihnen jeder Jude, der Ihnen die Taschen mit Diäten vollsteckt, lieber ist, als ein deutscher Antisemit, der Ihr und Ihrer Kindeskinder Blut deutsch und rein erhalten möchte."

„Mommsen nannte den Antisemitismus „Die Gesinnung der Kanaille!" Ich weiß, daß Mommsen auch dies gesagt hat, und gestehe, daß ich selbst nicht mehr erkenne, wo in diesem Berliner Professor der Patriot aufhört und die Kanaille anfängt!"

„Alle diese Männer haben einstimmig empfunden, daß die liberale Schonzeit für die Juden vorüber ist; vierzig Jahre sind die Juden in Deutschland nicht nur geschont, sondern auch gepflegt worden, ohne daß sie irgendwie anders geworden wären, sie sind ein Volk für sich und für alle übrigen Völker dasselbe gefährliche Raubwild geblieben, und so steigt endlich der konservative Germane wieder in die antisemitischen Jagdgründe seiner Väter."

„Kinder, ich bin zu alt dazu, aber paßt ihr mir ordentlich auf die Juden auf; wenn sie zu frech werden, so haut sie dem Deuwel wieder in den Rachen, denn unser Herrgott hat sie ja selbst mit einem Fluch für die Hölle frankiert! Es wäre die größte Schande, wenn einst nach 40 oder 50 Jahren sechs oder acht Millionen Juden in Deutschland sagen sollten: Na, die Deutschen mit ihrem Christentum haben wir mit unserer Sozialdemokratie doch untergekriegt."

„Wie in Oesterreich die Katholiken unter dem Prinzen Liechtenstein Antisemiten geworden sind, so sollte auch der eine oder der andere begabte Geist im deutschen Centrum die Fahne Christi gegen das Judentum entrollen. Jeder Christ bezeugt durch sein Bekenntnis, daß er das Christentum, und jeder Jude bezeugt ebenso, daß er das Judentum für besser hält — wie kann nun ein christlicher Staat beide vor dem Gesetz als gleich gut erscheinen lassen?! Auf religiöse Details, auf Talmud und Schulchan Aruch lasse ich mich hier nicht ein; ich sage nur, daß für mich die christliche Religion hundertmal besser ist, als die jüdische; denn würde

diese auch nur um ein Haar besser sein, als die christliche, so würde ich nicht dieser, sondern jener angehören."

„Und nun nehmen Sie einmal umgekehrt an, daß alles so gekommen wäre, wie Christus es gewollt hat, daß sich nach seiner Aufforderung: „Gehet hin und taufet alle Völker!" zunächst das jüdische Volk hätte taufen lassen, dann das griechische, das römische, das germanische und alle heidnischen hinterher, nun, so hätten wir heute vielleicht überall den tiefsten christlichen Religionsfrieden, von Rassenkampf und Antisemitismus wäre in Deutschland keine Rede! So wollte es Christus! Aber umgekehrt taucht in allen europäischen Staaten der Jude als Störenfried auf; er wirkt antichristlich erstens dadurch, daß er schon durch sein bloßes Erscheinen einen körperlichen Protest gegen das Christentum ausdrückt, und zweitens, daß er unausgesetzt auf offene und geheime Weise den Völkern das Christentum wieder auszureden sucht.

Trotzdem behauptet der Jude in allen christlichen Ländern mit der größten Frechheit, daß nicht er der religiöse Ruhestörer sei, sondern daß umgekehrt die Christen Judenhetze trieben, dieselben Christen, die ihn gastfreundlich aufgenommen, die ihm die Gleichberechtigung gegeben haben! Meine Herren! Erkennen Sie dieser Frechheit gegenüber ein- für allemal an, daß der Jude, indem er sich nicht, wie Christus es wollte, damals schon in seinem Vaterland hat taufen lassen, notgedrungen den Keim zum Rassen- und Religionskampf in alle diejenigen christlichen Völker tragen muß, unter welchen er im Stil des Alten Testaments körperlich und moralisch sichtbar wird."

„Der gerechte Mund, der gesagt hat: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" der würde heute auch sagen: Gebet dem Volke, was des Volkes ist!" Des deutschen Kaisers aber sind deutsche Christen, und des deutschen Volkes göttliches Recht ist es, ein christliches Deutschenvolk zu sein und zu bleiben. „Gehet hin und lehret alle Völker," sagte Christus; mit diesem Wort erkannte er die Rassenschöpfung seines Vaters demütig an, er trug den Aposteln nicht auf, die Völker aufzu-

lösen, sondern sie bescheiden aufzusuchen und sie dort zu lehren, wo sie von Gott ihren Sitz und ihre Art empfangen haben."

„Die Antisemiten sind durchgängig arm, mittellos oder gar infolge ihrer Agitation und ihrer Opfer verschuldet — sie würden sich jedenfalls zehnmal besser stehen, wenn sie ihre politischen Talente oder gar ihre Überzeugung der Judenpresse, den freisinnig-liberalen Parteien oder gar den — jüdischen Damen zum Opfer bringen wollten, aber sie ziehen es vor, opfer- und dornenvoll für das dornengekrönte Vorbild ihrer Seele zu kämpfen, als deutsche Patrioten, als Geusen ihrer christlichen Überzeugung!"

„Deutsche wurden durch Verfolgungen besser, nur wer schon schlecht ist, kann noch schlechter werden."

„Ein einfaches Gesetz befreit das Land von dieser furchtbaren und von selbst nie endenden Plage, nehmen Sie folgende Bestimmungen an: „1. Die Einwanderung von Juden in das deutsche Reichsgebiet ist verboten. (Motiv: Damit es nicht mehr werden!) 2. Jeder Jude, der wegen Betrug, Wucher, Bankerott, Meineid oder Unzucht bestraft wird, ist nach verbüßter Strafe auf Lebenszeit aus dem Reichsgebiet auszuweisen. (Motiv: Damit es weniger werden!) 3. Juden dürfen weder besoldete, noch unbesoldete Staats- oder Gemeindeämter bekleiden. (Motiv: Die Deutschen sollen sich selbst regieren.) 4. Juden besitzen weder aktives, noch passives Wahlrecht für gesetzgebende oder Verwaltungskörper. (Motiv: Die Juden sind ein fremdes Gastvolk und haben sich dem zu fügen, was der Hausherr selbst in seinem Lande für gut hält und anordnet.) 5. Juden, die bis 10000 Mark verdienen, werden bis zur doppelten, die bis 25000 Mark verdienen, bis zur dreifachen, die bis 50000 Mark verdienen, bis zur vierfachen und die bis 100000 Mark verdienen, bis zur fünffachen Höhe der deutschen Steuerquote besteuert. (Motiv: der Jude macht viel gewissenlosere und schamlosere Geschäfte, als der Deutsche, es ist plump und thöricht, einen jüdischen Börsenschnorrer, der in einer Stunde 1000 Mark verdient, genau so zu besteuern,

wie einen Fabrikanten, der dasselbe in einem schweren Arbeitsjahr erwirbt.) 6. Für Verbrechen, auf welche für Deutsche Geld- oder Freiheitsstrafen stehen, erhält der Jude stets das doppelte Maß. (Motiv: Der Jude begeht gewisse Verbrechen doppelt so leicht wie der Deutsche und macht sich aus der Strafe halb so viel. 7. Juden zahlen nach dem Einkommen ihrer Eltern eine hohe Wehrsteuer und sind vom Heeresdienst ausgeschlossen. (Motiv: Sie korrumpieren als Sozialdemokraten die Armee, sie verunzieren die Front, und mit 1000 Thalern Wehrsteuer kann man das Land besser verteidigen, als mit 10 lebendigen Juden; die Wehrsteuer muß hoch sein, weil ein reicher Jude mehr Interesse an einem ungebrandschatzten Land hat, als ein armer Bauer oder Bürger.) 8. Das Schächten von Schlachttieren ist im Reichsgebiet verboten. (Motiv: Diese Tierquälerei ist gemütswidrig.) 9. Alle staatlichen Schulen und Gemeindeschulen sind judenrein zu halten; jüdische Schulen stehen mit ihrem Lehrmaterial unter Staatskontrolle. (Motiv: Jüdische Kinder verderben deutsche Kinder in Sprache, Sitte und Gewohnheit und stören den Unterricht durch Schabbesfeiern; die jüdischen Lehrbücher müssen fortgesetzt streng untersucht werden.) 10. Juden erlangen durch die Taufe nicht die staatsbürgerlichen Rechte eines Deutschen. (Motiv: Getaufte Neger bleiben Neger; getaufte Juden bleiben Juden; ein getauftes Negerpaar kann keinen Weißen und ein getauftes Judenpaar keinen Deutschen erzeugen. Die Taufe ist eine Wasserscheide, es muß auf die gesetzliche Errichtung einer Blutscheide zwischen Deutschen und Juden gedrungen werden.)"

Nun, meine Herren, schlagen Sie zu! Lassen Sie sich nicht durch den albernen, aber oft gehörten Gedanken aufhalten, daß die Juden ja gar nicht dafür könnten, als Juden geboren zu sein! Wenn eine Schlange vor Ihnen aufschießt, so lassen Sie das Gewürm nicht in dem professoralen Gedanken zustechen, daß die Schlange nur ihr Naturrecht ausübe, wenn sie Gift spritze. Sie schlagen sie mit blitzschnell ineinandergreifender

Richtigkeit des Empfindens und des Willens zu Boden; aber Ihr Gefühl sagt Ihnen noch mehr, als daß Sie nur ihr bloßes Recht geübt; es sagt Ihnen: Dieses Biest fuhr mit solcher Energie auf mich zu, es ist so intensiv giftig und so grundgemein, daß es doch wohl durch eine persönliche Willensart zu einem solchen Geschöpf geworden ist. Oesterreich, Frankreich, Italien stöhnen unter jüdischen Raub- und Schächterhänden; führen Sie als Deutsche, als völkerliebende Christen den ersten, entscheidenden Schlag gegen dieses internationale Gesindel!"

„Ihm (sc. dem deutschen Volke) liegt es ob, den Streit zu führen, der Schlange den Kopf zu zertreten, die sich um den Rumpf der Völker schlingt und nach dem Herzen Christi sticht!"

„Es wäre himmelschreiend, wenn die Juden, die durch ihre Wucherwechsel und Betrügereien und Unzuchtsakte und Meineide und Erpressungen in so zahllose deutsche Offiziers-, Bauern-, Handwerker- und Bürgerfamilien Unruhe, Angst, Aufregung, Empörung und Verzweiflung getragen haben, im deutschen Reich zur politischen Ruhe gelangen sollten!"

„Die Propheten standen in einem solchen Gegensatz zu dem eigentlichen Judenvolk, daß man annehmen muß, sie seien im Kern ihrer Natur Nichtjuden gewesen, wie ja auch Moses vielen als Ägypter gilt; sie erscheinen wie Rassenzersprengte, die in das dünkelvolle und lasterhafte Judenvolk wie Lichtstrahlen in die Finsternis fielen. Indem sie durch Eingebungen ihrer bewußt oder unbewußt besseren Natur das jüdische Volk in seiner Grundgemeinheit beleuchteten, setzten sie es notgedrungen in einen sittlichen Kontrast zu dem Leben aller übrigen Völker. Die Juden selbst sind zu Propheten absolut ungeeignet."

„Sendet ihnen nun Gott aus anderen Rassen Männer, die mit ihrer höheren und ehrlichen Natur wie mit einer Fackel in diese Abgründe hinableuchten und einen immer erneuten Absturz des zur Weltherrschaft emporklimmenden Judenpacks in diese trennenden Klüfte „prophezeien," so ignorieren, steinigen oder kreuzigen sie diese Männer, heute wie damals."

„Der Jude braucht also zur Deutung und zur Verwirklichung

seiner eigenen Propheten stets einer fremden Hilfe; es ist nicht ganz ungefährlich, ihm diese anzubieten, denn er schlägt durch das Gitter seines auserwählten Völkerdünkels nach solch unerwünschten Helfern, wie der Pavian nach seinen Wärtern." „Denn daß es z. B. die „deutschen" Juden riskieren würden, wie einst durch das rote Meer, so nun durch die Nordsee zu Fuß zu wandern, das kann man ihnen wohl nicht gut zumuten, zumal sie ja nach der Nordsee noch den englischen Kanal, die stürmische Bucht von Biscaya und das mittelländische Meer durchlatschen müßten. Es müssen also Schiffe zur Verwendung kommen. Im Reichstag stimmen die jüdisch-freisinnigen Parteien wohl nicht ohne Grund so krampfhaft gegen jede Vermehrung der deutschen Marine; zumal hatte der Jude Bamberger eine instinktive Angst vor allen maritimen und kolonialen Unternehmungen der Deutschen; den Juden muß also wohl von Alters her eine gewisse Witterung in den Nerven liegen, die sie veranlaßt, den Deutschen die See- und Schiffslust auszutreiben; sie hatten aber bisher kein rechtes Glück damit."

„Wenn man bedenkt, welche Völkerwanderungen die Welt schon gesehen hat, wie viele Stämme schon ganz aus der Geschichte verschwunden sind, wie hartherzig die „völkerfressenden" Juden selbst mit anderen Nationen umsprangen, wie sie die Erstgeburt der Ägypter mordeten, wie sie an einem Tage 75000 Perser hinschlachten ließen, wie sie in Rom die Christenverfolgungen anstifteten, wie sie in Spanien und Polen gehaust haben, wie sie heute in Galizien und Ungarn sich Alles unterwerfen, wie sie junge Mädchen in ganzen Scharen in die Bordelle des Orients und Südamerikas verschleppen, sollte wohl niemand diese Judenauswanderung sentimental nehmen, sondern sie eher als ein echtes deutsches Volksfest mit Tanz, Musik und Freibier feiern! Die erbärmliche Sentimentalität unserer Zeit verhindert immer mehr, daß große weltgeschichtliche Ereignisse geschehen."

Wie durch den Bau der Erde, so kann man auch durch den Bau des Menschen Breitegrade ziehen. Der jüdische

Breitegrad geht durch die niedere Portemonnaie- und Sinnengegend, die deutschen Breitegrade liegen zwischen den idealen Regionen des Herzens und des Geistes; aus den höchsten Kräften des Gemüts und der Vernunft ist die gewaltige Christenkultur der Deutschen hervorgegangen, um Schacher und Geilheit dreht sich das niedrige Getriebe der Juden, heute wie damals! So müssen sie auch geographisch wieder in die niederen Breitegrade zurückgebracht werden. Dort können sie wieder ihren alten bequemen Kaftan anziehen, der ihre häßlichen Körperformen besser verhüllt, als die kurze europäische Tracht oder gar die knappe preußische Uniform, in der sie, Carikaturen gleich, auch dem gutmütigsten Menschen ein Lächeln abnötigen; dort können sie mit den Sudanesen und Beduinen schachern, die sich, wenn es zu toll wird, mit ihren leichtgezückten Waffen besser gegen den Judenschwindel verteidigen können, als der arme Deuische mit dem römischen Recht; dort können sie offen Vielweiberei treiben, ohne Kinder, Mädchen und Frauen verführen zu müssen; der Jude ist nun einmal als Orientale der geborene Polygamist, wie die unaufhörlichen Skandalgeschichten aus dem jüdischen Sittenleben beweisen, also gehe er auch in den Orient, wo die Sinne heißer fliegen als im abgekühlten Norden, wo er so ekelhaft in „goischer Waare“ macht!“

„Es geht ihnen jedes Mal wie ihrem Stammvater, dem Lucifer; je höher sie in ihrem Machtdünkel klettern, desto tiefer ist ihr Fall; sie verlassen dann mit Gestank das Haus ihrer Gastvölker, töten die Erstgeburt, stehlen, was noch zu stehlen ist, und schimpfen und kreischen ihren Gott um Rache an — aber draußen sind sie!“

„Mit einem Volk von dieser hochnasigen und hundsgemeinen Gesinnung ist allerdings eine Lebensgemeinschaft auf die Dauer undenkbar.“

„Er will nicht denselben Sonntag mit den Deutschen feiern, nicht dieselben Sittengesetze halten, nicht dieselben Speisen essen, nicht dieselben Ehen eingehen, nicht auf demselben Kirchhof liegen.“

„Als „Oberhaupt der Christenheit" darf der Pabst die christlichen Völker in diesem furchtbaren Kampf nicht im Stich lassen; raffen sich die Völker zur Einberufung eines Kongresses auf zur endlichen Lösung der Judenfrage, so würde dieser Kongreß durch die päbstliche Teilnahme die höchste christliche Wucht erhalten, die notwendig ist, um das antichristliche Element aus allen christlichen Kulturstaaten endgültig zu entfernen.

„Die Natur des Teufels zn ergründen, ist sehr schwer. Es giebt jedoch ein Mittel, auf einige seiner Eigenschaften zu schließen. Vor der Vernunft nämlich kann der Teufel nur als das absolute Gegenteil Gottes bestehen. Seine Eigenschaften müssen also den Eigenschaften Gottes absolut entgegengesetzt sein. Die Eigenschaften Gottes lehrt nun der christliche Katechismus. Verkehrt man sie in ihr Gegenteil, so muß der Teufel sichtbar werden. Es giebt kein anderes Mittel, ihn zu beschwören. Und diesem Mittel folgt er. Er wird sichtbar; immer deutlicher; immer wesentlicher; immer leibhaftiger, bis er, wie Shakespeare sagt, „in der Gestalt eines Juden" (!!) vor uns steht."

„Obgleich alle Völker auf Erden den Juden für einen häßlichen Menschen halten, hält er sich selbst für besonders schön.

Das Einzige, was man den Juden als Gegenbeweis unter die Augen halten könnte, sind die amtlichen Militäraushebungslisten aller civilisierten Länder, aus denen sich übereinstimmend ergiebt, daß die Juden allerdings an scheelen Augen, ungleichen Schultern, schwachen Brüsten, schiefen Rücken, krummen Beinen, platten Füßen und niedrigem Körperwuchs das Vollkommenste leisten, was an körperlicher Unvollkommenheit geliefert werden kann."

„Es mag nur die eine Thatsache gegen ihn sprechen, daß die Frauen germanischer Völker selbst dann, wenn schon der Schnee des Alters auf ihren Scheitel fällt, ihre reinen und klaren Züge und Bewegungen und die schöne Haltung des Wuchses bewahren, während dem jüdischen Weibe oft schon in den zwanziger, sicher aber in den dreißiger Jahren das ver-

fallende Alter mißfärbend, furchenziehend oder formverschwemmend naht. Die Juden sind eben ein altes sündiges Volk, das naturgemäß auch in der Jugend seiner einzelnen Individuen äußerst schnell wieder der Altershäßlichkeit der Gesamt-Rasse zueilt, so schnell sogar, daß man selbst unter der frühesten jüdischen Kindheit schon ungewöhnlich viel häßliche, scharf markierte, pessimistisch überkluge Altersprodukte vorfindet, die sich mit der frischen, blanken Heiterkeit der deutschen Jugend gar nicht vergleichen können und darum niemals mit ihr, wie mancher deutsche Lehrer und manche deutsche Lehrerin zugeben wird, in Berührung kommen sollten. Der Teufel bleibt am besten isolirt."

„So bilden die Juden ein Volk ohne Kraft, ohne Anmut und ohne Heiterkeit; keine „Göttertugend" besitzt es äußerlich in Schillers und der Griechen Sinn; dafür aber fehlt ihm innerlich keine einzige Teufelseigenschaft nach dem Geist des Christentums."

„Der Katechismus lehrt folgende Eigenschaften Gottes:
Gott ist gütig;

der Teufel muß also voll Haß gegen die Menschen sein, und der Jude ist es." „Sie halten sich nun einmal für das leitende Volk, obschon sie ganz handgreiflich nur wie Kulturläuse auf den segensreichen Einrichtungen eines anderen Volkes sitzen."

„Gott offenbart sich, der Teufel verleugnet sich; er zeigt sich gerade in diesem Punkt auf das Schlagendste als das absolute Gegenstück Gottes und somit als der — Urjude."

„Gott ist barmherzig;

der Teufel muß also unbarmherzig sein, und der Jude ist es. Kann es etwas Herzloseres geben, als einen hilflosen Bauern abzuwuchern und von seinem liebgewordenen Hof zu vertreiben, einen leichtherzigen Offizier, einen unerfahrenen Studenten durch Wechselschulden in den Tod reiten, Mädchen in überseeische Bordelle zu verkaufen oder arglosen Kindern planvoll den Hals abzuschneiden?

Was hat Christus nicht alles von den Juden ertragen?

Verleugnet und beschimpft, hat er doch am Kreuze selbst die gütige Ruhe seines Geistes nicht verloren. Aber zu einem Juden braucht man nur „Jude“ zu sagen, und sofort stürzt er zum Staatsanwalt und schreit um Rache. Die Juden rasten ja förmlich vor Wut, als der gelassene Pilatus kein Fehl an Christus zu entdecken vermochte und die Auslieferung Christi sich verzögerte. „Gieb Barabbam frei! Barabbam, Barabbam!“ brüllten sie schäumend wie unvernünftige Tiere. Und als endlich der Heiland das Kreuz nahm und sich noch einmal auf dem Wege zum Tode einen Augenblick setzen wollte, da war es der Jude Ahasver, der ihn voll zorniger Ungeduld von der Schwelle seines Hauses stieß.“

„Gerecht kann eigentlich nur sein, wer recht und richtig in seinem Wesen ist; der krumme, schielende Jude aber ist so unrichtig konstruiert, daß man wohl begreifen kann, warum kein Volk jüdische Richter über sich dulden wollte.“

„Verrate einem Juden einen reichen Bauer, der in zufälligen Nöten ist, und er giebt dir Geld dafür, zeige einem Juden einen Offizier, der leichtsinnige Wechsel ausstellen will, und er giebt dir Geld dafür, zeige einem Juden ein Mädchen, das zu verführen ist, und er giebt dir Geld dafür; für alle Laster und Gemeinheiten giebt der Jude etwas; Tugenden zu pflegen und wecken, ist ihm zu langweilig.“

„Gott ist wahrhaft;

der Teufel muß also mordsmäßig lügen und der Jude thut es. Der Jude lügt mit und ohne Zweck.“

„Man braucht einem echten, kleinen, schwarzen, krummen, verbogenen und verlogenen Juden nur Hörner aufzusetzen, und der unruhig bewegliche Teufel ist fertig. „Höllenmohr“ nennt den Teufel Walther von der Vogelheide, während umgekehrt Ossian von zwei germanischen Gestalten sagte: „Sie standen wie zwei Lichtstrahlen in der Schwelle ihres Hauses,“ ein dichterisches Bild, das Schiller geradezu göttlich fand. Zwei Juden hätten natürlich wie zwei dunkle Schatten dortgestanden.“

„Der größte germanische Dichter Shakespeare nennt den

Juden (!!) geradezu den eingefleischten Teufel. Er sagt es von Shylock. Heinrich Heine log dagegen, daß einmal eine blasse Engländerin hinter ihm in einer Loge bei der Verurteilung Shylocks gewimmert habe: „O, Gott, diesem Manne geschieht unrecht!“ Auch heute sind ja noch viele jüdische Schriftsteller und Schauspieler beflissen, aus Sylock einen unschuldig leidenden Charakterhelden zu bilden, ebenso wie sie es mit ihrem ganzen Judenvolk machen möchten; aber Shylock ist nach Shakespeare kein leidender „Patriarch,“ sondern eine echte venetianische Kanalratte, die eine Zechine nach der andern in ihr Ghettoloch schleppt und nun auch einmal ein Stück christlichen Herzfleisches dahintragen möchte.“

„So erscheint er ja in der Volksphantasie als ein ganz eigentümlicher Herr mit Hörnern, Pferdefuß und Kuhschwanz. Die Hörner sind ihm wohl gewachsen, weil er den bösen Drang hat, Alles gleich niederzubocken, was ihm in seiner happigen Gier nach der Oberleitung über die Welt nicht aus dem Weg geht; den Pferdefuß hat er vielleicht, weil er sich, so einschmeichelnd er sich auch mit dem einen Bein vorzuschieben weiß, doch wieder bald auf die wildeste Flucht begeben muß; und den Kuhschwanz endlich hat er wohl, damit man ihn ab und zu einmal dran zippen und schließlich wieder in sein altes Höllenloch zurückziehen kann. Das intolerante, landflüchtige und schließlich wieder in die Hitze Ägyptens rückfällige Judentum ist auch an diesen drei Merkmalen deutlich erkennbar. Der Teufel will es nun einmal nicht anders; denn zu seinen Hauptmerkmalen gehört auch die absolute Unverbesserlichkeit. Schon Leibniz hebt in seiner Theodicee hervor, daß, bereits nach dem Glauben der alten Kirchenlehrer, „der Teufel freiwillig, inmitten seiner Qualen, von Gott fern bleibt und sich nicht durch Unterwerfung loskaufen will; er haßt und lästert Gott; und ein solcher Zustand muß notwendigerweise die Fortdauer seines Elends zur Folge haben.“ So schreibt Leibniz, einer der größten Geister aller Zeiten und Völker, über den Teufel; paßt nicht jedes Wort, was er spricht, auf die Juden?

Blieben sie nicht inmitten ihrer Jahrhundert alten Qualen freiwillig dem christlichen Gottestum fern? Hassen und lästern sie das Christentum nicht? Und muß ein solcher Zustand inmitten christlich lebender Völker nicht notwendigerweise die Fortdauer ihres Elends zur Folge haben? Und wie gut hätten die Juden es in Deutschland haben können! Franzosen, Holländer, Salzburger sind ebenso landflüchtig nach Deutschland gekommen wie die Juden; aber während jene mit ihrem Blut und Gut in ihr neues Vaterland freiwillig untertauchten, blieben die jüdischen Moralidioten nicht nur krampfhaft in ihrem auserwählten Blutdünkel isoliert, sondern diese Satanssöhne bildeten sich und bilden sich auch heute noch ein, sie müßten eigentlich die wahren Gottesherren in Deutschland sein!"

„Man halte den Juden diesen Bilderbogen nur sehr dicht unter die Augen; dann wird man an ihrem Fluchen und Prusten und Feuerspucken und Polizeischreien sehr bald merken, daß sie sich erkannt fühlen."

„Gott ist allwissend und allweise;

der Teufel muß daher vor Dummheit und vor Unwissenheit stinken, und der Jude thut es. Was Juden wissen, ist höchstens toter Gelehrtenkram; lebendiges Wissen, das die Zeit erneuert und die Zukunft bestimmt, geht nicht von ihnen aus. Ja, sie sind so dumm, daß sie nicht einmal wissen, daß sie nur dumme Teufel sind, und abgrundtief unter jedem anderen Kulturvolk stehen."

Es ist mir nicht leicht geworden, diesen entsetzlichen Schmutz aufzurühren. Aber man kann den Juden ja nicht wirksamer helfen, als wenn man dergleichen Dinge zur Kenntnis des anständigen Publikums bringt. Davor muß alles zurückschaudern, was auch nur einen kleinen Rest von Herz oder Hirn in sich trägt. Noch schrecklicher als die Roheit stiert einen aus diesen furchtbaren Ausbrüchen die Dummheit entgegen; sie ist ja immer schrecklicher als die Roheit. Der nur rohe Mensch hat

noch einen Schimmer vom Bewußtsein seiner Niedrigkeit; aber dieses Bewußtsein kann ja der dumme Mensch nicht haben! Aber neben aller Stupidität diese perfide Gerissenheit, die sich mit der Dummheit bekanntlich vortrefflich verträgt. Ich hielt es für notwendig, diesen Unflat einmal näher ans Licht der Öffentlichkeit zu kehren. Kann man sich vorstellen, daß dergleichen dem gesitteten und gebildeten Teile unseres Volkes bekannt sei? Nein! Jeder Deutsche, der dieses Namens wert ist, wird aus schmerzlich empörtem, stolzem Herzen rufen: „Nein, natürlich nicht!“ Nach meinen Erfahrungen ist diese Litteratur in den geistig besseren Kreisen unbekannt. Und für diese hat der anonyme Verfasser sie auch nicht bestimmt. Man wird bemerkt haben, daß das „religiöse“ Moment mit Vorliebe betont wird. Die Hoffnungen der Judenhetzer richten sich nämlich auf die Zentrumspartei. Wie in Österreich, so möchten sie in Deutschland sich an die breite Schleppe der Kirche hängen. Sie fühlen ganz richtig, daß die „religiöse“ Finsterniß, der stumpfsinnige Aberglaube, der bornierte Konfessionalismus gewisser Volkskreise den besten Boden für ihre Saat hergeben würden. Im klaren Lichte vernünftiger, praktischer Erwägungen hetzt es sich schlecht, im mystischen, ewig unaufhellbaren Dunkel religiöser Gefühle und theologischer Begriffe um so besser; es muß bartholomäusnächtig hergehen bei solchen Kulturkämpfen: einerlei, ob der Jude anständig ist oder nicht, ja, zuletzt, wenn der richtige Paroxismus der Bestialität erreicht ist, gilt es auch gleich, ob Katholik oder Protestant, ob Jude oder Nichtjude: schießt nur, der Herr wird die Seinen schon kennen und schützen.

Ich habe dem Leser diese antisemitischen Gerichte vorgesetzt, um schlagend zu beweisen — was von einigen freisinnigen und radikalen Leuten noch nicht begriffen wird — daß der Antisemitismus eine Partei des Pöbels,

wie Mommsen gesagt hat: die „Gesinnung der Kanaille" ist. Ich selbst habe oben schon einschränkend bemerkt, daß ich mir einen Antisemitismus gebildeter Menschen, einschließlich der gebildeten Juden, denken kann, und ich habe betont, daß auch ein unvernünftiger Judenhasser im Bereich seiner Vernunft ein anständiger Charakter sein könne. Ich habe solche Antisemiten kennen gelernt; sie gehörten allerdings regelmäßig zu denjenigen unter meinen Bekannten, die mit Gaben des Geistes von der Natur am stiefmütterlichsten bedacht waren. Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß keine Gesinnung den tierischen und pöbelhaften Instinkten verrohter und verdummter Volkskreise so gelegen ist wie der Judenhaß. Nicht jeder Antisemit ist pöbelhaft — bewahre! — aber der Mob, die Klasse der Ballonmützen, der Rowdies, der Hexenverbrenner und Teufelaustreiber, kurz: der intellektuelle, der moralische und religiöse Pöbel bildet den großen Resonanzboden für alle antisemitischen Hetzworte. Hermann Bahr mit seiner Vorliebe für das Nervengebiet, dem er seine psychologische und physiologische Nomenclatur fast ausschließlich entnimmt, hat in dem Antisemitismus die gerade beliebte, moderne Emotion aufregungsbedürftiger Nerven gefunden. Die wollüstige Erregung einer großen Liebe fehle unserer Zeit, meint er, und so greife man zum erregenden Gift des Hasses; die Juden nehme man nur als ein bequemes Objekt des Hasses. Dies Letztere ist sehr hübsch; das Wort „bequem" ist sehr treffend; weil sie so bequem zu erkennen und zu unterscheiden sind, deshalb sind die Juden für den Pöbelhaß, der doch nicht erst suchen und nachdenken kann, ein so gutes, unverfehlbares Ziel. Aber Herrmann Bahr vergißt, daß die Antisemiten durchgehends von anderer Nervenkonstitution sind als er. Ich leugne entschieden, daß die sensitiven und hypersensitiven Kulturmenschen ein nennenswertes Kontingent zu den Juden=

hassern stellen. Im Gegenteil: der Antisemitismus ist eine Gesinnung der robusten, vierschrötigen, unkultivierten Spießbürgernaturen, die für gewöhnlich die apathische Ruhe des verdauenden Rindes lieben, in denen aber, wenn man sie irgendwie und -wann einmal mit demagogischer Geschicklichkeit reizt, die zornmütige Bestie genau so blindlings reagiert wie in dem Ochsen, dem man ein rotes Tuch zeigt. Es giebt keinen ununterbrochenen Siegeslauf des Guten in der Welt, keine stetig geradeaus laufende Linie des Fortschritts. Wir stehen in einer Zeit, da berechnende Herrschsucht und tierischer Stumpfsinn reagieren gegen den Fortschritt der Aufklärung, der Kultur, der Freiheit. Klerikalismus und Junkertum sind die Reaktion der Herrschsucht; der Antisemitismus ist die Reaktion der Bestie. Eine Reaktion unterstützt die andere, und gelegentlich fallen beide zusammen. Ein Adel z. B., der Flugblätter wie die zitierten heimlich und stillschweigend gutheißt, fällt durchaus mit der Kanaille zusammen und wird billiger Weise von dem simpelsten Bürger eines fremden Kulturstaates wie England mit vornehm staunendem Ekel betrachtet.

Kommen wir zum Schluß. Hermann Bahr hat bei seiner Erklärung vergessen, daß es außer den zentripetalen Nerven auch zentrifugale Nerven giebt; mit anderen Worten, daß nicht nur Reize von den Nerven zum Gehirn gehen, sondern auch vom Gehirn zu den Nerven. Allerdings, je unkultivierter, unentwickelter ein Mensch ist, d. h. je schwächer sein Zentrum, das Gehirn, entwickelt ist, desto mehr beherrschen ihn die peripherischen, die äußeren, sinnlichen Reize, die Empfindungen, die mehr oder weniger animalischen Gefühle. Aber darum eben kann man Kulturfragen nicht allein nach Nervenzuständen beurteilen; es kommt immer in erster Linie auf das Bewußtsein und seinen Inhalt an

Vorstellungen an. Ich bin davon ausgegangen, daß der Vorstellungsarme sich gegen das Neue, das Fremde, das Andersgeartete sträubt, und habe die verschiedensten Erscheinungsformen dieses Konservatismus beleuchtet, soweit sie für den Judenhaß in Betracht kommen. Die Juden sind anders geartet und leben anders als ihre Umgebung und fallen dadurch auf. Börne sagte, der eine rechne es ihm zur Schande an, der andere zum Ruhme, keiner aber vergesse, daß er ein Jude sei. Das ist eine sehr wichtige Thatsache. Der Pöbel wird sich immer wieder an den Juden reiben, so lange sie eine Nation, ein Stamm für sich sind, so lange sie abweichen. Wie ich fest davon überzeugt bin, daß die Nationen innerhalb einer großen Völkerfamilie immer mehr verschwinden werden, wie schon jetzt infolge von Eisenbahn und Telegraph die nationalen Unterschiede immer mehr zurückweichen, so bin ich fest überzeugt, daß die Juden in den anderen Nationen aufgehen werden. Wie Heine und Börne sehe ich die Aufgabe des Judentums in der Emanzipation vom Judentum, wenigstens vom nationalen Judentum. Die orthodoxen Juden, die einer Vermischung und Assimilation widerstreben, müssen sich nicht wundern, wenn man ihnen wieder mit nationaler Starrheit begegnet. „Mit welchem Maß ihr messet, wird man euch wieder messen." Für den starren Konservatismus des orthodoxen Juden wird das Judentum wirklich das, als was es Heine bezeichnet: ein Unglück. Denn die jüdische Religion enthält zwei sehr heterogene Elemente: einen sehr hoch entwickelten Idealismus und einen tiefstehenden Formalismus. Die Gottesidee und die Ethik der Juden sind nach meiner Meinung vollkommener als die irgend einer anderen Konfession; aber keine Konfession hat etwas so Kleinliches aufzuweisen wie das jüdische Ritualgesetz und seine Apologetik. Die jüdische Ethik

wird sich vielleicht einmal die Anerkennung erzwingen, daß sie weit höher stehe als zum mindesten die praktisch geübte Ethik des Christentums von heute; der Gedanke, daß es Gott wohlgefällig sei, wenn man am Sabbath kein Taschentuch bei sich trage, wird sich nicht die Welt erobern. „Der Horizont des Gesetzes ging vom Berge Nebo bis ans Westmeer" sagt Eduard Reuß mit Recht. „Von dem Werden der Dinge," sagt derselbe Forscher, „hat die Überlieferung keinen Begriff: das Gewordene, zum Teil willkürlich Festgestellte, gilt ihr als das allein Wirkliche, über welches hinaufzudringen dem unermüdlichen Scharfsinn der Schulen nie einfiel. Dieser ergötzte sich nur daran, die Zugänge zum Baume der Erkenntnis durch den wuchernden Zaun der Satzung zu versperren." Derselbe Gelehrte sieht in der religiösen Entwickelung des Judenvolkes vier Elemente, die nach einander in den Vordergrund treten: „Individualismus (die Zeit der Helden), Idealismus (die Zeit der Propheten), Formalismus (die Zeit der Priester) und Traditionalismus" (die Zeit der Schriftgelehrten). „Daß hiermit das Ganze sich nicht als Fortschritt zu erkennen giebt, liegt auf der Hand. Das gesetzliche Judentum ist gewiß nicht der adäquate Ausdruck für das Ideal der Propheten." Die jüdischen Zeloten werden weder dies zugeben noch werden sie Spinoza beifallen, der das Gesetz als eine Summe von Vorschriften für ein rohes, noch wenig entwickeltes Volk auffaßt, das wie die Kinder behandelt werden mußte, die der Vernunft noch unzugänglich sind und die Vortrefflichkeit der Tugend, die wahre Glückseligkeit noch nicht kennen. Bekanntlich hatte das Ritualgesetz die Tendenz, die vollkommene, hermetische Abschließung der Juden von den Nachbarvölkern zu bewirken, damit ihre monotheistisch-ethische Entwickelung keine Störungen (für die das jüdische Volk bekanntlich

sehr empfänglich war) erfahre. Das gelang vollständig. „Die Liebe der Hebräer zu ihrem Vaterlande," sagt Spinoza, „war keine gewöhnliche Liebe, sie war Frömmigkeit, welche zugleich mit dem Haß gegen die andern Völker durch den täglichen Gottesdienst so gehegt und genährt wurde, daß sie zur zweiten Natur werden mußte. Denn ihr täglicher Gottesdienst war nicht bloß ganz anderer Art als der Gottesdienst der anderen Völker, (woher es auch kam, daß sie eine ganz eigentümliche und scharf abgesonderte Stellung unter allen Völkern einnahmen), sondern geradezu gegen diesen gerichtet. Aus solcher täglich wiederkehrenden feindseligen Erwähnung mußte ein dauernder Haß entstehen, der tiefer als irgend etwas in der Seele wurzelte; denn es war ein aus großer Gottergebenheit und Frömmigkeit entsprungener Haß, der für fromm gehalten wurde, und einen stärkeren und hartnäckigeren kann es fürwahr nicht geben." Die Juden waren ursprünglich die Virtuosen des Nationalhasses; er war ihre Spezialität, und wohl liegt eben darin die Tragik des Judentums, daß den Juden, soweit sie gläubig sind, wenn auch nicht der nationale Haß, so doch die nationale Absonderung noch als religiöses Gebot gilt. Will ein Jude diese Absonderung aufrecht erhalten, so wird er zwar von jedem kultivierten Mitmenschen verlangen dürfen, daß er ihn nicht darum verfolge und hasse, daß er ihn schütze gegen den Pöbel, den diese Absonderung als solche erbost — aber das wird dieser Jude als selbstverständlich betrachten müssen, daß das von Börne charakterisierte Gefühl der Absonderung ihm gegenüber niemals aufhört. Das kommt auf sein eigenes Konto. Der Jude, der sich weigert, an meinem Tische Gast zu sein, erinnert mich daran, daß er ein anderer sei als ich — dafür kann ich nicht. Ich kann ihn gewiß trotzdem von Herzen gern haben; ich kenne orthodoxe

Juden, die mir außerordentlich sympathisch sind; aber wenn sich im Falle eines Konflikts das böse Gefühl der Absonderung einstellt, dann ist der Nichtjude nicht verantwortlich. Es gehört schon eine ziemlich hohe Kultur dazu, mit einem Menschen, der in meinem Hause kein Glas Wein annimmt und der sich mit einem Menschen meines Stammes niemals verbinden würde, genau so unbefangen zu verkehren wie mit einem Stammesgenossen; es ist also gewiß nicht zu verwundern, wenn der durchschnittsmäßig gebildete Mensch zu einer solchen rein-menschlichen Unbefangenheit nicht gelangen kann.

Die religiösen Dogmen und Formeln werden eben überall da zur menschenverderbenden Drachensaat, wo sie die Religion, dieses heiligste, individuellste, freiheitbedürftigste, keuscheste aller Gefühle durch einen egalisierenden Zwang profanieren und ertöten.

Natürlich will ich mit dem Gesagten nicht ausdrücken, daß die Juden Anspruch auf menschliche Gleichberechtigung haben, wenn sie sich schleunigst germanisieren, mit andern Worten, daß wir die Juden nur uns gleich achten können, wenn sie keine Juden mehr sind. Die Voraussetzung für ein gesellschaftliches Zusammenleben mit ihnen: die Befolgung der Gesetze, wird durch ihre Religion und ihre sonstigen Eigentümlichkeiten jedenfalls nicht in Frage gestellt. Und im übrigen wäre es kein Verdienst, in einem völlig Gleichgearteten den Menschen zu achten; der Adel eines wahren Kulturmenschen bekundet sich darin, daß er auch in dem Andersdenkenden und Andersgearteten den Mitmenschen zu erkennen vermag. Auch können die Juden nicht in wenigen Jahrzehnten, auch noch nicht in einem Jahrhundert in unserer Nation aufgegangen sein. Aber der Prozeß vollzieht sich unaufhaltsam; er vollzieht sich umso schneller, je weniger man die Juden durch Verfolgung in ihre jüdische Sonderart und Solidarität

zurückdrängt. Wo viele Juden nahe zusammenleben, vollzieht sich die Germanisierung natürlich langsamer; schon der ausgeprägtere Typus weist darauf hin; wo sie dagegen weit versprengt zwischen lauter „Germanen" leben, da macht die Assimilation sichtliche Fortschritte. Ich habe manche Juden aus solchen Gegenden kennen gelernt, die bereits in vieler Beziehung germanisiert waren. In einer kleinen, einklassigen jüdischen Gemeindeschule Mitteldeutschlands sahen die ca. 30 Schüler mit einer oder zwei Ausnahmen so germanisch aus, daß ich sie nicht für jüdische Kinder gehalten hätte, wenn mir dies nicht vorher bekannt gewesen wäre. An sich setzt die jüdische Natur der Germanisierung keinen Widerstand entgegen. Es ist wider alle Natur, daß sich ½ oder ¾ Millionen in künstlich erhaltener Sonderart gegenüber 50 Millionen erhalten sollten. Und gegen die Naturgesetze ist selbst das jüdische Ritualgesetz nur eine ohnmächtige Sache. Es wird die notwendige Entwickelung nicht hindern. Die minderwertigen Bestandteile des jüdischen Blutes werden wir schon überwinden; es wäre ja ein hundserbärmliches Nationalbewußtsein, das sich nicht einmal zu dieser Zuversicht aufschwänge, und die vielen guten Bestandteile des jüdischen Blutes könnten wir ruhig willkommen heißen. Es kann uns Deutschen garnicht schaden, wenn wir ein bißchen jüdisch werden.

„Die neue Bildung," sagt Gust. Freytag, „hat auch die Juden gehoben, ihr Fanatismus ist geschwunden, seit der christliche Eifer aufhörte sie zu verfolgen. Und die Enkel der asiatischen Wanderstämme sind unsere Landsleute und brüderliche Mitstreiter geworden." Wer Hermann Bahrs wertvolles Buch über den Antisemitismus liest, kann dort zahlreiche ähnliche Urteile geistig hochstehender Personen finden. Der Antisemitismus ist an der Arbeit, jene glückliche Entwickelung zu unter-

brechen und vielleicht auf Jahre hinaus zurückzuschrauben. Ich habe gegen den Judenhaß geschrieben, nicht, um wütende Antisemiten zu bekehren, sondern um noch nicht ergriffene Geister vor ihm zu bewahren. Bei einem Waldbrande, der nicht zu löschen ist, pflegt man rund um die Brandstätte Lücken zu schaffen, so daß das Feuer endlich aus Mangel an Nahrung auf seinen Herd beschränkt wird. Der Judenhaß muß dort, wo er wütet, ausrasen; aber indem man in den nicht ergriffenen Köpfen nach Kräften das dürre Holz des Aberglaubens kappt und wegräumt, entzieht man dem Antisemitismus dasjenige, wovon er sich nährt. Und doch noch eins. Wenn meine Gründe gut sind, dann werden sie auch die Eigenschaft der guten Gründe haben, daß sie nachwirken. Vielleicht, daß einem Judenhasser, der jetzt dies Buch mit Verachtung fortschleudert — man sieht, ich bin auf das Beschämendste gefaßt — später, wenn er mich und mein Buch längst vergessen hat, doch der eine und andere Grund in aufdämmernder Seele emporsteigt und daß sie ihm dann schon ziemlich einleuchtend erscheinen.



Was ist der Glaube, und was ist er uns?

(Betrachtungen über Wesen und Wert des religiösen Glaubens.)

Ein altpreußischer Dorfschulmeister wurde einmal gefragt, wie er eigentlich dazu komme, den ganzen Inhalt des Luther'schen Katechismus zu glauben. Vielleicht beobachtete der Frager an dem Gefragten eine besonders banale Geistesrichtung, und vielleicht wunderte er sich darüber, neben einer solchen Banalität eine religiöse Überzeugung zu finden. Der Dorfschulmeister entgegnete: „Warum soll man es nicht glauben? Wenn's nachher nicht wahr ist, was wir geglaubt haben, nun so hat's uns doch nichts geschadet; wenn's aber wahr ist, dann sind wir fein heraus.“ Der Mann hatte sicherlich keine Ahnung, wie richtig er die psychische Grundlage des religiösen Glaubens kennzeichnete.

Als ich mein „Offenes Visier!“ herausgegeben hatte, in welchem Buche u. a. der Konflikt zwischen Glauben und Wissen beleuchtet wird, da ließ ich ein Rezensionsexemplar auch an die Kreuzzeitung senden. Meine Erwartungen wurden übertroffen: die Kreuzzeitung schimpfte noch weit besser, als ich gehofft hatte. Sie wurde damals noch von Friedrich Wilhelm v. Hammerstein redigiert und hatte kurz vorher den „großen Volksmann“ Stöcker gegen mich verteidigt und erklärt, nicht mein Epigramm über den Heine-Verdammer Stöcker, sondern mein Sinnspruch über die rückhaltlose Würdigung eines großen Geistes und eines edlen, reinen Herzens passe

auf diesen „großen Volksmann“ — damit meinte sie eben Stöcker. Der wackere Rezensent zieh mich aller Arten von Unfähigkeit, war aber schonend genug, nur Beweise für seine eigene Unzulänglichkeit beizubringen. Meine Erklärung, daß der Glaube die zuversichtliche, hoffende Annahme eines Nichtgewußten sei, zeugte ihm von einer wahrhaft ungeheuerlichen Unwissenheit auf dem Gebiete der Logik und Psychologie.*) Er wußte nicht, daß diese Erklärung aus der Bibel stammt, wie es denn auch sonst nicht selten vorkommt, daß sehr orthodoxe Leute sich durch Unkenntnis der Bibel blamieren. An einer einzigen Stelle raffte er sich zu einer Gegenbehauptung auf. Er sagte: „Der Verfasser sucht den Glauben auf das Gebiet des Intellekts zu spielen, als bedeute er einen unsicheren Grad des Wissens oder eine beliebige Vorstellung. Er hat keine Ahnung davon, daß Glauben und Wissen zwei gänzlich verschiedenen, aber im wirklichen Leben vielfach in einander liegenden Gebieten angehören, die sich wechselseitig nicht zerstören (die Gebiete?), sondern ergänzen, und daß alles dem Menschen Köstliche und Unentbehrliche, wie Liebe, Freundschaft, Treue, Vertrauen ꝛc. mit dem Glauben seine Quelle in der sittlichen Freiheit des Menschen hat, die im Willen sich gestaltet. Die höchste sittliche That des freien Menschen ist der Glaube.“

Ich gebe zu, daß das für so wenige Zeilen Konfusion genug ist. Dieser anonyme Logiker, Psycholog und Rezensent verwechselt zwei elementare Begriffe miteinander: Den Glauben und den Willen zum

*) Natürlich meint der Brave nicht „Unwissenheit“ auf dem Gebiete der Logik, sondern „Unfähigheit“. Den Unterschied zwischen Logik lernen und Logik üben, wie ihn u. a. Herbart berührt, kannte er wohl nicht, wenigstens war seinem Stil eine so eminent subtile Unterscheidung zu schwer. Aber dergleichen ist noch für unseren Logiker, der mir auch „Mißbrauch der Sprache“ vorwarf, ein sehr leichter Verstoß; man wird noch andres erleben.

Glauben, und damit verwirkt er eigentlich das Recht, weiter beachtet zu werden; eine solche Verwechselung würde man sich schon bei einem Streit am Biertisch verbitten. Aber der gelehrte Anonymus soll mir gute Dienste als Ausgangspunkt leisten, deshalb lasse ich ihn noch nicht los. Soviel ich weiß, ist es unter Gebildeten allgemeiner Brauch, vom Gottes**begriff** zu sprechen, und wenn man den dünnsten Leitfaden der christlichen Dogmatik aufschlägt, so wird man die notae essentiales, die wesentlichen Merkmale dieses Begriffs genannt und die Forderung erhoben finden, daß wir uns bemühen sollen, Gott zu erkennen und zu verehren. Nun kann man über die Verbindung von Intellekt und Willen recht verschieden urteilen, man kann sie von einander mehr oder weniger abhängig oder unabhängig denken; aber ein Mensch, der Begriffe für Objekte des Willens hält anstatt für Objekte des Intellekts und der mit dem Willen erkennt anstatt mit dem Verstande: ein solcher ist unter Gebildeten schwerlich zu entdecken, es sei denn in der Redaktion der Kreuzzeitung. Wenn der gelehrte Anonymus in seiner Christenlehre besser aufgepaßt und ebenso viel gelernt wie geglaubt hätte, so hätte er auch gewußt, daß jene Lehre ein Gebet um Glauben kennt, und er hätte das Stoßgebet gekannt: „Herr, hilf meinem Unglauben!“ Daß er etwas von Augustin sollte gewußt haben, der ausdrücklich neben der objektiven Offenbarung die subjektive Offenbarung, die gratia (bei Johannes der „Zug des Vaters“) als erforderlich bezeichnet, die in den Menschen non solum veras revelationes, sed etiam bonas voluntates hervorbringe, daß unser gelehrter Rezensent davon etwas sollte gewußt haben, darf man wohl nicht verlangen. Der geschätzte Referent hätte aber bei seiner logischen Begabung aus jenem Gebet um Glauben schließen können, daß in einem Menschen das Verlangen nach

Glauben, der Wille zum Glauben ohne den Glauben vorhanden sein kann. Auch Faust möchte von Herzen gern die frohe Botschaft glauben, die er hört; aber er kann es nicht; sein Wissen und sein Verstand machen es ihm unmöglich. Der einfältige Goethe! Wäre er ein Logiker und Psycholog gewesen wie der Anonymus der Kreuzzeitung, hätte er also gewußt, daß der Wille zum Glauben identisch sei mit dem Glauben, er hätte seinen Faust noch vor Anbruch des Ostermorgens als gläubigen Christen in die Redaktion der Kreuzzeitung entlassen können! In meinem Buche hatte ich mich, meinem Thema gemäß, mit dem Glauben zu befassen, nicht mit dem Willen zum Glauben. Wenn man auch den festen Willen hat, eins für drei und drei für eins zu halten, so ist noch sehr die Frage, ob man es kann. Es kommt darauf an, wer der Stärkere ist, der Wille oder der Verstand. Bei unserm gelehrten Anonymus war ohne Zweifel der Verstand der schwächere Teil.

Bevor ich mich mit dem Willen zum Glauben näher befasse, muß ich noch einmal auf die berühmte Behauptung eingehen, daß „Glauben und Wissen zwei gänzlich verschiedenen Gebieten angehören, die sich wechselseitig nicht zerstören, sondern ergänzen." Nachdem wir den schlechten Stil unseres anonymen Logikers dahingehend verbessert haben, daß nicht die Gebiete, denen Glauben und Wissen angehören, sondern diese selbst einander zerstören oder ergänzen, wollen wir uns an die These selbst heranwagen. Diese These ist ja das unglückseligste Schmerzenskind der konfessionellen Dialektik, die naturgemäß durchaus keine Freude an dieser Mißgeburt erlebt. Wenn man sagte: Religion und Wissen zerstören einander nicht, so könnte man dem von ganzem Herzen zustimmen; aber damit ist natürlich den Kirchen und Konfessionen nicht gedient. Gleichwohl bleibt die Behauptung, daß Glauben und

Wissen einander nicht zerstörten, ein tragikomisches Verlegenheitsprodukt. Frage jeder, der auch nur in einem Punkte seinem Bekenntnis abtrünnig geworden, sich selbst, wie er dazu gekommen ist, wenn nicht durch seinen Verstand, sein Wissen? Natürlich hat der Verstand in manchen von diesen Fällen falsch geschlossen und ist in manchen von diesen Fällen das Wissen ein irriges gewesen. Namentlich ungebildete, rohe Menschen verwerfen oft nicht nur den Glauben, sondern gleich die ganze Religion aus völlig thörichten Gründen. Aber es müßte ja mehr als unbegreiflich sein, wenn gerade all die wissenschaftlichen Beobachtungen und Schlüsse, die zur Auflösung eines Glaubensbegriffes geführt haben, falsche gewesen wären, auch diejenigen Beobachtungen und Schlüsse, die, wie die Kopernikanischen und tausend andere, durch die reale Welt bestätigt wurden. Und noch seltsamer, ja, ganz unsagbar seltsam müßt' es ja sein, wenn Glauben und Wissen, trotzdem sie fortwährend miteinander handgemein sind, auf „gänzlich verschiedenen Gebieten" wohnten, zwei völlig getrennten Seelenregionen angehörten! Wie geraten denn Hektor und Achill aneinander, wenn jener intra und dieser extra muros bleibt? Warum sollen denn die Vorstellungen, daß die Sonne sich um die Erde drehe, ein Mensch seinen eigenen Tod beschreiben könne, Jesus zur Zeit der quirinischen Schätzung geboren sei ꝛc. ꝛc. ꝛc., warum sollen sie auf völlig anderen Gebieten liegen als die Vorstellungen, daß die Erde sich um die Sonne bewege, ein toter Mensch nichts mehr beschreiben könne und Jesus zur Zeit der quirinischen Schätzung schon mindestens 6—7 Jahre alt gewesen sei? Die Geschlechtsregister Jesu bei Matthäus und Lucas schließen bekanntlich einander aus, daran, wie an tausend anderen Widersprüchen vermögen die tollsten Tüfteleien der orthodoxen Bibelretter nichts zu ändern. Liegt nun

vielleicht das eine Geschlechtsregister auf dem Gebiet des Glaubens, das andere auf dem des Wissens, da sie nun doch einmal gegen einander streiten? Gelten die 20 Könige, die in Wahrheit von David bis zum babylonischen Exil regierten, nur im Reiche des Wissens, während die 14, auf die der Verfasser des Matthäischen Geschlechtsregisters aus symmetrisch-symbolischen Gründen die Dynastie beschränkt, im Reiche des Glaubens gelten? In der That wäre es für den orthodoxen Bibelerklärer der einzige Ausweg, wenn er die saubere Trennung von Glauben und Wissen für seine Person aufrecht erhielte und sagte: Ich weiß zwar (nach der Bibel), daß von Salomo bis Jechonja 20 Könige regierten; aber ich glaube fest und treu, gleichfalls nach der Bibel, daß es nur 14 waren; ich weiß, daß 13 Generationen niemals genügen können, um die 600 Jahre von Serubabel bis Jesus auszufüllen; aber da die Bibel nicht mehr angiebt, so glaube ich, daß sie genügen. Statt diesen einzig konsequenten, vernunftwidrigen Standpunkt einzunehmen, begeben sich die orthodoxen Verteidiger der Bibel unglaublicher Weise auf das Terrain des Verstandes und suchen verstandesmäßig die freie Bibelkritik zu widerlegen. Ihr Witz und Aberwitz macht die angstvollsten Sprünge, um unserm Verstande klar zu machen, daß 20 = 14 und 14 = 20 sei. Warum denn, m. H., echauffieren Sie sich, wenn doch Glauben und Wissen auf völlig verschiedenen Gebieten liegen? Wozu diese Katzbalgerei, da doch ewiger Friede ist zwischen Glauben und Wissen? Warum bringen orthodoxe Theologen die lächerlichsten Begriffsspaltereien vor, um den bösen Zweiflern logisch darzuthun, daß der fleischgewordene Logos, daß Christus, der Gott war von Anbeginn, sehr wohl bei der Taufe noch einen göttlichen Geist extra bedurfte? „Freilich,“ sagt unser gelehrter Philosophus von der Kreuzzeitung,

„im wirklichen Leben liegen diese gänzlich verschiedenen Gebiete vielfach ineinander.“ Das ist sehr dunkel, das klingt fast mystisch; aber vielleicht — wer kann es wissen — ist es sehr tief. Wir haben da also zunächst zwei völlig verschiedene Gebiete, die vielfach ineinanderliegen. Der Referent wünscht, daß man diesen erhabenen Gedanken unter einem räumlichen Bilde vorstelle, mithin zwei Räume sich denke, die völlig verschieden sind, also nichts mit einander gemein haben, vielfach aber zusammenfallen, also vieles mit einander gemein haben. Diesen Unsinn hätten wir also beim Genick gefaßt. Dann hat der gelehrte Logiker noch eine rare Sache: ein unwirkliches Leben! In diesem unwirklichen Leben fallen Glauben und Wissen nicht zusammen. Nun, das soll uns das Herz nicht abdrücken; uns genügt für dieses wirkliche Leben das schätzbare Zugeständnis, daß sie im wirklichen Leben „vielfach“ zusammenfallen. Der Begriff des unwirklichen Lebens wird wohl dunkel bleiben. Vielleicht ist es das Scheinleben, das der Geist unseres gelehrten Anonymus führt. Man sieht an diesem Beispiel wieder, mit welch unverschämten Phrasendreschereien jene Leute arbeiten, denen Konservatismus und Gediegenheit kongruente Begriffe sind.

Bleiben wir noch ein wenig bei dem heiteren ewigen Frieden zwischen Glauben und Wissen. Einige Theologen sind a priori fest darin, daß keine Wissenschaft der Welt dem Glauben etwas anhaben könne; sie lehnen jede Erörterung dieser Art ab. „Klauben Sie mir nicht immer an der Bibel herum,“ rief ein junger Pastor, wenn wir ihm mit Widersprüchen aus der Bibel kamen. Es war ihm fatal, wenn man die Bibel auch da mit Aufmerksamkeit las, wo diese Aufmerksamkeit unbequem wurde. Was ein rechter Streiter für die biblische Offenbarung ist, das erklärt eher die

ganze Wissenschaft, der er seine geistige Existenz verdankt, für einen Teufelsdreck und leugnet eher die Existenz Napoleon Bonapartes, als daß er irgend einen Mann aus irgend einem biblischen Geschlechtsregister preisgiebt. Auf diesem Standpunkte stehen ja eigentlich auch die Wächter des Zentrumturmes; aber sie zeigen von Zeit zu Zeit mit großem Mangel an Selbstbeherrschung und überaus schlecht gespielter Unerschütterlichkeit ihren Ärger über die Wissenschaft. Man erinnere sich recht lebhaft der zahlreichen Umsturz-, Volksschulgesetz-, Paritäts- und ähnlichen Debatten. Mit bitterem Ingrimm schnauben da die Rintelen, Spahn, Gröber, Lieber, Stöcker, Schall ꝛc. ꝛc. gegen die Wissenschaft, die ihnen das Wasser abgrabe. Auch diese Autoritäten geben also zu, daß Glauben und Wissen sich auf irgend einem Gebiete begegnen; denn sonst könnten sie sich ja nicht schlagen. „Aber" sagen sie, „die Wissenschaft und die Professoren und die Volksschulen, die dem Glauben Abbruch thun, die sind Afterwissenschaft, Irrlehrer und Werkstätten des Teufels, die wahre Wissenschaft, die echte, die auch wir so hoch verehren, die thut so etwas nicht. Wissenschaft muß ja sein," sagen sie („leider!" fügen sie im stillen hinzu) „und sie muß auch Freiheit haben; aber diese Freiheit muß doch auch ihre Grenze haben!" sagte Herr Dasbach, wenn ich nicht irre. Also: wenn die Wissenschaft feststellt, daß die Erde unendlich viel älter sein muß als 6000 Jahre, diese Feststellung aber über die von Aurelius Augustinus und Herrn Dasbach festgesetzten Grenzen der wissenschaftlichen Freiheit hinausgeht, dann werden die Entwickelungsperioden der Erde nachträglich annulliert und das Alter der Erde wird auf 6000 Jahre festgesetzt. Die religiöse Überzeugung des Herrn Dasbach kann das verlangen. Die Orthodoxie beansprucht der Wissenschaft gegenüber die Rolle des

Schiller'schen Landvogts, der da sagt:

> „Freut's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
> Wohl, so will ich das Ziel euch dazu geben."

obwohl ein Kind einsieht, daß Wissenschaft, der ein unverrückbares Ziel gesetzt ist, ein Widerspruch in sich, ein Unding ist. Die Schranken der Wissenschaft werden eben nach Ansicht der Orthodoxie durch die göttliche Offenbarung bestimmt. Wer bürgt uns aber dafür, daß die angebliche göttliche Offenbarung über der menschlichen Vernunft steht und daß diese menschliche Vernunft nicht etwa die höchste göttliche Offenbarung ist? „Dafür," sagen Herr Spahn und Herr Rintelen, „bürgt das Gefängnis. Wenn du unsern Gott oder den Gott der Juden oder Türken leugnest, kommst du auf zwei Jahre ins Loch. Der Kerker ist die ultimo ratio unserer Metaphysik, ist unserer Weisheit letzter Schluß." Ist diese Verfolgungswut nicht im höchsten Grade auffallend, da Glauben und Wissen doch „auf völlig verschiedenen Gebieten" liegen? Und die Gottesleugner gehören doch auch nicht zu den Menschen, die die Existenz ihrer Mitmenschen unmittelbar oder mittelbar bedrohen, daß man sie um deswillen hinter feste Mauern bringen müßte. Aber sie sollen wohl nur zu ihrer eigenen Erziehung und um mit ihren Irrlehren nicht andere Menschen zu verderben, hinter Schloß und Riegel gebracht werden. Dann erübrigt nur der kleine Beweis, daß es sich wirklich um Irrlehren handle und daß Spahn und Rintelen zu Hütern einer göttlichen Offenbarung von Gott selbst bestellt seien, sonst sind Mißgriffe doch gar zu leicht möglich, zumal Spahn und Rintelen, Gröber und Lieber 2c. einstweilen noch Menschen sind. Es ist nämlich schon einmal ein Mann von Hütern einer göttlich-biblischen Offenbarung als Gotteslästerer auf den Tod verklagt und darnach auch

durch weltliche Gewalt gekreuzigt worden, ein Mann, der weit besser war als Spahn, Rintelen, Gröber, Lieber und Dasbach zusammengenommen und mit dem ganzen Zentrum multipliziert.

Jede Verteidigung eines Dogmas gegen die menschliche Vernunft ist ein Zugeständnis, das eine endlose Reihe von Zugeständnissen nach sich zieht und sehr bald zur Anerkennung der Souveränetät der menschlichen Vernunft führt. Augustin ist konsequent, und im allgemeinen ist die Kirche darauf aus, es ihm in der Konsequenz gleichzuthun. Für ihn ist die menschliche Vernunft in allen religiös-sittlichen Dingen blind d. h. unfähig, etwas zu erkennen; sie hat die Offenbarung einfach anzunehmen, und er, der durch die Schrift eines Heiden von seinem Lasterleben ab- und zu Höherem hingelenkt wurde, erklärt rundweg, daß alle Tugenden der Heiden nur glänzende Laster seien, daß es keine Tugend gebe außer der christlichen und daß keine Rettung für einen Menschen sei außer in dem Glauben an die göttliche Offenbarung. Dasselbe besagt die Concordienformel. Derselbe Augustin sagt aber auch in Übereinstimmung mit dem Evangelisten Matthäus und Johannes, daß Gott erst den Menschen zu sich heranziehen müsse, daß er es sei, der dem Menschen den Sinn für die göttliche Offenbarung öffne oder verschließe. Natürlich regt sich sofort unser Verstand und sagt uns, daß wir danach ja außer aller Verantwortung sind und daß z. B. das Erlösungswerk Christi für uns ohne alle Bedeutung sein kann. Nein, sagt Calvin, Entschuldigungen giebt es trotz der unerläßlichen Gnadenwahl nicht; selbst die, welche nur die Offenbarung in der Schöpfung haben, haben keine Entschuldigung. Gleichwohl muß er auch wieder anerkennen, daß die natürliche Offenbarung nicht ausreiche, den Menschen zum gläubigen Christen zu machen, und

so geht der Zirkeltanz weiter. Inkonsequent ist es nun, wenn die Kirche versucht, solche Wirrnisse in der „göttlichen Offenbarung" zu lösen. Sie muß ihre Dogmen wie ewige Gesetze eines unumschränkten Herrschers behandeln, gegen die es keine Reklamationen giebt. Ob es recht und vernünftig sei, deinen Sohn zu schlachten, das kümmert dich nicht; du hast es zu thun. In den Anfängen der Kirche hatte man das richtige hierarchische Bewußtsein — meinetwegen mag man es auch Instinkt nennen — daß man zwischen göttlichen und natürlichen Dingen ein für allemal eine unübersteigliche Scheidewand aufrichten müsse, wenn die Verwaltung der göttlichen Dinge ein dauerndes Privilegium der Priesterkaste bleiben solle. Wer sich und seiner Kaste die vorteilhafte Verwaltung der höchsten Geheimnisse für alle Zeit sichern will, der muß natürlich vor allem darauf bedacht sein, daß das Geheimnis Geheimnis bleibe. Sobald man einer anderen Kaste gestattet, sich mit diesen Geheimnissen denkend zu befassen, wird sie auch darauf verfallen, diese Offenbarungen zu wägen und abzuschätzen. Bleiben aber jene Geheimnisse als „höchste" angesehen, so liegt es sehr nahe, daß ihre Verwalter in den niederen, weltlichen Dingen das erste und entscheidende Wort zu sprechen haben, daß sie zu entscheiden haben, was sich mit den göttlichen Offenbarungen vertrage und was nicht. So nahm denn auch im Mittelalter die Kirche ihren Pflegebefohlenen alle Arbeit ab und bildete ein allbeherrschendes, dogmatisch-philosophisches Weltsystem aus, das alle weltliche Wissenschaft überflüssig erscheinen ließ. Das Mittelalter hatte keine Geschichtsforschung; denn alle weltlichen Geschehnisse erschienen der Forschung interesselos, da die Erkenntnis der Welt ja abgeschlossen war. Eine Geschichte der Juden gab es nicht für diese Weltanschauung; denn das Alte Testament war

ein christliches Buch, und die Beweissätze für christliche Dogmen wurden nicht etwa nur dem Neuen Testament und allenfalls den angeblichen messianischen Weissagungen, sondern der ganzen Bibel entnommen. Es war selbstverständlich, daß jeder Satz im Gesetz und den Propheten zur Vorbereitung des Christentums diente. Selbst die „Ahnung eines Unterschiedes zwischen Altem und Neuem Testament galt als Ketzerei," und das war konsequent. Sobald man u. a. gestattete, oder geschehen lassen mußte, daß das A. T. vom historischen, d. h. also vom jüdischen Standpunkte aus gelesen wurde, hatte man das Heft aus der Hand verloren, und es mußte geschehen, was Gustav Freytag in einem kurzen Satze zusammenfaßt: Die Wissenschaft, die lange eine Dienerin des orthodoxen Glaubens gewesen war, wurde seine Gegnerin und endlich seine Herrin. Sobald man eine Philosophie gestattet, deren Ziel nach Wundt, Fechner, Lotze, F. A. Lange und Fr. Paulsen die „Zusammenbiegung der physikalischen und der geistig-geschichtlichen Thatsachen zu einem einheitlichen Weltsystem" ist, und in dieser Philosophie eine Metaphysik, die die Verbindung der Thatsachen nach Grund und Folge auf die Gesamtheit aller gegebenen Erfahrung auszudehnen strebt, sobald ist nicht mehr zu ersehen, was der Religion an höheren Aufgaben, als diese sind, und an Herrschaftsrechten übrig bliebe.*) Sobald man gestattet, daß jemand einen Widerspruch darin findet, wenn Paulus den Glauben, Jakobus aber die Werke über alles stellt, sobald hat man die „göttlichen

*) Es ist eine schwächliche Konzession, wenn man daneben zugiebt, daß aus Verstand und Wissen keine Gewißheit über Grund und Ziel aller Dinge kommen könne, daß eine solche Gewißheit aber der religiöse Glaube gebe. Ich hoffe ohne Unterschätzung der Religion zeigen zu können, daß die Wissenschaft dem Herzen immerhin noch mehr Gewißheit giebt als die Religion.

Dinge" der menschlichen Vernunft preisgegeben. Sobald bekannt wird, daß Männer wie Origenes, Augustinus, Abälard, Erasmus von Rotterdam u. a. m. die Inspiration der hl. Schrift nur sehr bedingt verstanden, sobald ist auch die Göttlichkeit dieser schriftlichen Offenbarung dem verderblichen Hauche menschlicher Kritik ausgesetzt und kommt man unter Umständen zu einer so gefährlichen, tödlichen Würdigung der Propheten, wie sie Spinoza im 2. Kap. seines Theol.-polit. Traktats unternimmt. Sobald man wie Luther die Epistel St. Jacobi eine stroherne Epistel nennt, verliert man das Recht, auf ein kleines Wort ein Abendmahlsdogma zu gründen, und sobald man, wie Luther, aus dem A. T. die Statthaftigkeit der Vielweiberei, wenigstens für Fürsten, herleitet, fordert man die Opposition der ruchlosen Laien-Vernunft heraus. Sobald man der humanistischen Philologie gestattet, mit ihrem ganzen Rüstzeug auch an die hl. Bücher des A. und N. T.'s heranzutreten, sobald überantwortet man die hl. Geheimnisse der unerbittlichen Schärfe des Verstandes und man darf sich nicht verwundern, wenn die böse Philologie das fromme Dogma in liebevollster Umarmung erdrosselt. Also der klerikalen Dogmatik ist in ihrem eigenen Interesse garnichts Besseres zu raten, als die saubere Trennung zwischen göttlicher und menschlicher Vernunft in Ewigkeit aufrechtzuerhalten und jede menschlich-vernünftige, wissenschaftliche Berührung der göttlichen Dinge zu verfluchen. Es war schon eine viel zu weit gehende Konzession, welche Augustin der menschlichen Vernunft machte, als er argumentierte, die ganze Menschheit habe darum schon in Adam gesündigt, weil das ganze Menschengeschlecht schon in Adams Lenden enthalten war. Das ist schon viel zu weit gegangen: ein unfehlbarer Papst (die unfehlbaren Synoden genügen erwiesenermaßen auch nicht) muß dekretieren: Der Mensch hat Erbsünde.

Das soll nicht begriffen, sondern angenommen werden, und wer darüber grübelt, ist verflucht. Ganz folgerichtig sagt einer unserer gebräuchlichen Schulkatechismen kurz und bündig: Über die Dreieinigkeit soll man nicht grübeln. Das ist entzückend klar und einfach, alles andere ist Halbheit. Als man die Wissenschaft nicht mehr unter die Füße treten konnte, da machte man von autoritativer Seite den Versuch, das Dogma dem Wissen anzupassen, d. h. man rief: „Was wollt ihr denn? Die christlichen Mysterien und Dogmen sind ja gerade das Wissenschaftlichste, das Vernünftigste, was sich denken läßt!“ Ein Friedr. v. Gentz wollte es gern bewiesen sehen, „daß alle wahre Wissenschaft, Einsicht in die Natur, Gesetzgebung, gesellschaftliche Verfassung, selbst Geschichte das Werk einer göttlichen Offenbarung sei, und nur von dieser ausgehen könne“ und ein Adam Müller will jedes nationalökonomische System auf die Dreieinigkeit gegründet wissen und leitet aus der Dreieinigkeit die Notwendigkeit der Dreifelder-Wirtschaft her. Schelling brachte seine „Offenbarungsphilosophie“ zur Welt und rühmte sich dieser Wissenschaft, „die man bisher für unmöglich gehalten“ und die denn auch heute längst wieder unmöglich geworden ist. Natürlich hatte Clemens Brentano, ein konsequenter Mystiker, vollkommen recht, wenn er sagte: „Ach gehen Sie mir! Ein Tropfen Weihwasser ist mir mehr wert als die ganze Offenbarungsphilosophie!“ An einem Tropfen Weihwasser giebt es nichts zu beweisen; man nimmt ihn hin als geweiht und unternimmt nicht den thörichten Versuch, die Weihe chemisch nachzuweisen. Man muß sich als Gläubiger auf den Standpunkt des Dichters Novalis stellen, der in seinem Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ erklärt: „Mit Recht widersetzte sich das weise Oberhaupt der Kirche frecher Ausbildung menschlicher Anlagen auf Kosten

des heiligen Sinns und unzeitigen gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens. So wehrte er den kühnen Denkern, öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein unbedeutender Wandelstern sei; denn er wußte wohl, daß die Menschen mit der Achtung für ihr irdisches Vaterland auch die Achtung vor der himmlischen Heimat verlieren würden." Derselbe Schriftsteller sieht in der Reformation „ein merkwürdiges Zeichen der Schädlichkeit der Kultur — wenigstens einer temporellen Schädlichkeit der Kultur einer gewissen Stufe," und meint; „Mit der Reformation war's um die Christenheit gethan .... Der gelehrte und der geistliche Stand müssen Vertilgungskriege führen, wenn sie getrennt sind; denn sie streiten um eine Stelle... Das Licht war wegen seines mathematischen Gehorsams und wegen seiner Frechheit der Liebling dieser Menschen," der französischen Aufklärer nämlich. Das ist Klarheit; da begegnet sich Novalis mit einem Antipoden wie Shelley, der da sagt: „Alle Religionen der Welt verbieten die Prüfung und wollen kein Verstandesraisonnement gestatten; es ist die Autorität, welche verlangt, daß man an Gott glaube; dieser Gott selbst ist lediglich auf die Autorität einiger Menschen begründet, welche behaupten, daß sie ihn kennen und von ihm gesandt seien, ihn der Erde zu verkünden." Sowie man der menschlichen Vernunft nicht mehr mit eisener Faust den Mund verschließt, öffnet sie selbst in einem Bossuet, dem gewaltigsten Verteidiger der Kirche gegen Jansenisten, Quietisten und Protestanten, den Mund zu einer Frage wie der: „Warum, Herr, diese Ungleichheit der Verhältnisse? Das Murren der Armen ist gerecht. Warum sollte dieser Mensch, der vom Glück so begünstigt wird, in solchem Überfluß leben und auch die thörichtesten Wünsche befriedigen können, während ein Unglücklicher, der ebensogut ein Mensch

ist wie er, seine arme Familie nicht unterhalten, seinen nagenden Hunger nicht sättigen kann?" Und Bossuet mußte doch aus der Bibel wissen, daß Arme und Reiche unter einander sein müssen, weil der Herr sie alle gemacht habe, also sicherlich schon in Adams Lenden die Armen und Reichen gesondert waren! Wenn Gott die Armen gemacht hat, so murrten sie ja wider Gott, und wie konnte dann ihr Murren gerecht sein? Du siehst, lieber Leser, selbst ein Bossuet verfällt sofort in Ketzereien, wenn er nachzudenken beginnt. Es muß also bei dem Verbot der Herren Dasbach und Genossen bleiben: „Du sollst nicht grübeln." Das ist schön, das ist vortrefflich, das ist herzerquickend einfach. Denn dann bleibt nur noch eine einzige Frage zu lösen, die nämlich, wer die Herren Dasbach und Genossen autorisiert hat, der Menschheit das Grübeln zu verbieten. Auf diese Frage pflegen sie mit dem Einwand der göttlichen Offenbarung zu kommen. Über die göttliche Offenbarung aber werden wir bald zu reden haben.

Nachdem solchermaßen festgestellt sein dürfte, daß der gelehrte Anonymus und Logiker der „Kreuzztg." sich logisch, psychologisch, historisch und stilistisch geirrt hat, will ich ihm zur Linderung zugeben — was ich nie geleugnet habe — daß der Glaube, wenn auch nicht seine einzige, so doch seine stärkste Wurzel im Willen hat. „Jeglicher Glaube ist das Resultat subjektiver Entschließung," habe ich selbst in meinem „Offenen Visier" gesagt, also in eben dem Buche, über das sich der Kreuzritter vom Geiste so sehr erboste. Wenn wir uns die Entstehung des religiösen Glaubens klar machen wollen, müssen wir natürlich von jener Art und Weise der religiösen Belehrung und Erziehung absehen, wie sie an den Kindern bisher geübt wurde

und mit verschwindenden Ausnahmen noch geübt wird. Eine Kindesseele, die zwischen die Alternative von Himmel und Hölle eingeklemmt wird, ist natürlich absolut unfrei und glaubt zunächst alles, was man wünscht. Der auf solche Weise künstlich und zwangmäßig erzeugte konfessionelle Kinderglaube hält nun in der Regel nicht für das ganze Leben vor; was aber vorhält, das ist die konfessionell-religiöse Denk- und Empfindungsweise. Die einzelnen Anschauungen und Begriffe schwanken und wechseln, kommen und verschwinden; aber die Methode, die Anschauungs*weise* bleibt. Die Geister unserer Kinder werden im Religionsunterricht geschult nach einer scholastisch-dogmatischen, mystisch-spekulativen Logik. Wenn sie die Schule verlassen, vermögen sie mehr oder weniger nicht anders zu denken als theistisch, monotheistisch, konfessionell, religionsethisch, geocentrisch, anthropocentrisch. Jener Novalis war bei all seiner Mystik, die sich im Blut des Erlösers berauschte, ein sehr kluger Mann; denn er sagte sich, daß es für die Denk- und Empfindungsart, für den Respekt, den das kirchliche Dogma genießt, von ganz eminenter Wichtigkeit sei, ob die Erde als Mittelpunkt des Weltalls oder als ein unbedeutender Wandelstern gelte. Denn sobald die Menschen erfuhren, daß die Erde nicht mehr als ein Sternchen neben unzähligen Sternchen und Sternen sei, mußte nicht nur ihr Respekt vor der Autorität der kirchlichen Behauptungen einen heftigen Stoß erleiden, sondern es mußte ihnen die Wahrscheinlichkeit in die Augen springen, daß all diese Welten auch eine Stimme hätten im Weltkonzert und daß mit ihnen denn doch Dinge im Weltraum kreisen könnten, die Gott in einem erheblich anderen Lichte erscheinen ließen. Ja, es mußte geradezu als eine Vermessenheit erscheinen, wenn dieses winzige Sonnenstäubchen, das sich Erde nennt, dem Universum

einen Gott vorschreiben wollte. Und dergleichen Methoden der Weltbetrachtung werden durch unseren Religionsunterricht noch immer kräftigst gefördert, und keiner, selbst der nicht, der dieser Ketten spottet, hat sie völlig abgestreift. Um ein relativ harmloses Beispiel von der Verwirrung der Geister durch den herkömmlichen Religionsunterricht anzuführen, will ich nur die vollkommen falsche Beleuchtung erwähnen, in der ganze Partieen der biblischen Geschichte uns gewohnheits- und traditionsgemäß erscheinen. In seiner „Geschichte des Alten Testaments" sagt Ed. Reuß, dem auch seine orthodoxen Gegner Gelehrsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Scharfsinn zuerkennen mußten, u. a. folgendes: „Es kommt vor allen Dingen darauf an, sich eine klare Vorstellung von dem Zustande und den Verhältnissen dieses Volkes (der Juden) zu machen, wie es mag gewesen sein zu der Zeit, als es in der Geschichte auftritt. Gerade dies ist aber hier ein noch schwierigeres Geschäft als bei anderen Völkern des Altertums, da die Sagen von der Vorzeit bei diesen nicht nur reicher und bunter sind als sonstwo, sondern auch durch ihre Verwendung beim Jugendunterrichte dermaßen mit unserm Denken verwachsen und in so festen Umrissen ausgeprägt, daß selbst die offenbaren Lücken übersehn, die deutlichsten Spuren freier Dichtung verkannt und die häufigen Winke zur richtigen Würdigung der Überlieferung unbenützt gelassen oder verworfen zu werden pflegen."*) Was mich anbelangt, so bin ich von jeher besonders empfänglich gewesen für die hohen poetischen Reize jener Sagen, Idyllen, Parabeln, Mythen, Legenden,

*) Ein interessantes Beispiel von völliger Beschlagnahme der Vernunft durch die religiöse Tradition liefern auch jene Pädagogen, die religiösen Unterrichtsstoffen gegenüber alle methodische Einsicht verlieren und in einer Art frommer Hypnose zu den tollsten unterrichtlichen und erzieherischen Mißgriffen fähig sind.

die uns die Bibel in der Lebensbeschreibung der Erzväter, der Propheten, des Nazareners und seiner Jünger bietet; aber das hindert mich nicht, es als außerordentlich verhängnisvoll zu betrachten, wenn dichterische Phantasieen als Fundament einer Entwickelungsgeschichte der Menschheit verwertet werden. Und jeder von uns wird dem eben zitierten Bibelforscher darin zustimmen, daß es schon unendlich schwer ist, sich an Stelle des altisraelitischen Hirtenidylls einen Kulturzustand vorzustellen, in dem „einer niedrigen gesellschaftlichen Bildungsstufe eine verwandte sittliche entspricht,“ einen Zustand, in dem „selbstsüchtige Leidenschaften, falsches Ehrgefühl, wilde Rauf- und Beutelust, eifersüchtige Rachgier und unnatürliche Gelüste“ und ein von sittlichen Verirrungen, rohem Aberglauben und grausamen Gebräuchen begleiteter Natur- und Gestirndienst zum Gewöhnlichen gehören bezw. die Regel bilden. Und eine solche Emanzipation bedeutet ja noch wenig im Verhältnis zu der ganzen, den Kindern oktroyierten geocentrischen, theistischen Weltanschauung. Bei Beantwortung der Frage, wie der Mensch zum religiösen Glauben komme, dürfen wir nie vergessen, daß der kindliche Geist von der Kirche eingefangen wird, daß ihm eine religiöse Entwickelung unmöglich gemacht, ihm vielmehr das von der Kirche gewünschte Resultat einer religiösen Entwickelung aufgedrungen wird, daß wir alle, statt vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Natürlichen zur Idee des Übernatürlichen geführt zu werden, schon im Beginn unserer Schulzeit, ja oft schon lange vorher, ohne alles Bedürfnis und Verständnis, mit metaphysischen Begriffen bedrängt wurden, ehe wir noch die elementarsten Gesetze der Physis begriffen hatten. Die Wächter der Konfessionen haben es eilig; sie ahnen, daß eine natürliche Entwickelung, die die Frage nach den höchsten

Dingen an das Ende der Jugenderziehung stellt und ihre Beantwortung weder durch Drohungen noch durch Verheißungen beeinflußt, ihrer Sache wenig günstig sein könnte, und darum reißen sie die Unmündigen an sich mit dem ganzen Übergewicht des erwachsenen Menschen über den unerwachsenen.

Bei der Frage nach der Entstehung des Glaubens im einzelnen Menschen ist es ziemlich wertlos, Betrachtungen darüber anzustellen, wie die Menschen überhaupt zuerst auf religiöse Ideen gekommen seien. Im besten Falle kann man darüber mehr oder weniger geistreiche Hypothesen aufstellen. Auch die Beobachtungen an mehr oder minder unkultivierten Völkern der Gegenwart führen uns nicht weit; denn die wenigen religiösen Ideen dieser Völker bilden und bezeugen sich ganz gelegentlich, d. h. nicht aus der Absicht einer einheitlichen Weltanschauung heraus; man kann daher auch nicht von einem Glauben sprechen. Ich will versuchen, die aufgeworfene Frage für die Kulturvölker zu beantworten; die Grenze zwischen Kulturvölkern und Nichtkulturvölkern ist aber für mich da, wo die besseren Geister eines Volkes beginnen, nach einer einheitlichen, zusammenhängenden Anschauung vom Weltganzen zu streben, sei es nun eine religiöse oder philosophische Weltanschauung. Es ist dabei vorauszuschicken, daß Religion und Glaube keineswegs kongruente Begriffe sind. Als Religion kann man jede Beschäftigung mit metaphysischen Begriffen, alles Denken, Fühlen, Träumen, Wünschen und Hoffen auffassen, das über die bekannte Welt hinausgreift; der Glaube aber ist „eine gewisse, nicht zweifelnde Zuversicht“; er hat die kategorische Form des Wissens, d. h. er nimmt übernatürliche Dinge, die der menschlichen Vernunft unzugänglich sind, als feststehende Thatsachen an,

wie sich das z. B. in der Formel ausspricht: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ und ähnlichen Wendungen. Man stelle sich nun zunächst einen Menschen vor, der religiös unbeeinflußt erzogen wurde, der von den bestehenden Religionen nur in referierender, unparteiischer Form hörte, dem jedenfalls die Wahl seiner religiösen Anschauungen von Anfang an völlig freigestellt wurde. Sein Verstand wird ihn nicht weiter führen als zu der Einsicht, daß jede Wirkung ihre Ursache habe, jede Ursache aber wieder Wirkung einer anderen Ursache sei. So kommt er weder zu einem Anfang noch zu einem Ende. Aber selbst wenn er den logischen Kopfsprung macht und willkürlich einen Anfang setzt, eine causa sui, eine Ursache, die nicht von einer ferneren Ursache abhängt, ein Wesen also, das seine eigene Ursache ist — was ist damit gewonnen? Kann ein Mensch sich ein Wesen vorstellen, das sich selbst hervorbringt, einen selfmademan im vollsten Sinne des Wortes? Müßte ein solches Wesen nicht wieder in einen hervorbringenden und einen hervorgebrachten Teil zerfallen, und wäre da nicht wieder der eine Teil älter als der andere? Aber wenn man sich auch in diesem Wesen Ursache und Wirkung von Ewigkeit her vereinigt denken wollte — kann ein Mensch sich eine Vorstellung von der Ewigkeit machen? Wir Menschlein stellen uns die Ewigkeit unter dem Symbol des Ringes vor; aber das Symbol ist nicht die Sache. Beim Ringe hat man nur die Freiheit, die Stelle des Anfangs zu wählen, hat man das aber gethan, so ist das Ende gegeben. Ist die Ewigkeit Gottes ein ebenso beschränktes Ding? Nebenbei ist der Gedanke, daß alles Dasein sich in einem Ringe bewege, der grausamste, quälendste, trostloseste Gedanke von der Welt. Kurz, wenn der Verstand durchaus einen Gott finden will, so kommt er auf eine Anzahl Worte hinaus, wie „absolutes

Prinzip," „causa sui," „Ewigkeit" &c., Worte, die alle den Widerspruch schon in sich tragen, Begriffe, mit denen man so und so operieren kann, die aber nicht den geringsten Aufschluß geben, weil sich mit ihnen auch nicht die blasseste Vorstellung verbinden läßt. Der Verstand führt überhaupt zu keinen anderen Vorstellungen, als sie in specie Atheismus und Materialismus auffinden und anerkennen. Die orthodoxen Herren widersprechen sich leider sehr oft, und während die Einen erklären, daß die menschliche Vernunft für die göttlichen Dinge durchaus inkompetent sei, verkündete Pobedonoszew, der glaubenseifrige Protestanten-, Katholiken-, Juden- und Deutschenhetzer in seinem jüngst erschienenen Buche, daß der menschliche Verstand unweigerlich auf den Gottesbegriff hinführe. Das ist natürlich Unsinn, und in Wirklichkeit hat die Theologie längst anerkannt, daß alle Beweise für das Dasein Gottes unhaltbar seien. Der Verstand kann weder nachweisen, daß Gott sei, noch daß er nicht sei; er muß die Frage einfach offen lassen. Vielleicht gewinnt der Mensch im Laufe einer äonenlangen Entwickelung höhere Fähigkeiten, die ihn dem Gottesbegriff näher führen; einstweilen weiß er nichts dergleichen.

Unser Freund aber, der junge Mann, den wir uns vorgestellt haben als in völliger religiöser Unbefangenheit aufgewachsen, ist ein normaler Mensch, d. h. es ist ihm wie fast allen Menschen „eingeboren, daß sein Gefühl hinauf- und vorwärtsdringt." Im allgemeinen ist ja die Menschheit von faustischer Anlage. Allerdings giebt es hie und da konträrfaustische Individuen, d. h. Menschen, die mit Bewußtsein ihr Leben auf das Prinzip gründen: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß" und die sich sagen: „Wenn ich nicht mehr wissen kann, als daß $2 \times 2 = 4$ sei, so bin ich auch damit zufrieden; ich kann warten und lasse

alle Dinge, auch die etwaige Weltentwicklung, an mich herankommen. Die Wissenschaft wird mir s. Z. schon bescheid geben, wenn sie wieder ein bißchen weiter gekommen ist, und wenn sie überhaupt nicht weiter kommt, so werde ich mich auch darein finden." Solche Menschen, die mit Bewußtsein an der Grenze ihres Wissens stehen bleiben, sind glücklicherweise sehr selten; zu einer derartigen Lebensauffassung gehört das immer noch sehr seltene ganzlederne Herz. Häufiger sind schon diejenigen, die zwar einen Aufwärts- und Vorwärtstrieb in sich fühlen, jede andere als wissenschaftliche Befriedigung dieses Triebes aber für lächerlich und schädlich halten. Das sind die kleinen Köpfe, die den Materialismus dahin mißverstanden haben, daß ein vernünftiger Mensch sich nur mit dem Materiellen und seiner logischen Behandlung befassen dürfe, Gefühl und Phantasie aber als Verirrungen zu betrachten habe. Die Kunst ist solchen Leuten im günstigsten Falle ein entschuldbares Spiel für Kinder und zurückgebliebene Frauen; alle Religion ist ihnen kindsköpfische Thorheit und Priesterbetrug. Ein Mann von dieser Art lehnte mir einmal eine Arbeit über Renan's „Leben Jesu" ab, weil sie nicht „antireligiös" genug sei. Der Gute hielt es eben für selbstverständlich, daß ein vernünftiger, freier Geist „antireligiös" sei. Ich bin aber von jeher ein lebhaft und tief religiöser Mensch gewesen und werd' es wohl bleiben. Orthodoxe oder „protestanten-vereinlerische" Leser werden darüber vielleicht lächeln oder gar hohnlachen, indessen mit Unrecht. Denn so gewiß der kirchliche Spießbürger, der aus Beschränktheit (Dummheit), Bequemlichkeit (Faulheit) und Tradition (Feigheit) alles glaubt, bekennt und beschwört, was man ihm vorhält, ein durchaus irreligiöser, unfrommer Mensch ist, so gewiß ist z. B. ein Atheist, der mit allen Kräften seiner Seele das große

Rätsel der Welt zu deuten sucht, immer von neuem seine Weltanschauung prüft und um sie ringt, so gewiß ist dieser Atheist ein durch und durch religiöser Mensch.

Unser normaler Freund ist ein religiöser Mensch. Er hat, wie ich annehme, keine Verstandes und Aufklärungspfaffen, überhaupt keine Pfaffen zu Lehrern und Erziehern gehabt, d. h. keine Menschen, die das Weltgeheimnis endgültig ergründet oder doch seine Spur endgültig entdeckt haben wollten. Man hat ihm keinen naturwissenschaftlichen noch überhaupt einen wissenschaftlichen Dünkel eingepflanzt, der im Darwinismus oder in irgend einem anderen System den Schlußstein aller menschlichen Forschung erblickt. Er stellt sich die Erde vor — und blickt in den Weltraum empor — und tief innerlichste, menschlichste Demut erfüllt sein Herz. Vor der Ganzheit und Fülle der Welt ist er unendlich bescheiden. Sich einzubilden, daß der Mensch den Kommentar zu diesem unabsehbaren Garten voller Wunder längst in Händen habe, das erscheint ihm so, als wenn ein Regenwurm endgültig über das Lebenswerk Shakespeares dogmatisieren wollte — ach — dieser Vergleich wiederum erscheint ihm ganz, ganz unzulänglich. Sich einzudrängen in die „Vorsehung" und mit kalter Verwegenheit „Gott" ins Gesicht schreien: „Hier, Gott, hast du ein Strafgericht über meine fluchwürdigen Mitmenschen ergehen lassen; dieses Kind hier läßt du, Gott, ich weiß es, mit vollem Recht für die Sünde eines Vorfahren in jahrelanger Qual sich winden; einst, Gott, wirst du alle, die so oder so dachten, zu ewiger Qual verdammen; ich weiß, Gott, was dir gefällt und was dir mißfällt, was dich beleidigt und was dich erfreut; ich werde dir sagen, was du dir nicht gefallen lassen darfst, und werde dich rächen ohne besonderen Auftrag!" — all das erscheint ihm wie Wahnwitz, der nicht vermessener, wie Gotteslästerung,

die nicht unverschämter sein kann. „Ewige Verdammnis!" Nur das kleinste, dumpfigste Menschenhirn konnte diesen grauenvollen Gedanken aushecken, nur der frechste Menschenwurm ihn dem Schöpfer unterschieben. Derselbe Gott, der gesprochen haben soll, „Liebet eure Feinde" und am Kreuz für seine Mörder gebetet haben soll, da sie nicht wüßten, was sie thäten — er soll die Irrenden in ewige Pein stürzen. Hier auf Erden zuckt uns das Herz bei dem Leiden eines Hundes, und einst sollen wir selig sein bei der ewigen Qual unserer Brüder!

Das tief menschlich bescheidene, tief ehrlich demütige Herz unseres Freundes erschrickt, erbebt vor dem grassen Hochmut dieses Wahns.

Das ist der Hochmut, der sein will wie Gott und wissen, was gut und böse ist, und vielleicht erneuert sich bald einmal der Mythus vom bösen Engel, der Gott ins Antlitz trotzte, vielleicht erhebt sich bald einmal der göttliche Geist in der Menschheit und stürzt diesen wahren Satan des widergöttlichen Hochmuts hinunter zum Abgrund, nicht zu ewiger Pein, aber zu ewigem Nichtsein.

Unser Freund blickt von einem höchsten Gipfel hinab in die Riesenfalten eines Hochgebirgs, sieht dieses unabsehbare Feld von Gipfeln und Klüften kochen und brodeln in weißglühendem Fluß, sieht mit demselben Blick Jahrhunderttausende der Entwickelung vor sich aufgerollt und fühlt sich unendlich klein und gering. Vor einem einzigen Felsblock, der seit Menschengedenken moosüberwachsen dort liegt, fühlt er die ephemere Winzigkeit seines Daseins. Er sucht es sich vorzustellen, daß vom nächsten Fixstern das Licht sechs Jahre braucht, um zu uns zu gelangen, und Schwindel packt ihn. Er braucht nur zu lesen, daß James Clarke Roß im antarktischen Meer auf eine Eismauer stieß,

die über 50 m hoch und hunderte von Seemeilen lang war, und vor einem einzigen Phänomen dieser Art ergreift ihn ehrfürchtiger Schauer. Ja, er braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie langsam die Menschheit oft in der Erkenntnis und Behandlung der einfachsten Dinge fortgeschritten ist und welche Zeit es daher erfordern mußte, den Menschen die heutigen Tages selbstverständlichen Hantierungen und Geschicklichkeiten, den gewöhnlichen Komfort des täglichen Lebens zu lehren, braucht sich nur eine einzige Thatsache zu vergegenwärtigen, wie z. B. die, daß man erst in diesem Jahrhundert die berühmte „Humustheorie“ beseitigte und die Ernährung der Pflanzen durch unorganische Stoffe erkannte, daß schon im 16. Jahrhundert der wackere Ickelsamer die blanke, bare Vernunft der Lautiermethode predigte, unsere Eltern aber, ja, zum Teil wir selbst noch unter der komisch-umständlichen Buchstabiermethode seufzen mußten: nur einer solchen Thatsache bedarf unser Freund, um in ehrlichster Demut die erhabene Größe der Welt und sich selbst als ein Pünktchen in der unermessenen Weite zu fühlen. Gewiß bedarf er dazu keiner Wunder. Der gemeine Sinn erkennt in einer wunderherrlich gemalten Landschaft das Kunstwerk nicht. Je treuer es der Natur folgt, desto weniger erscheint es der dummen, unerzogenen Menge als etwas Großes, Imposantes. Aber wenn der Maler eine Ziehvorrichtung daran anbrächte, durch die eine Figur in der Landschaft Augen und Zunge bewegte, so würde er jenem Publikum gefallen und ihm beweisen, daß er ein Hauptkerl sei. Er muß aus seiner Kunst herausfallen, wenn er dem Pöbel gefallen will; denn dieser Pöbel will kein Kunst*werk*, sondern er will Kunst*stücke*. Das Universum ist ein großes Werk, das den Thoren „gewöhnlich“ erscheint, weil sie es täglich vor Augen haben; sie meinen, der Urheber

müsse aus den Gesetzen seiner Schöpfung heraustreten und Kunststückchen machen, um sich als Schöpfer zu bezeugen.

Unseren Freund wird in dem ungeheuren Dunkel des Weltraums ein Gefühl der Einsamkeit und Ratlosigkeit überfallen. Er wird sich fragen: „Wie eine Brücke finden von dem wenigen, das ich weiß, zu dieser Fülle des Unbekannten? Wie soll ich nach einem so winzigen Bruchteil das Ganze beurteilen können? Wie kann ich von diesem unscheinbaren Wandelstern aus erkennen, woher das Ganze kommt und wozu es da ist? Und nun wird er hören, oder sich erinnern gehört zu haben, daß ja die Brücke längst geschlagen sei, nicht von den Menschen aus, sondern von Gott aus, daß Gott selbst den Weg zu sich gewiesen, mit anderen Worten, daß Gott sich den Menschen geoffenbart habe. „Wer sagt das?" wird er fragen. „Das sagen die Priester," wird man ihm sagen. „Woher wissen die das?" wird er weiter fragen, und die Antwort wird lauten: „Aus der Bibel." „Und wer bürgt für die Wahrheit der Bibel?" fragt er. „Die Bibel selbst," entgegnet man ihm. „Das geht nicht an!" ruft er; „ein Zeuge kann nicht für sich selbst zeugen; es müßte denn das, was er sagt, durch die Thatsachen bestätigt werden, oder es müßte unmittelbar als wahr einleuchten, wie z. B. das Axiom, daß jede Größe sich selbst gleich sei." Man wird ihm sagen, daß in der That die Bibel keines Zeugen bedürfe, daß sie durch ihre immanente Wahrheit und Wahrhaftigkeit überzeuge. Er wird daran gehen, die Bibel aufmerksam zu lesen.

Da wird er nun vieles trotz der größten Anstrengung nicht verstehen. Man wird ihm mit Erklärungen kommen, und viele von diesen Erklärungen werden ihm nicht passen. Bei vielen dieser Erklärungen wird er merken, daß die Erklärer selbst nicht klar sehen, daß

sie, um mit Strauß zu reden, sich einbilden, die Bibel zu verstehen, weil sie von Kindheit an gewöhnt worden sind, sich mit Unverstandenem zufrieden zu geben. Aber auch bei den besseren Erklärungen wird er sich sagen müssen: „Es sind immer nur Menschen, die diese Erklärungen geben; wer ist da sicher? Ich suche ja die göttliche Stimme.“ Und er wird weiter lesen und die immanente Wahrheit der Bibel suchen.

Da fällt es ihm auf, daß die religiöse Erziehung des jüdischen Volkes mit einer fertigen Kultordnung beginnt, während überall in der Welt dergleichen Dinge schrittweise sich zu entwickeln pflegen.

Es fällt ihm auf, daß die größten Propheten, ein Samuel, ein Elias, von jener Ordnung nichts wissen und ruhig thun, was in den Büchern der Könige getadelt wird.

Es fällt ihm auf, daß im 5. Buch Mose erzählt wird, wie den Kindern Israel im Lande Moab und im 40. Jahre ihrer Wanderung das Gesetz als eine völlig neue Sache und als eine Offenbarung Gottes vom Horeb gegeben wird, und daß vom Sinai und einer früheren Gesetzgebung mit keiner Silbe die Rede ist.

Es fällt ihm natürlich schon im Anfang der Bibel der Widerspruch auf zwischen dem Schöpfungsbericht des Elohisten und des Jehovisten. Vor allem fällt ihm hier und an tausend anderen Stellen der Widerspruch des Bibelworts mit seinen naturwissenschaftlichen und historischen Kenntnissen auf.

Wirft ihm jemand ein, seine Naturwissenschaft und Geschichte seien ein Quark gegen das Wort der Bibel, so wird er sofort nach dem Beweis fragen. Dann wird man ihn wieder auf die Bibel verweisen, und er wird geduldig weiter suchen.

Da fällt es ihm auf, daß die Völkertafel im 10. Kapitel der Genesis, die doch mit dem Anspruch, er=

schöpfend zu sein, auftritt, eigentlich nur Menschen der weißen Rasse kennt und daß ihre Einteilung ethnologisch nicht zuverlässig ist.

Es fällt ihm auf, daß die Juden, denen Gott sich doch angeblich zweifellos geoffenbart, immer wieder die angebliche monotheistische Tradition verlassen, daß diese Tradition ganz unbegreiflicher Weise von den Vätern immer nur auf einen Sohn vererbt wird, daß der Ursprung von Abrahams Monotheismus gänzlich dunkel ist, da die Menschen nach Noah wieder dem Götzendienst verfallen sind und die Sündflut also nutzlos war, und es fällt ihm auf, daß Moses, der angebliche Verfasser des Pentateuch, so gut wie nichts von der Religion der Israeliten in Ägypten und in den Steppen des Sinai weiß.

Wenn er Orientalist genug ist, fällt es unserm Freunde auf, daß die 5 Bücher Mose in einer Sprache geschrieben sind, die die Juden erst in Kanaan gesprochen haben können. Wenn in diesen Büchern „Meer" für „Westen," der trockene Südrand Kanaans („Negb") für „Süden," „Haus" (nicht „Zelt", wie bei den nomadisierenden Beduinen) für „Familie", „Brot" (nicht „Fleisch" wie bei den Beduinen) für „Nahrung," das Wort „Thor" für einen öffentlichen Versammlungsort und schließlich für „Stadt" oder „Dorf" gebraucht werden, so kann das nicht für Ägypten oder die Sinai-Halbinsel stimmen, sondern nur bei einem in Kanaan seßhaften, wesentlich ackerbautreibenden Volke Sinn haben.

Es fällt ihm auf, daß die vollkommene Sabbathruhe ja unmöglich ist bei einem Hirtenvolke, da das Vieh am Sabbath wie an jedem andern Tage der Wartung bedarf, und es fällt ihm auf, daß die Heiligung des Sabbaths einmal durch die Ruhe Gottes am Tage nach der Schöpfung, ein anderes Mal durch die Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft motiviert wird.

Es fällt ihm auf, daß eine Rivalität zwischen den Stämmen „Josef“ und „Juda“ durch die ganze jüdische Geschichte geht und daß alle entsprechenden Berichte tendenziös für Josef und gegen Juda gehalten sind.

Es fällt ihm auf, daß im 5. Buch Mose (Kap. 17, 14 f.) unverkennbar auf Salomo angespielt wird und daß dies doch wohl mit einer Autorschaft Moses ebensowenig zu vereinigen ist wie der Bericht von seinem eigenen Tode.

Natürlich sind dies alles nur ein paar ganz willkürlich und aufs Geratewohl aus dem ersten Stück der Bibel herausgegriffene „Auffälligkeiten“; in Wirklichkeit kommt ja der aufmerksame Leser nicht aus dem Zweifel und der Verwunderung heraus, in Wirklichkeit begegnet er ja Widersprüchen und Unmöglichkeiten auf Schritt und Tritt, und es hat bereits viele Bände erfordert, sie alle zu erörtern.

Hier kommt es ja aber auf Vollständigkeit in keiner Weise an. Ein einziges kleines, aber unlösbares Widersprüchlein genügt, um das Vertrauen unseres Freundes zu vernichten. Ein Frommer wird ihm sagen: „Das ist kleinlich, sich an einen einzigen Widerspruch zu klammern. Du mußt „„das Ganze in seiner imposanten Beweiskraft nehmen““! Bedenke, welch eine kolossale Geisteskraft in der Bibel und in der christlichen Dogmatik aufgespeichert ist, bedenke, welch eine Kette von Umwälzungen sie in der Geschichte der Menschen bewirkt, bedenke, daß sie die Entwickelung von Jahrtausenden beeinflußt haben, bedenke, was diese Worte und Gedanken Millionen und aber Millionen von Menschen gewesen sind! Das alles willst du mit einem winzigen Einwand aufheben?“

Und unser Freund wird erwidern: „Ich sage ja nicht, daß die Bibel um dieses einen Widerspruches willen oder um ihrer tausend Widersprüche willen ein

wertloses Buch sei, ich leugne ja nicht, daß sie trotzdem einen bedeutenden Wert haben könne. Ich sage ja nicht, daß die Tempelgrotten von Ellora und die Ruinen von Theben mir nicht imponierten; sie imponieren mir vielleicht mehr als die Bibel (wie ja selbst so frommen Männern wie Schelling und Görres die heiligen Schriften der Inder weit mehr imponierten als die Bibel); aber die Bibel imponiert mir auch. In entsprechenden Momenten imponiert mir sogar die christliche Dogmatik. Aber ich sehe keine Veranlassung, in den Grotten von Ellora zu wohnen oder Gott in ihnen zu suchen. Ich habe es auch gefühlt, daß die Menschenseele vielleicht nirgends gewaltiger und hinreißender aufwärtsstürmt als in der religiösen Musik, Beethoven ausgenommen, der in seiner weltlichen Musik noch göttlicher ist als in seiner religiösen. Aber ein Andante religioso, ja eine ganze Missa solemnis ist kein Beweis, ist nur eine Offenbarung des Menschen und keine Offenbarung Gottes, ist eine Frage, aber keine Antwort. Wollte ich die vergangene oder noch dauernde Größe religiöser Dinge um einzelner Widersprüche willen verkennen, so wäre das kleinlich. Aber in der Logik giebt es nichts Kleines oder Großes. Ein Grund ist entweder zureichend oder er ist nicht zureichend. Ein einziger Widerspruch ist zureichend, um die Bibel nicht als Gotteswort erscheinen zu lassen.

Denn in Gott kann kein Widerspruch sein.

Oder doch?

Ja, dann sind wir mitten in hunderttausend Zweifel hineingestellt, und wir treten, so oder so — niemand kann uns mehr den Weg verlegen — hinaus ins Freie, hinaus auf das freie Feld der menschlichen Vernunft.

Wo es sich um die ewige Grundlage unseres Lebens handelt, da müssen wir zweifellosen Boden haben. Erwies sich die Bibel als ein solcher Boden,

so mußten wir auf sie unser Leben gründen. Ließ sie nur den geringsten Zweifel zu, so hatten wir das keineswegs nötig."

„Die Bibel," erwidert der fromme Gegner unseres Freundes, „ist ohne Widerspruch; der unvollkommene Mensch vermag sie nur nicht zu fassen."

„Lieber Freund," spricht dieser, „das sagst alles du; aber was sagt Gott, Gott, Gott! Bringe mir ein einziges, zweifelloses Gotteswort!

Wenn die Klügsten und Besten früherer Jahrtausende und Jahrhunderte die Bibel für Gottes Wort genommen haben, so will ich ja gern die Meinung dieser Autoritäten mit Ehrerbietung prüfen; aber wider meine Vernunft mich Menschen zu unterwerfen, das hat mir niemand zu gebieten. Und dann haben ja die Klügsten und Besten auch sehr verschieden über das Gotteswort gedacht, und dann halten ja die Klügsten und Besten meiner Zeit die Bibel keineswegs immer für Gottes Wort. Wenn ein Beweis darin liegen soll, daß so viele an die objektive Offenbarung Gottes geglaubt haben, so liegt auch ein Beweis darin, daß jetzt so viele nicht mehr daran glauben. Möglich, daß Gott die Menschen 3—4 Jahrtausende lang mit Bibel, Judentum und Christentum erziehen wollte; möglich, daß er jetzt ein ganz anderes Erziehungsmittel wählt. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich," sagt ihr ja selbst; also warum denn so altklug und vorlaut? Dann ist es ja auch möglich, daß er den Offenbarungsglauben beiseite legt. Möglich, daß die 4000 Jahre Juden- und Christentum nur ein kleiner Abweg waren, nach dem wir auf den richtigen Weg zurückkehren. Ihr wißt ja doch: Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag! Das alles ist möglich; aber wer könnte sagen: So ist es! oder: So wird es sein!?"

Danach wird unser Freund mit seinem gläubigen

Gegner wohl fertig sein. Und er wird sich sagen: eine objektive Offenbarung über die höchsten Fragen des Daseins giebt es nicht. Aber eine Verbindung mit dem Unbekannten muß ich suchen; auf jene Fragen eine Antwort zu suchen, treibt es mich unablässig. Werde ich nun mit dem Bau der Brücke, auf der ich zur ewigen Klarheit wandern will, am jenseitigen Ende oder am diesseitigen beginnen? Werde ich beim Bau eines Hauses mit dem Dach beginnen oder mit den Grundmauern? Werde ich mir erst a priori einen Gottbegriff konstruieren und von ihm aus meine Weltanschauung deduzieren, oder werde ich mir recht genau die erkennbare Welt betrachten und von dieser Kenntnis aus induktiv zu höherer Erkenntnis aufwärts zu steigen suchen? Natürlich werde ich das letztere thun. Denn wie kann ich von dem ausgehen, was ich nicht kenne! Ich werde also trachten, von der Erde aus den Himmel zu erreichen, werde trachten, immer mehr zu wissen und zu können, werde dem Gefühl in mir, das mich zur Vervollkommnung, zum Wachstum treibt, so fromm gehorchen wie möglich; ich habe ein Richtungsgefühl in mir: ein Gefühl, in welcher Richtung die Entwickelung der Menschheit sich bewegt; der Gehorsam gegen dieses Gefühl beglückt: das weiß ich aus hundert- und tausendfacher Erfahrung. Wenn ich so auf bekanntem und vertrautem Grunde mit meinen Brüdern, den Menschen, baue, dann wird es uns in langer Zeit vielleicht gelingen, dem himmelweiten Ziele um eines Haares Breite näherzurücken; wenn wir aber mit dem Gottesbegriff *anfangen* und in der leeren Luft zu bauen beginnen, wird all unsere Mühe vergeblich sein."

Dies etwa wird die Religion unseres in der Kindheit nicht terrorisierten, religiös unbefangenen Freundes sein. Und bei dieser Religion wird er ein volles Glück, den vollen Frieden der Seele, die ewige

Seligkeit eines entwickelungsfrohen Menschen finden. Mehr — das weiß er — mehr, als ein treues Leben nach seinem besten Vermögen kann niemand von ihm fordern; was niemand ihm sagen kann, das zu wissen, wird kein Gott von ihm verlangen können; die Fülle des Unbekannten erweckt ihm keine Furcht. Wie sollte er es fürchten, da alles Wachstum an Leib und Seele den Menschen erfreut? Selbst wenn die einzelne Erkenntnis bitter ist, erfreut uns doch der Gewinn, den wir an ihr haben. Aus einer bitteren Erkenntnis kann dauernde Freude erwachsen; Illusionen sind schön und notwendig; aber sie haben ein begrenztes Leben, und Illusionen führen zum Schmerz.

Nur in seltenen Fällen würde nach meiner Meinung ein Mensch, der in religiöser Unbefangenheit herangewachsen wäre, sich dem Offenbarungsglauben zuwenden. Denn die Zumutung einer unbedingten Unterwerfung unter unbewiesene Lehren würde ihm nach seiner ganzen geistigen Gewöhnung ebenso befremdlich erscheinen, wie diese Zumutung uns konfessionell disziplinierten Menschen eine gewohnte Sache ist. Nur besonders schwache, d. h. besonders unselbständige Individuen würden trotz solcher Voraussetzungen der Furcht vor den unbekannten Dingen nach dem Tode, der suggestiven Gewalt der kirchlichen Drohungen und Verheißungen erliegen und die unverdauliche übernatürliche Kost der natürlichen vorziehen.

Genau umgekehrt ist das Verhältnis bei den von früher Kindheit an konfessionalisierten, an „Glauben" gewöhnten Geistern. Nur die besonders selbständigen Köpfe, die esprits forts, werden sich von der Glaubensgewöhnung ganz emanzipieren und die menschliche Vernunft zum Führer ihres Lebens einsetzen. Von

den vielen anderen gilt das, was Schopenhauer im 2. Bande seiner „Parerga und Paralipomena“ schreibt, nämlich:

„Wenn dem Menschen in früher Kindheit gewisse Grundansichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchsten, bis dahin noch nie von ihm gesehenen Ernstes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen, oder aber nur berührt wird, um darauf als auf den ersten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten, da wird der Eindruck so tief ausfallen, daß in der Regel, d. h. in fast allen Fällen, der Mensch fast so unfähig sein wird, an jenen Lehren, wie an seiner eigenen Existenz zu zweifeln; weshalb dann unter vielen Tausenden kaum einer die Festigkeit des Geistes besitzen wird, sich ernstlich und aufrichtig zu fragen: ist das wahr? .... Für die übrigen nun aber giebt es nichts so Absurdes oder Empörendes, daß nicht, wenn auf jenem Wege eingeimpft, der festeste Glaube daran in ihnen Wurzel schlüge.“

Ununterbrochen gläubig ist unter Männern freilich höchst selten jemand; bei den Frauen, die bekanntlich von vielen Erziehern systematisch auf Pseudo-Gemüt dressiert werden*), ist eine kontinuierliche Anhänglichkeit an den Offenbarungsglauben wesentlich häufiger zu finden. Bei den weitaus meisten Menschen aber tritt zu irgend einer Zeit, gewöhnlich im ersten Jünglingsalter, eine Periode des Zweifels resp. des Unglaubens ein, die oft für die ganze Jünglingszeit, bezw. bis ins Mannesalter hinein andauert. In der Jugend und ersten Mannheit ist eben auch bei weniger starken Seelen ein gewisser Fonds von Kraft, Mut, Selbstgefühl, Oppositionsgeist vorhanden, der dann früher oder später aufgezehrt ist und dem besseren Teil

*) Eine Dressur, die vortrefflich ausschlägt, insofern sie herzlose Gefühlsduselei und vor allem intellektuelle Rückgratlosigkeit erzielt.

der Tapferkeit, der Vorsicht, Platz macht. An der Regelmäßigkeit jener Unterbrechung sieht man, daß es den Menschen, trotz der von Schopenhauer so treffend charakterisierten, beispiellos — energischen Bearbeitung des kindlichen Geistes natürlich ist, sich zeitweilig gegen die Zumutungen des religiösen Glaubens aufzulehnen. Es ist einfach eine Abnormität, daß ein Mensch, der jemals so etwas wie Wissen und Denken wirklich geschmeckt hat, die kirchlichen Lehren von den übernatürlichen Dingen ohne Wanken glaubt. Mag die Zweifelperiode noch so kurz sein, einmal kommt sie bei fast allen. Und in dieser Periode handelt es sich nun für die Vernunft um Sein oder Nichtsein, handelt es sich darum, ob Vernunft und Wille stark genug sind, den entgegenstehenden Mächten Widerstand zu leisten und sie zu besiegen, oder nicht. Bei den meisten, wie gesagt, sind sie nicht stark genug. Den meisten macht, wenn sie sich plötzlich allein fühlen, der große, dunkle Weltraum bange, wie Kindern bange wird in einem großen, dunklen Raume, und anstatt ihre Augen und ihren Tastsinn an das Dunkel zu gewöhnen und sich langsam zurechtzufinden, schreien sie, von Kindheit her an Gängelung gewöhnt, ängstlich nach einer stärkeren, führenden Hand. Sie sagen sich: „Was nach dem Tode geschieht, wissen wir nicht; Jahrtausende hindurch haben zahllose Menschen diese Dinge geglaubt und Trost darin gefunden; die weltlichen und kirchlichen Machthaber treten nachdrücklich für diese Dinge ein,“ kurz: die Mächte der Autorität und der Tradition, besonders auch ihre Kindheitstradition, machen sich geltend mit ganzer Wucht: Was ist da begreiflicher, als daß sie nachgeben? Die niedrigeren Naturen sagen sich außerdem, daß es auch für das irdische Leben — im Hinblick auf die herrschenden Autoritäten — einstweilen noch vorteilhafter ist,

zu den Gläubigen zu zählen. Auf diese Weise kommen die meisten Gläubigen durch Zweifel wieder zum Glauben. Ein frommer Eiferer hielt mir einmal entgegen, in meiner Sterbestunde würde ich wohl anders sprechen als jetzt; es sei schon mancher im Angesicht des Todes zum Glauben gekommen. Und diese Vorhaltung, diese Drohung mit dem Tode hört man ja oft. Dergleichen Leute finden in einem Glauben aus Feigheit und Berechnung durchaus nichts Anstößiges.*)

So ist denn freilich nicht der Glaube — wie der wackere Gelehrte der Kreuzzeitung meinte — wohl aber der Entschluß zum Glauben eben als solcher selbstverständlich ein Willensakt, eine That. Aber dieser Entschluß ist in der Regel nicht die That eines „freien," sondern die eines in frühester Kindheit eingeschüchterten, höchst unfreien Menschen, und er ist in der Regel nicht „die höchste sittliche That" eines Menschen, sondern eine That, über deren sittliche Qualität man in den meisten Fällen *wesentlich* ungünstiger denken darf. Jener eingangs erwähnte altpreußische Dorfschulmeister wird sich zwar in seinem Glauben ebenso unmäßig sittlich vorgekommen sein wie der Logiker der „Kreuzztg."; doch aber kann kein Zweifel darüber walten, daß dieser gläubige Schulmeister unendlich tief unter unserem ungläubigen Freunde steht, der nach dem Tode keine bittren und keine süßen Eventualitäten erwartet, sondern mit *selbstloser* Liebe und Ehrfurcht nach der heiligen Quelle alles Lebens forscht. Auch „Gott" — wenn man das unbekannte Ziel unseres Strebens denn so nennen will — will selbstlos geliebt sein; das sagt uns unser sittliches Richtungsgefühl.

Nun ist das Gesagte selbstverständlich nicht so

---

*) Vgl. den Essay über Anzengruber im 1. Bande dieses Werks.

plump zu verstehen, daß die große Mehrheit der Gläubigen zunächst ihren Glauben vollständig ablege, dann sich klar vor Augen halte: „Es ist doch wohl vorteilhafter, zu glauben,“ hierauf den Entschluß fasse: „Ich will wieder glauben,“ und endlich wieder vollkommen gläubig werde. Diese Seelenvorgänge verlaufen vielmehr in der Regel mehr oder weniger nebeneinander, und sie kommen ihrem Subjekt durchaus nicht immer, mindestens nicht in klarer Sonderung, zum Bewußtsein, sonst würden dergleichen Leute sich wohl nicht so oft etwas auf ihre Religiosität einbilden. Zunächst z. B. werden konfessionell erzogene Menschen nur in höchst seltenen Fällen ihren Glauben zeitweilig g a n z ablegen. Sie zweifeln inkonsequenter Weise*) an einem oder an einigen, vielleicht an einer ganzen Anzahl von Dogmen; aber sie reservieren sich unbewußt-vorsichtig einen gewissen Rest von Glauben für den Sterbefall, und wenn man in sie dringt, doch einmal deutlich Farbe zu bekennen, so erklären sie ängstlich, daß sie manches glaubten, zum mindesten das Dasein eines Gottes. Ferner beeinflussen bei solchen Menschen die Pietät vor Tradition und Autorität, die Gewohnheit und die Furcht vor unangenehmen Eventualitäten diesseits und jenseits des Grabes unbewußter Weise s c h o n v o n v o r n h e r e i n

*) Inkonsequent ist jede Ablehnung eines religiösen Dogmas, sobald man ein anderes annimmt. Görres meinte, der heilige Rock von Argenteuil könne ebenso gut echt sein wie der von Trier; denn wer könne Gott daran hindern, den heiligen Rock zu vervielfältigen? Sehr richtig, Görres! Ganz meine Meinung! Ebenso unangreifbar ist es, wenn Görres erklärt, die frommen Seelen bekämen zuletzt einen heiligen Geruch, der sie einander schon von weitem erkennbar mache, und die Hostie habe zuweilen ein solches Verlangen nach dem Gläubigen, daß sie von selbst aus der Hand des Priesters in den Mund des Kommunikanten fliege. Wie? — Ja warum denn? Das ist doch nicht wunderbarer als die Gegenwart Christi in der Hostie?!

das religiöse Urteil. Das ist ja vielleicht die erschrecklichste Schwäche des Menschen überhaupt, daß der Wunsch so oft der Vater seines Denkens ist und daß man deshalb so leicht für wahr und richtig hält, was man aus edler oder gemeiner Neigung, aus guter oder schlimmer Gewohnheit so gern für wahr und richtig halten möchte. Jene Leute prüfen also ihren Glauben garnicht erst mit der nötigen Unbefangenheit und Dreistigkeit; was ihnen zufällig besonders widervernünftig erscheint, das lehnen sie für eine Zeitlang ab.

Natürlich will ich auch nicht als ausgeschlossen bezeichnen, daß unter den Gläubigen hin und wieder fromme Menschen vorkämen, d. h. Menschen, die nicht aus Furcht vor der ewigen Verdammnis und zeitlichen Verfolgungen und nicht aus Hoffnung auf einen reichlichen Lohn, sondern aus bewundernder Anschauung der Welt und aus reiner Sehnsucht nach dem Vollkommenen dem Dogmenglauben anhängen. (Ich sehe hier natürlich gänzlich ab von der Ethik, die ja mit den Religionen in ihren Anfängen aus pädagogischen Gründen verquickt wurde. Manche hängen einer Kirche nur an um ihrer Ethik willen, das sind dann eben keine Gläubigen und durchaus keine Anhänger nach dem Sinne der Priester. Die Ethik steht mit dem Glauben in durchaus keiner kausalen Verbindung, und vorläufig haben wir es nur mit dem Glauben zu thun.) Freilich fallen nun jene Menschen, die mit Verdammnis und Seligkeit nicht rechnen, schon aus ihrem Glauben heraus. Denn wer an die ewige Qual und die ewige Freude glaubt, der muß sie auch fürchten und ersehnen. Unter den wirklich Gläubigen giebt es also einen Frommen in unserm Sinne nicht. Unter den Halbgläubigen kommen solche Frommen vor, aber sehr selten. Die Gläubigen und die überwältigende Mehrzahl der Halbgläubigen glauben aus Furcht vor dem Tode

und aus früh gepflegter Gewohnheit; ein Bruchteil von ihnen auch aus Menschenfurcht. Aus diesen Motiven vornehmlich entspringt der Wille zum Glauben. Und der Glaube selbst ist die „zuversichtliche Annahme eines Nichtgewußten." Es thut mir leid, Herr Theologe von der „Kreuzzeitung"; aber es ist so; fragen Sie den Verfasser des Ebräerbriefes. Der Glaube an sich ist Sache des Intellekts. Natürlich kann der Glaube von Gefühlen begleitet sein — der Intellekt arbeitet ja mit betonten und unbetonten Vorstellungen —; er wird auch in der Regel von ganz allgemeinen Furcht- und Hoffnungsgefühlen begleitet sein; aber er muß es durchaus nicht. Wenn Novalis beim Genuß des Abendmahls ein brünstiges Liebesgefühl hatte, so war das eine rein persönliche Sache. Der ungebildete Bauer oder Spießbürger glaubt fest und bestimmt, daß er Leib und Blut des Erlösers genieße und daß ihm diese Handlung gut geschrieben werde; aber Liebe dürfte er kaum empfinden.

Sprechen wir jetzt über den Wert des religiösen Glaubens.

Es ist nach dem Gesagten klar, daß der religiöse Glaube der erbittertste Feind des Intellekts ist. Natürlich leugnen das die Gläubigen, vor allem natürlich die Priester. Sie sagen: „Es fällt uns garnicht ein, Vernunft und Verstand zu bekämpfen; wir beschützen, fördern die Wissenschaft — es muß nur die rechte Wissenschaft sein. Wir haben auch große Gelehrte, und trotz ihrer Gelehrsamkeit sind sie gläubige Söhne unserer Kirche." Das ist richtig; denn wenn ein Gelehrter ihnen unbequem wird, werfen sie ihn hinaus, indem sie erklären: Der Mann ist kein Katholik, oder kein Christ. Auf diese Weise haben sie immer reines

Haus und lauter gläubige Forscher. Von der Universität bis hinab zur Volksschule soll nichts gelehrt werden, was ihrem Glauben widerspricht. Der Geistliche will den ganzen Unterricht mitsamt dem Lehrer beherrschen und alles inhibieren, was ihm nicht paßt. Die Gläubigen sprechen mit Verachtung von den gewaltigsten Fortschritten der Wissenschaften und der Technik und erklären diese Fortschritte für belanglos; sie wären aber verraten und verkauft, wenn sie Eisenbahn und Telegraph nicht benutzen dürften. Sie bekämpfen überhaupt, wie Arnold Ruge bemerkt hat, Aufklärung und Bildung mit den Waffen, die diese erst gefertigt haben. Wären sie auf die Bildungskräfte angewiesen, die aus ihrem Glauben fließen, dann könnten sie ihren erbittertsten Gegnern herzlich leidthun. Die zweifellosesten Dinge sind ihnen noch nicht bewiesen genug; sie wollen die Kugelgestalt der Erde 25 mal bewiesen haben; aber ihnen soll man jedes Ammenmärchen ohne Beweis abnehmen. Sie erklären, daß der klügere Mensch in der Regel nicht der bessere sei, im Gegenteil verderbe das viele Wissen den Charakter; ein wenig Lesen, Schreiben und Rechnen und reichlich Religion sei der richtige Lehrplan einer Volksschule, und dazu wünschen sie die Schulzeit und die Lehrer so beschränkt wie möglich. Wer das Dasein Gottes leugnet, soll auf 2 Jahre ins Gefängnis gesteckt werden. Es darf nie vergessen werden, daß katholische Abgeordnete einen Gottesleugner auf zwei Jahre ins Gefängnis werfen wollten. Wenn irgend jemand in Deutschland einmal in Versuchung kommen sollte, zu glauben, daß der katholische Klerus wirkliche Toleranz üben könne, dann soll man diesen merkwürdig Vertrauensseligen daran erinnern, daß katholische Abgeordnete die Leugnung Gottes mit 2 Jahren Gefängnis bestrafen wollten. Dieser Antrag Rintelen war ein großes Glück; er ist von

einer wunderbar aufklärenden Kraft. Der Abg. Rintelen ist dagegen für die katholische Kirche kein Glück. Denn die katholische Kirche ist viel klüger. Sie kann von einer immensen Liebenswürdigkeit, von einer bestrickenden Toleranz sein. In Lappalien ist sie immer entgegenkommend. Und die Fragen, ob Monarchie oder Republik, ob Liberalismus oder Sozialismus, ob Aristokratie oder Demokratie, sind für sie Lappalien. Was macht sie sich zuletzt aus all diesen Dingen; sie packt die menschliche Freiheit bei der Wurzel: bei der Vernunft! Sie kennt nur einen Herrscher, der ihr fürchterlich werden kann: die menschliche Vernunft. Sie würde den Arbeitern große Löhne und große Freiheiten verschaffen, wenn die Arbeiter ihr eines dafür verkaufen wollten: ihre Kinder, ihre Volksschule. Ihr, die ihr den Menschen frei und zum Herrn seiner selbst machen wollt: so lange ihr nicht in der Hierarchie euren gefährlichsten Gegner seht, so lange ist's gefehlt! Im Zentrum: da steht der Feind. Auch anderswo stehen Feinde; aber da steht der Erb- und Erzfeind. Seltsam, daß ihr das nicht schon gelernt habt aus euren Mißerfolgen in den katholischen Wahlkreisen! Das Geld ist eine ungeheure Macht, und die ökonomische Knechtschaft ist eine ungeheure Fessel. Aber die gewaltigen Fortschritte der Arbeiterbewegung und der Arbeiterorganisation zeigen, daß diese Fessel nicht unzerreißbar ist; trotz aller materiellen Abhängigkeit konnten es die Arbeiter zu einer imposanten Macht bringen. Der Arme kann sich emanzipieren; ja, die erkannte Not ist ihm ein treibender Stachel. Aber wessen Vernunft man in Fesseln schlug, der ist wehrlos. Die Befreiung aus Stumpfheit und Betäubung ist unsäglich schwer. Denn die Stumpfheit liegt Tag für Tag mit der Not auf einem Lager und stöhnt unter ihren umkrallenden Fingern und sieht sie nicht.

Darum ist die katholische Kirche ein so wunderbares, so einheitliches, so konsequentes, so ausdauerndes Institut, weil sie die menschliche Freiheit an der Wurzel umklammert hält, an der Vernunft.*)

Die evangelische Kirche möchte dasselbe; aber sie kann es nicht. Sie hat nun einmal die Vernunft losgelassen.

Sobald die religiöse Orthodoxie auf Wissenschaft und Denken, auf Verstand und Vernunft zu sprechen kommt, zittert in ihren Worten der versteckte, giftige Haß gegen den Intellekt. Seine Kraft und Bedeutung herabzusetzen, wird sie niemals müde. So haben wir denn auch zur Zeit der Romantik eine gläubige Wissenschaft gehabt, die mit erhabenster Verachtung der Beobachtung und des Verstandes und mit uneingeschränkter Benutzung der verrücktesten Spekulation zu „forschen" pflegte. Von Schelling ist schon die Rede gewesen. Er war noch ein Ketzer für den Gelehrten Franz v. Baader, der ihm vorwarf, daß er nicht an den persönlichen Teufel glaube, und der in seiner Anthropologie über „religiöse Erotik" schrieb; er war noch ein exakter Forscher im Vergleich zu dem Gelehrten G. H. v. Schubert, der die Traumdeuterei wissenschaftlich betrieb (in seiner „Symbolik des Traumes") und der in seiner „Nachtseite der Naturwissenschaft" die lehrreichsten Dinge

*) „So lange die (katholische) Geistlichkeit Hoffnung hat, die Macht wiederzuerlangen, wird sie sich an den Grundsatz der Autorität halten. Wenn sie aber glauben muß, daß sie endgiltig ihres politischen Einflusses beraubt und in ihren Vorrechten bedroht sei, so wird sie wie in Deutschland vorgehen: sie wird den Sozialismus zu Hilfe rufen. Eine seltsame Gewalt ruht in dieser Kirche, die in ihren Anfängen eine nivellierende, ja sogar kommunistische Demokratie bildet und heute in Rom das vollkommenste Bild des theokratischen Absolutismus darstellt." So Laveleye in seinem Buche „Le socialisme contemporain" (Deutsch von Jasper, Halle a./S.) Und der Absolutismus ist das wahre Gesicht der Kirche.

über Dämonen und Gespenster erzählte. Er kennt zwei Mittelglieder zwischen Körper und Geist: die Seele und den Nervengeist. Dieser hat Farbe und kann erblickt werden. Böse Geister sind grün; wenn sie sich bessern, gehn sie ins Gelbe über rc. Der Gelehrte Adam Müller sah in diesem Buch das beste Produkt der Naturphilosophie und fand den Verfasser dem Schelling weit überlegen. Das war er auch offenbar. Noch überlegener war dann ohne Zweifel der Gelehrte Josef Görres, der sich u. a. von dem geistig völlig abgewirtschafteten Brentano zu seiner „Christlichen Mystik" begeistern ließ. Brentano verkehrte bekanntlich 6 Jahre lang (bis zu ihrem Tode) mit der somnambulen Nonne Katharina Emmerich. Nach diesem Umgang brauchte er die Evangelien nicht mehr; denn nach ihren Visionen und Inspirationen wußte er über Jesus und das Leben der allerheiligsten Jungfrau Maria mehr, als ihm die Bibel erzählen konnte. Die Heilige hatte ihm ja sogar eine Karte von Palästina „geoffenbart." Das war ein wissenschaftlicher, klassischer Zeuge für den Gelehrten Görres, und dieser erzählte nun, „in welcher Ordnung Glorienschein, Nägelmale und Wundenmale an der Seite sich bei den Heiligen zeigen, die damit begnadet werden"*), erzählte die erwähnten und andere Geschichten von den Hostien und von den duftenden Heiligen rc. rc. Dieser und ähnlicher Art war die positive Arbeit dieser Gelehrten, denen „die Fähigkeit der Unterscheidung richtiger Thatsachen und falscher Ideen ganz abhanden gekommen war." Ihre negativen Leistungen waren aber noch viel bedeutender. Solche Entdeckungen, wie diejenige Malpighi's, daß die Blätter der Pflanzen ihre Ernährungsorgane seien, konnten sie, als sie 100 Jahre später durch Ingenhousz wieder

---

*) Vgl. Brandes, Die romantische Schule in Deutschland.

auftauchte, wundervoll verachten und unterdrücken. Die großartige Entdeckung der Kohlensäurezersetzung im Chlorophyll wurde schlankweg geleugnet, weil sie nicht konvenierte.*) Dergleichen ist ja lange nicht genug bewiesen, lange nicht so gut wie die grüngelben Nervengeister und der Magnetismus der Hostie oder wie die Aufschlüsse jenes Dozenten, der gegenwärtig in Münster den katholischen Studenten über die Höllenstrafen ein Kolleg lesen soll. Die glänzende Feststellung Saussure's, daß die Pflanzen sich von unorganischen Stoffen nähren, fiel „der Aera des Obskurantismus" zum Opfer, und erst Liebig verhalf ihr zu ihrem Rechte. Dergleichen Entdeckungen und Theorieen wie auch die darwinistischen u. a. m. sind ja nichts weiter als wissenschaftlicher Hochmut, „der klüger sein will als die Offenbarung," nichts als „freche Ausbildungen menschlicher Anlagen," wie Novalis sagen würde. Dergleichen wird erst bekämpft bis auf's Messer oder mit Hohn zurückgewiesen; wenn sich's aber schlechterdings garnicht mehr verkennen läßt, dann wird mit dem unverblüfftesten, süßesten Gesicht gerufen: „Aber Kinder, das berührt doch die Offenbarung garnicht!"

Die Feinde der Wissenschaft und des Verstandes stellen die Sache gern so dar, als wenn die Freunde der Aufklärung alles leugneten, was sie nicht beobachtet hätten, als wenn sie behaupteten: „Es giebt nichts Verborgenes und nichts Rätselhaftes; was wir nicht erkannt haben, das existiert nicht." Natürlich können dergleichen nur vereinzelte Dummköpfe sagen. Wir sind schon gefaßt, m. H., auf die größten Überraschungen und die erstaunlichsten Dinge! Warum sollt' es nicht zahlreiche Dinge geben, von denen unsere Weisheit sich

*) Vgl. Dr. Ad. Hansen, Die Ernährung der Pflanzen. Leipzig und Prag.

noch nichts träumen läßt?! Mag es doch Gespenster und Geistererscheinungen und Hellseher und Propheten und Totenerwecker 2c. geben! Wir wollen nichts weiter als Beweise dafür! Wir suchen nur, wo eine naturgesetzmäßige Erklärung möglich und nicht von vornherein ausgeschlossen ist — und wo wäre sie von vornherein ausgeschlossen! — nach dieser natürlichen Erklärung, während ihr ohne allen Zwang schreit „Ein Wunder, ein Wunder!“ oder „Naturerscheinungen“ berichtet, die nicht wissenschaftlich bezeugt sind. Renan hat es in seinem „Leben Jesu“ sehr klar und schön auseinandergesetzt, was zu einer hinreichend bezeugten Totenerweckung gehört. Lest das nach und laßt eure Totenerweckung so bezeugen, dann glauben wir alle, unser Wort darauf! Die Röntgen'sche Entdeckung ist weit verblüffender, „wunderbarer“ als die meisten eurer Mirakel. Aber wenn wir ein Licht durch das Holz einer Kiste dringen sehen, dann schreien wir nicht „ein Mirakel!“, sondern wir forschen nach der natürlichen Ursache, und nach einiger Zeit beweisen wir euch durch Photographieen, daß wir in den Menschen hineinsehen können, was ihr noch immer nicht könnt. Wenn ihr doch auch einmal eure Beobachtungen photographisch festhalten wolltet! Und durch die Probe auf's Exempel bestätigen wolltet! Aber euer Wackenroder erzählt seinen Freunden im vollsten Ernst, sein Hund könne lesen, als die Freunde sich den Scherz gemacht hatten, das gut dressierte Tier an den Schreibtisch zu setzen und seine Vorderpfoten anf einen Folianten zu legen. Und euer Görres erzählte, der Teufel habe ihm aus Rache eine Handschrift gestohlen, eine Handschrift, die sich dann bald auf seinem Schreibtisch wiederfand. „Ja,“ werdet ihr sagen, „der Teufel hat sie schleunigst wiedergebracht, als er sah, was er erwischt hatte.“ Aber wäre denn das so wunderbar?

Ein anderer dialektischer Kniff der Kleriker besteht darin, daß sie sagen: „Wir fordern ja nur Unterwerfung in religiösen Dingen; in weltlichen Dingen könnt ihr Freiheit haben, soviel ihr wollt.“ Natürlich ist es niemals zu beweisen, daß irgendwelche Priester in religiösen Dingen ein Herrschaftsrecht über andere Menschen auszuüben hätten. Aber giebt man einmal zu, daß die Kirche die höchste Gewalt in göttlichen Dingen habe, so folgert die Kirche weiter: Die göttlichen Dinge sind die ersten und höchsten; das Seelenheil muß dem Menschen über alles gehen; das zeitliche und weltliche Heil kommt erst weit, weit dahinter, deshalb kommt immer erst das Interesse der Kirche. Ja, da auch alle weltliche Obrigkeit von Gott und überhaupt alles, was die Erde trägt, und die Erde selbst von Gott ist, so ist am letzten Ende die Kirche überhaupt die höchste Autorität in allen Dingen; sie läßt aber gnädigst zu, daß weltliche Emissäre ihrer Gewalt sich einbilden, sie hätten auch etwas zu sagen. Nur wenn die weltlichen Herrscher Selbständigkeitsgelüste zeigen, dann macht ihnen die Kirche deutlich, daß sie die Quelle aller Macht sei. In dem allen liegt, von den Prämissen abgesehen, lauterste Logik. Die Fragen, mit denen die Religion oder Vulgärmethaphysik sich befaßt, sind in der That die höchsten Fragen, und wenn es ein ewiges jenseitiges Leben und eine direkte Beziehung zum Welturheber giebt, dann verdienen dieses ewige Leben und diese Beziehung sicherlich ein weit intensiveres Interesse und eine weit liebevollere Pflege als die 70 oder 80 Jährlein des irdischen Lebens. So haben denn auch bei alten und neuen Kulturvölkern wie bei wilden Völkern die Priesterkasten, die Medizinmänner, Schamanen, Gangas oder wie sie sonst heißen mochten, fast immer früher oder später die Herrschaft ausgeübt. Also die Fragen,

mit denen die Kirche sich befaßt, sind in der That die höchsten; der Haken ist nur darin zu finden, daß die Antworten der Kirche auf diese Fragen bei weitem nicht die höchsten zu sein brauchen. Darum mögen sich die Gutmütigen, die da meinen: „Ja, in religiösen Dingen mag die Kirche herrschen, das ist ja ihre Domäne," jederzeit vor Augen halten, daß sie gerade mit der religiösen Selbständigkeit alle Selbständigkeit aus der Hand geben, und daß die Kirchen durchaus kein Recht auf die dauernde Führung in jenen Dingen besitzen, daß vielmehr der Gedanke des allgemeinen Priestertums um so mehr in sein Recht tritt, je weiter ein Kulturvolk sich entwickelt.

Die Kirchen müssen das werden, was sie in einem Kulturvolke sein und bleiben können: Vereine wie andere Vereine auch, mit denselben Rechten wie andere Vereine, mit den größten Freiheiten, die einem Verein nur immer gewährt werden können, aber nicht mit Herrschaftsrechten. Die Bevorzugung dieser Vereine durch den Staat in der Form der „Staatskirche" z. B. muß aufhören. Es versteht sich von selbst, daß ich auf dem Boden der ausgedehntesten Toleranz oder richtiger: der vollkommensten Gleichberechtigung stehe — denn ein Mensch hat den andern nicht zu „dulden," das Wort riecht nach Gnade; sondern er hat seine Gleichberechtigung zu respektieren — und daß ich keinen Menschen um seines Glaubens und seiner Meinungen willen (auch wenn er sie ausspricht natürlich!) verfolgt sehen will, solange er nicht das Recht seiner Mitmenschen verletzt. Aber das Recht, darum, weil er zufällig die Lehren einer gewissen Kirche glauben kann, solche Leute, die das nicht können, zu tyrannisieren, das gesteh ich keinem Menschen und keinem Vereine zu. Das nennen dann die Zeloten freilich unduldsam. Auch mich nannte

die „Kreuzztg.“ unduldsam, weil ich mich nicht von konfessionellen Köpfen schikanieren lassen wollte. Man kann es diesen Leuten so sehr nicht übelnehmen; sie sind es zu sehr gewohnt worden, daß man vor ihnen kuschte, und sie werden augenblicklich in dieser Gewohnheit wieder mit allen Staatskräften fleißig bestärkt. Aber es werden auch wieder Zeiten kommen, wo man nicht nötig hat, sich wehrlos von öffentlicher Stelle her wegen seines Unglaubens beschimpfen zu lassen, wo man es sich nicht wird gefallen lassen müssen, daß ein Standesbeamter sich in private Angelegenheiten mengt, indem er einen an seine „kirchlichen Pflichten“ erinnert, wo man sich oder seine Kinder nicht in die Kirche kommandieren zu lassen braucht und sich als Arbeiter nicht einen Sonntagsausflug zu versagen nötig hat, weil ein Verein wünscht, daß zur Zeit seines Gottesdienstes keine Fahrkarten ausgegeben werden und die Eisenbahn sich diesem Wunsche unterwirft. Ich schweige absichtlich von schlimmeren Dingen und erwähne diese relativ leichten Zwangsmaßregeln, um meinen Standpunkt dahin zu präzisieren, daß wir eine vollkommene Befreiung vom Staatskirchentum anzustreben haben.

In dem richtigen Gefühl, daß der kirchlich organisierte religiöse Glaube der prinzipiellste Feind des Intellekts sei, hat die politische Reaktion sich immer am letzten Ende an die Kirche gewandt und mit ihrer Hülfe eine gewaltsame Verfrommung resp. Vermuckerung — denn der Zwang erzielt keinen ehrlichen Glauben — versucht. Und die Kirche half einem Metternich, einem dritten Friedrich Wilhelm natürlich gern; die Jesuiten und die Hengstenberg, Leo, Tholuck &c. sind gern zur Hand. Wenn nur nicht diese Helfer den Hülfsbedürftigen immer über den Kopf wüchsen! Es dauert garnicht lange, daß es dann in einem vorwiegend protestantischen Staate wie Preußen dahin kommt, das

Wort „protestantisch“ als anstößig zu verpönen und daß ein Görres die Kinder aus gemischten Ehen „zwieschlechtige Bastarde“ nennt, während sein katholischer Landesherr eine Protestantin zur Mutter und eine andere zur Frau hat. Wenn die weltlichen Regierungen das einmal begriffen, daß diese Helfer nur sich selbst helfen! Dann würden sie wohl dem Institut der „Staatsreligion“ etwas weniger freundlich gesinnt sein. Das Staatskirchentum ist das Organ, vermittelst dessen die Gewissensfreiheit jederzeit wieder illusorisch gemacht werden kann, darum erklärt der scharfsichtige Heine mit Recht, daß die Reformation ihr schwereres Werk: die Trennung von Thron und Altar, noch zu vollführen habe, daß es darauf ankomme, „das Allgemeinwohl der Menschen von allen kirchlichen Machtfragen zu emanzipieren und die Vertreter der Kirche aller weltlichen Privilegien zu entkleiden.“

Der religiöse Glaube kann gegen Verstand und Vernunft nicht tolerant sein. Ich habe das schon in meinem „Offenen Visier!“ ausgeführt. Herr Dr. Lieber erklärte zwar kürzlich bei Gelegenheit der Debatte über den konfessionellen Eid, daß die katholische Kirche gegen die „Irrenden“ tolerant sei; aber Herrn Dr. Lieber täuscht sein gutes Herz. Solange sie muß, kann die Kirche natürlich tolerant sein; wenn sie aber nicht mehr muß, dann kann sie es nicht mehr. Die katholische Kirche kann autoritär und demokratisch sein; sobald sie aber das Volk sicher in der Gewalt hat, ist sie nur noch autoritär. Dann tritt die Weltanschauung Joseph de Maistres in Wirksamkeit, des konsequentesten Vertreters, den wohl jemals das weltliche und kirchliche Autoritätsprinzip unter Publizisten gefunden hat. Er wollte den Ehrgeiz bestimmter Klassen dadurch angestachelt sehen, daß sie von eigens hierzu angestellten Unteroffizieren nur mit einer ganz bestimmten Art von

staatlich geprüften Stöcken geprügelt werden dürften, wie die römischen Soldaten das ehrende Vorrecht hatten, mit Rebstöcken geprügelt zu werden. Zwei Mächte sind nach ihm erforderlich, um Unglauben und Ungehorsam zu stürzen: der Papst und der Henker. Sie sind ihm die beiden Grundpfeiler der Gesellschaft: jener strafe den aufrührerischen Gedanken mit der Bannbulle, dieser mit dem Beile. Er wünschte die Wiedereinführung der Ketzerverbrennung und verteidigte begeistert die Inquisition. In seinem Buche vom Papst heißt es: „Die Monarchie ist ein Mirakel... Der Soldat, der einen Menschen nicht tötet, wenn ein legitimer Fürst es ihm befiehlt, ist nicht weniger schuldig als der, welcher einen Totschlag ohne Ordre verübt.“ In seinen Briefen über die spanische Inquisition heißt es: „Der moderne Sophist, welcher gemächlich in seinem Zimmer konversiert, läßt es sich wenig kümmern, daß Luthers Argumente den dreißigjährigen Krieg hervorgerufen haben: aber die alten Gesetzgeber, welche wußten, was diese unheilschwangeren Lehren alles die Menschen kosten könnten, bestraften sehr gerecht mit dem Tode ein Verbrechen, das im Stande war, die Gesellschaft in ihren Grundfesten zu erschüttern und sie in Blut zu baden..... Dank der Inquisition hat in den letzten dreihundert Jahren in Spanien mehr Glück und Ruhe geherrscht als in dem übrigen Europa.“*) Er sagt ferner: „Das Predigen Voltaires, welcher von Toleranz schwatzt, ist ein Predigen, das nur für Dummköpfe und solche, die sich narren lassen, oder für Leute, die gar Interesse an der Sache haben, passen mag.“

Daß die Leute à la Joseph de Maistre, die sich dem elementarsten, auch dem größten Dummkopf an-

*) An dem Glück und der Ruhe hat Spanien bekanntlich noch immer zu tragen.

schaulich gemachten Gesetz der Entwickelung, dem Fluß der Dinge, der Bewegung widersetzen, die eigentlichen Revolutionäre und Blutmenschen sind, daß eben darum der „Teufel“ *sie* beim Kragen hat, das spürt dieses Völkchen nie.

Dieser Mann wurde begeistert gepriesen und acclamiert von den Gläubigen und Reaktionären seiner Zeit, soweit sie ihn kannten, von einem Görres, Pilat, Gentz ꝛc.; das war ein Mann nach dem Herzen der Adam Müller, Metternich, Chateaubriand u. s. w. Gentz schrieb über das Buch vom Papst: „Es ist nach meinem Gefühl das erhabenste und wichtigste, das seit einem halben Jahrhundert erschienen ist.... Nein, jetzt glaube ich steif und fest, daß die Kirche nie untergehn wird. Wenn auch nur in jedem Jahrhundert einmal ein solcher Stern ihr leuchtet, so muß sie nicht nur bestehen, sondern siegen.“

Und doch!

Und doch kommt eben dieser Gentz zu dem beschämenden Resultat, daß aller Kampf gegen den Zeitgeist *nichts* nütze. Er meint, das Legitimitätsprinzip müsse, als in der Zeit geboren, auch durch die Zeit *modifiziert* werden und schreibt: „Ich war mir stets bewußt, daß ungeachtet aller Majestät und Stärke meiner Vollmachtgeber und ungeachtet der einzelnen Siege, die wir (sc. die Reaktion) erfochten, der *Zeitgeist* zuletzt mächtiger bleiben würde, als wir, *daß die Presse*, so sehr ich sie in ihren Ausschweifungen verachte, *ihr furchtbares Übergewicht über alle unsere Weisheit* nicht verlieren würde, und daß *die Kunst der Diplomaten so wenig als die Gewalt* dem Weltrade in die Speichen zu fallen vermag.“

Es ist schon erwähnt worden, daß die dogmatische Logik und Dialektik den Verstand korrumpiert. Wo man mit dem Satze: „Bei Gott ist kein Ding un-

möglich" argumentiert, da hört natürlich das Denken auf. Wo keine Prämisse unmöglich ist, da schweigt natürlich alle Logik. Der berühmte Cajus kommt um seinen Anspruch auf den Tod. Die Logik lehrt uns, daß Cajus sterblich sei, weil er ein Mensch sei und alle Menschen sterben müßten. Aber die religiöse Logik sagt uns, daß Gott einen Menschen unmittelbar, ohne Tod, in den Himmel aufnehmen könne, wie Henoch und Elia. Wer kann wissen, wenn Cajus würdig ist, ob ihm nicht dasselbe zu teil wird? Die Logik kennt einen Satz vom ausgeschlossenen Dritten und sagt: Ein Wesen ist entweder Gott oder Nicht-Gott; ein Drittes giebts nicht. Doch, sagt die Dogmatik: Christus war zugleich Gott und Nicht-Gott u. s. w. ins Unendliche. Alle Formen eines gesetzmäßigen Denkens sind zersprengt. Wer nun zum Glück eine ausreichende Bildung erfahren hat, der emanzipiert sich wenigstens bis zu einem gewissen Grade — ganz, wie gesagt, befreit sich keiner — von dieser in der Kindheit erfahrenen Schule der Unlogik; der wenig oder garnicht Gebildete verfällt rettungslos einem völlig vagen, regel- und disziplinlosen Denken, einer gänzlich abergläubischen Nebelei. Darum eben sind ungebildete Menschen abergläubisch, weil sie die eherne Verkettung von Ursache und Wirkung, die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit der realen Welt durch streng geübte Beobachtung und streng geübtes Nachdenken in ihrer Jugend nicht erfaßt haben. Auch aus diesem Grunde ist ja der naturwissenschaftliche und geographische Unterricht den Obskuranten so fatal; er ist es vielleicht nicht so sehr seiner Aufschlüsse als seiner logischen Methode wegen. Weil der dumme oder ungebildete Mensch die Kausalität in allem Geschehen nicht oft und genau beobachtet hat, von ihr nicht genügend tief durchdrungen ist, deshalb glaubt er durch ein Hufeisen an der Thür das Unglück

abzuwenden, durch Zertrümmerung eines Geschirrs Glück in ein neues Haus zu bringen, durch Amulette, Geschenke, Drohungen, Gebete ꝛc. sich die Gunst des Schicksals zuzuwenden. Was solche Menschen, deren ganzes Denken, deren ganzes Seelenleben überhaupt im Banne der religiösen Dialektik liegt, ihren Mitmenschen an realen und idealen Gütern kosten, das ist in seinem ungeheuren Umfange garnicht abzuschätzen. Die lieben bigotten Mitmenschen in gewissen Reichstags- und Landtagswahlkreisen werden uns verzweifelt teuer, weil die Köpfe dieser Brüder schon in der Kindheit rettungslos verwuselt und verduselt wurden. Schließlich bildet sich bei solchen Menschen eine wahre Angst vor dem vernünftigen Denken heraus. Ein frommer Jüngling bat seinen ausgezeichneten Lehrer, der eine streng wissenschaftliche Bibelkritik vortrug, ihn von diesem Unterricht zu dispensieren, da er (oder sein Vater) für seinen Glauben fürchte. Der Lehrer fragte ihn mit köstlicher Geradheit, ob er denn ewig dumm bleiben wolle. Das Wort war sicherlich berechtigt. Eine religiöse Anschauung, sie sei, welche sie wolle, zeugt gewiß nicht notwendig von Dummheit; aber wer sich vor Wissenschaft und Logik fürchtet, bei dem ist die Verwüstung des Intellekts vollkommen geworden, der ist dumm. Herzlich dumm vielleicht, aber immerhin dumm.

Die hübscheste Erfindung der Obskuranten und Autoritätsfreunde zur Bekämpfung des Intellekts ist die, daß Wissen und Denken den Menschen nicht nur nicht edler, nicht besser, sondern daß sie ihn gewöhnlich in seinen bösen Trieben nur raffinierter machten. Der klügere, kenntnisreichere Mensch sei nicht der bessere Mensch; Wissen und Denkvermögen höben nicht den idealen Wert eines Menschen. Nun wird ja freilich kein Zurechnungsfähiger behaupten, daß jeder kluge und gelehrte Mann auch ein edler Mann sei; natürlich

kann ein gescheiter Mensch nebenbei ein recht schlechter Kerl sein. Aber dann wäre er als unwissendes Individuum jedenfalls noch erheblich schlechter gewesen. Mit der Einschränkung, die jeder Verständige von selbst machen wird, darf man getrost sagen, daß Wissen und Erkennen das Niveau des ganzen Menschen heben und daß der klügere, der geistig gebildetere Mensch auch der bessere Mensch ist. Daß ich dabei nicht eine Anhäufung von totem Wissen, nicht eine einseitige Fachbildung, sondern eine vielseitige und harmonische Verstandeskultur voraussetze, ist wohl selbstverständlich. Diese vorausgesetzt, giebt es vielleicht keine reinere, stärkere, den Menschen innerlicher veredelnde Freude als die, welche mit einer Erweiterung der Verstandeskräfte und einer Bereicherung unseres Wissens verbunden zu sein pflegt. Nur der Kunstgenuß ist vielleicht noch höher zu veranschlagen. Nihil est menti veritatis luce dulcius" heißt es bei Cicero, und wenn andere Freuden vielleicht zeitweilig intensiver und von stärkeren Impulsen für den Willen begleitet sind, so sind die geistigen Freuden in ihren Wirkungen auf die Dauer doch die stärksten, die stetigsten. Jeder Schulmeister weiß, daß in einer Schule, wo etwas gelernt wird, eine gute Zucht, ein gesittetes Betragen herrschen, und zwar nicht deshalb, weil die Schüler keine Zeit zu schlimmen Streichen hätten, sondern weil das Kind, das Freude über die Lösung einer Rechenaufgabe empfindet, schon erheblich veredelt ist und an seiner Arbeit ein größeres Interesse hat als an rohen Streichen gegen Lehrer und Mitschüler. Ich habe oft genug Gelegenheit gehabt, Schulen, in denen möglichst reichlich Religion und möglichst wenig Verstandeskultur betrieben wurde, mit solchen zu vergleichen, in denen unter einer liberalen Schulregierung zwei Stunden wöchentlich Religion gegeben und im übrigen so viel

wie möglich gelernt wurde. Ich will ja nicht ungerecht verallgemeinern; aber sagen muß ich es doch: was an jenen Schulen an Roheiten und Schmutzigkeiten üblich und sozusagen selbstverständlich war, das war an diesen so gut wie ausgeschlossen. Und das darf ich jedenfalls als allgemeingültig hinstellen: an den wenigen mehr nach modern-pädagogischen als nach kirchlich-pädagogischen Prinzipien geleiteten Volksschulen unserer Zeit ist der Verkehr gerade mit den gereifteren Schülern eine wahre Herzensfreude; man merkt eben diesen zu selbständiger Vernunft heranreifenden Kindern bei aller kindlichen Frische und Munterkeit schon die Vornehmheit eines kultivierten Geistes an. Die Windbeuteleien von der „zunehmenden Verrohung der Jugend“ soll man natürlich erst glauben, wenn sie unwiderleglich bewiesen sind. Mit der immer noch steigenden Ausdehnung der Presse werden natürlich auch die schlimmen Streiche der Kinder immer allgemeiner bekannt. Wenn früher ein Bube eine Grausamkeit verübte, blieb die Sache im Dorf; wenn heutzutage in Nordschleswig dergleichen geschieht, liest man es nach zwei Tagen in Schlesien und am Bodensee. Wenn wir Erwachsenen an unsere Brust schlagen und unsere Vergangenheit redlich prüfen, so werden wir fast immer zu dem Resultat kommen, daß wir, als Zöglinge höchst kirchlicher Schulen, eine weit rüdere Gesellschaft waren als unsere Nachkommen. Es war ja ein entzückender „Reinfall“ der klerikalen Presse, als sie bei Gelegenheit der Panama-Affäre schrie: „Seht, das sind die Früchte der religionslosen Schule in Frankreich!“ und ihr dann nachgewiesen wurde, daß die Panamisten noch im vollsten Maße die Segnungen des Religionsunterrichts genossen hätten. Selbstverständlich will ich mit alle dem nicht den Unsinn aussprechen, daß bei einer modernen Schule ein Panama ausgeschlossen wäre.

Wir sind allgemach auf das moralische Gebiet gekommen, und in der That habe ich die Absicht, jetzt über den moralischen Wert des religiösen Glaubens zu sprechen, nachdem ich auszuführen gesucht habe, daß beim religiösen Glauben für den Intellekt schlechterdings nichts Gutes, aber manches Schlimme abfällt. Das kann man ja, wenn man Lust hat, alle Viertelstunde irgendwo hören, daß Sittlichkeit nur beim Glauben sei, daß nur der gläubige Mensch, in der Regel heißt es sogar: nur der gläubige Christ, ein wirklich tugendhafter Mensch sein könne. Das Publikum kann nicht dringend genug vor diesen selbstlobenden Anpreisungen gewarnt werden; es steckt garnichts dahinter. Namentlich in diesen schlimmen Zeiten ist es fast an der Tagesordnung, daß von weit vernehmbaren Stellen aus die allein sittlich machende christliche Kirche gepriesen wird; gewöhnlich steht aber, deutlich sichtbar für alle, die ganz gewöhnliche, jämmerlich kleine, sittlich durchaus nicht hervorragende Menschlichkeit gleich neben jener Verkündigung, und dann kann der komische Effekt natürlich nicht ausbleiben. Bleiben wir zunächst bei den Thatsachen: wer könnte mit Wahrheit behaupten, daß man bei Gläubigen in sittlicher Beziehung bessere Erfahrungen mache als bei Ungläubigen? Die Statistik bietet gewiß keine Belege dafür; wer jemals die Tabellen der Kriminalstatistik und überhaupt der Moralstatistik durchgesehen hat, der wird wissen, daß sie für alles andere eher Zeugnis ablegen als für die unübertreffliche Sittlichkeit kirchlicher Staaten und Provinzen. In den 20 Jahren von 1866 bis 1885 war die Zahl der unehelichen Geburten immer in Bayern am höchsten und immer in Preußen am niedrigsten, und zwar war sie in Bayern ganz bedeutend höher als in Preußen; Bayern aber ist gewiß ein kirchliches und katholisches Land. In Ungarn, Italien,

Spanien, Frankreich, Belgien und Oesterreich war die Zahl der Morde und Totschläge in den ganzen achtziger Jahren größer als in Deutschland und Großbritannien nebst Irland, in den 3 erstgenannten Ländern 9—13 mal so groß als in letztgenannten; in Ungarn kamen auf 100000 Einwohner 6,73 Verurteilungen wegen der genannten Verbrechen, in Spanien 8,25, in Italien 9,35, in Großbritannien und Irland 0,72. In der deutschen Moralstatistik nimmt Schleswig-Holstein eine besonders rühmliche Stellung ein, und in dieser Provinz, namentlich in ihrem westlichen Teile, hat seit langem in kirchlicher Beziehung ein relativ freier Geist geherrscht. Ich ziehe aus diesen Daten noch keine Folgerungen; aber das dürfte immerhin klar sein, daß die Kirche mit diesen Zahlen nicht paradieren kann und daß man absolut nichts darauf zu geben braucht, wenn die Zentrumsherren sagen: „Gebt uns die Schule und die geistlichen Orden wieder, so schaffen wir euch ein sittlicheres Volk.“ Leider ist die Kriminalstatistik erst 76 Jahre, in Deutschland gar erst 49 Jahre alt; hätte es dergleichen schon vor 500 oder 1000 Jahren gegeben, so würde die romantische Fiktion von der Herrlichkeit der mittelalterlichen Welt unter dem Scepter des Papstes vielleicht nicht einmal durch die pfiffig-freundliche, reptiliengewandte Dialektik des Herrn Dr. Lieber aufrecht zu erhalten sein.

Und wie steht es mit unseren persönlichen Erfahrungen? Sind unsere gläubigen Brüder stärker in Liebe und Güte, in Redlichkeit und Treue, in Großherzigkeit und Hülfsbereitschaft als die ungläubigen? Ich muß, wenn die Gläubigen auf ihre Moral pochen, immer an eine kleine Geschichte denken, die einem meiner Freunde passierte. Er saß mit einem älteren, nicht ungebildeten Herrn im Wirtshaus und stritt mit diesem über Glauben und Unglauben. Der Alte war

entsetzt über die „Irreligiosität" des Jungen und vertrat wieder einmal die Anschauung, daß mit dem Glauben alle wahre Tugend dahinfahre. Bald darauf, beim Bezahlen der Zeche, gab der Junge dem Kellner ein Zehnmarkstück zurück, das dieser ihm zu viel gegeben hatte. Als der Kellner fort war, machte der Alte dem Jungen Vorwürfe, daß er so dumm gewesen sei; der Kellner würde auch nichts herausgegeben haben, wenn er zu viel bekommen hätte rc. Das ist gewiß ein sehr grobes Beispiel von pharisäischer Selbstunkenntnis; aber solche Widersprüche kommen, in reichster Abstufung von den gröbsten bis zu den feinsten Exemplaren, gerade bei den Glaubensstolzen außerordentlich häufig vor.*) Auch hier liegt mir selbstverständlich nichts ferner, als unbillig zu verallgemeinern. Ich habe glaubensfeste Menschen von größter Lauterkeit und reinster Herzensgüte kennen gelernt; wer hätte das nicht! Ich selbst habe von einem solchen Manne eine große Wohlthat erfahren; es würde mich also, solange ich atme, die einfachste Dankbarkeit vor einer solchen Ungerechtigkeit bewahren, wenn mich nicht schon mein Verstand vor einer solchen Thorheit schützte. Rohe und unwissende Menschen sehen gern in jedem Gläubigen einen Tartüff, und es ist nicht zu verkennen, daß schon mancher glaubensfromme Mensch unter einer solchen Dummheit zu leiden gehabt hat. Auch das ist mir wohlbekannt, daß die Menschheit im allgemeinen eine zärtliche Schwäche für den Pharisäismus hat und daß unmotiviert-selbstgerechte Individuen auch unter Ungläubigen nicht eben selten sind. Aber das ist meine Meinung, daß die ungeheure Überschätzung des religiösen Glaubens, insonderheit die ganz ungerechtfertigte hohe

---

*) Von bewußter Heuchelei ist hier natürlich überall gänzlich abgesehen.

moralische Wertung dieses Glaubens und die ebenso ungerechtfertigte kausale Verknüpfung von Glauben und Sittlichkeit das Pharisäertum ganz besonders begünstigen. Mit anderen, kürzeren Worten: Weil die Gläubigen ihren Glauben schon für „die höchste sittliche That des freien Menschen" halten, vernachlässigen sie so oft ihre wirklich sittliche Entwickelung und täuschen sie sich so oft über ihren wirklichen sittlichen Wert. Ich habe mich über diesen Punkt schon in meinem Essay über Anzengruber (im ersten Bande dieses Buches) näher ausgelassen und bitte um die Erlaubnis, mich selbst zitieren zu dürfen. Es heißt daselbst:

„Ganz besonders aber wird Anzengruber nicht müde, in immer neuen und immer interessanten Variationen die Religion und die Moral seiner Menschen nebeneinanderzustellen. Fast in jeder Novelle oder Skizze, fast in jedem Drama giebt er uns ein neues wundervolles Exemplar von jenem tragikomischen Dualismus, bei dem sich eine ansehnliche moralische Verlumptheit neben einer steifen und festen Christgläubigkeit oder sonstigen Gläubigkeit sehr behaglich eingerichtet hat. Daß man sehr gläubig und fromm und daneben doch ein großer Schuft sein kann, das wäre ja nun an sich nicht sonderlich neu und originell, wie andererseits die Beobachtung nicht überraschend wäre, daß Skeptiker und Freigeister ganz beachtenswerte Hallunken sein können. Aber doch ist hier ein sehr wesentlicher Unterschied vorhanden. Der sogenannte Freigeist, mag er sich nun in specie Materialist oder Atheist oder Pantheist oder wie immer nennen, erkennt als höchste Autorität nur die Vernunft an, und diese ist bestimmt und begrenzt durch die Erfahrung und die Gesetze des Denkens. Auch stellt er ebenbürtig neben die theoretische Vernunft die praktische (moralische) Vernunft, und er weiß, daß seine Handlungen unter keinen Umständen gegen diese moralische Vernunft verstoßen dürfen. Wenn also ein „Freigeist" unsittlich handelt, so muß ihm der Widerspruch zwischen seinem Thun und der Vernunft schneller

und deutlicher zum Bewußtsein kommen als dem positiv-religiösen Menschen. Diesem gilt als höchste Autorität das angeblich geoffenbarte oder durch Priester und Konzilien aufgestellte, mehr oder weniger mystische, zu glaubende Dogma, und die Möglichkeiten der Offenbarung, des Glaubens, der Mystik sind durchaus unerschöpflich. Es giebt bekanntlich nichts, was man nicht glauben könnte; man kann vernünftigerweise nicht überzeugt sein, daß die Erde eine Pyramide sei; aber dem Glauben an diese Pyramidalität steht nicht das Geringste im Wege. Dazu kommt aber noch, daß Dogma und Kirche die religiösen Ideen über die sittlichen stellen, „so hoch der Himmel über der Erde ist", daß sie um ganz dieselbe Distanz die Religiosität eines Menschen höher werten als seine Sittlichkeit, daß sie ihm den religiösen Glauben als erste und vornehmste Pflicht auferlegen und als höchstes Verdienst anrechnen, den Unglauben aber als die schwerste Verschuldung bezeichnen. Unter heilloser Verwirrung und Vermengung von religiösen Begriffen mit sittlichen wird der Glaube als „die größte und bedeutungsvollste sittliche That des Menschen" und der Mangel an Glauben als der größte sittliche Fehler hingestellt. Daß jede Religion unter Kulturvölkern einen sittlichen Charakter fordert, daß jede Kirche sagt: Ihr sollt nicht nur fromm, sondern auch gut sein! das weiß Anzengruber natürlich. Aber er weiß auch, daß man darunter etwas sehr Verschiedenes verstehen kann. Es liegt auf der Hand, daß da, wo das religiöse Moment dem sittlichen so himmelweit vorgezogen und so ostentativ als das unum necessarium bezeichnet wird und wo ferner der Glaube alle Disziplin auflöst, alle Formen und Grenzen des Denkens zersprengt und verwischt und ein uferloses Seelenleben als der normale Zustand erscheint, daß da, namentlich in naiven, ungebildeten Menschen, eine vollständige Korruption der sittlichen Ideen durch die religiösen erfolgen kann, daß sich da eine geradezu diabolische Dialektik entwickeln kann, die schließlich jede Schandthat mit irgend einer religiösen Lehre in überraschend logischer

Weise zu vereinigen weiß. Die Logik ist bekanntlich garkeine so schwierige Sache, wenn man nur bei den Prämissen immer fünf gerade sein läßt. So kommt denn auch der überzeugt fromme „Meineidbauer" ganz logisch dazu, am Schlusse des zweiten Aktes, nachdem er seinen Sohn, der um sein Verbrechen weiß, niedergeschossen hat, vor dem Christusbilde niederzuknieen und das entsetzliche Dankgebet auszustoßen: „Ich hab's ja eh'nder g'wußt, du wurdst mich nit verlassen in derer Not!" Das erscheint auf den ersten Blick sehr kraß; aber das Drama zeigt uns, wie eine auf korrekten religiösen Begriffen basierte Dialektik den Bauern Schritt für Schritt zu diesem schrecklichen Schlusse hingeleitet hat."

Anzengrubers Erfahrung ging, nach seiner ganzen Dichtung zu schließen, offenbar dahin, daß unter den Glaubenseifrigen besonders oft Gesinnungsschweinchen von mehr oder minder schmutziger Sorte zu finden seien, und dahin gehen auch die Erfahrungen fast aller derer, die ich darum befragte, und dahin gehen auch meine Erfahrungen. So ungerecht und dumm es ist, in jedem Gläubigen einen Pharisäer zu sehen, so gewiß ist das weit verbreitete Mißtrauen gegen Fromme nicht ohne eine starke Veranlassung entstanden. Es ist aber trotzdem kein Wunder, daß die ultramontane Kunstkritik eben jenen Anzengruber, den großen Dichter, den man mit noch mehr Recht als Keller den „Shakespeare der Novelle" nennen könnte, den „Lederhosenpoeten" nannte. Jaja, dergleichen Dichter sind unbequem; sie „denken zu viel: die Dichter sind gefährlich;" sie sehen zu viel und reden zu deutlich, und sie thun den allein selig machenden Behauptungen durch ihre selig machende Kunst zu viel Abbruch.

Um die sittliche Kraft des Glaubens zu beleuchten, weist man zuweilen, als auf die schönste moralische Frucht des Glaubens, auf die Leistungen der barmherzigen Schwestern hin. Ich werde noch zeigen, daß

ich dem religiösen Glauben keineswegs jede Fähigkeit, den Charakter zu bessern, abspreche, und ich will den Ruhm jener Frauen um nichts verkleinern. Aber was man hier auf das Conto des Glaubens schreibt, das sollte man eher auf das der Frauennatur und des Frauencharakters setzen. Die Passivität ist die Stärke und die Schwäche der Frauen; im geduldigen Ertragen von Mühsal und Plage jeglicher Art, im unmittelbaren Mitgefühl z. B. bei körperlichen Leiden eines Mitmenschen sind die Frauen bekanntlich uns Männern unendlich überlegen. Nicht alle frommen Schwestern sind barmherzig; aber fast alle Frauen sind gute Krankenpflegerinnen.

Nun wird man mir entgegenhalten: „Ja, wenn auch der religiöse Glaube zuweilen keinen sittlichen Charakter, oft sogar das Gegenteil erzielt, so ist der Glaube an eine Vergeltung im Jenseits, an einen strafenden und belohnenden Gott doch notwendig, um die große Masse der Menschen, namentlich die unteren Volksschichten, moralisch zu disziplinieren. Daß der Mensch das Gute thue aus Freude am Guten, das ist ja gewiß der höhere sittliche Standpunkt und mag auch das Ziel der Erziehung des Menschengeschlechts sein; aber für die meisten Menschen ist dieses Ideal noch zu hoch; die wollen durch Verheißungen gelockt und durch Drohungen geschreckt sein wie die Kinder." Diese Einwürfe entbehren keineswegs jeder Berechtigung. Auf einen Teil der Menschen mögen wohl die geglaubten himmlischen Belohnungen oder höllischen Strafen eine bessernde Wirkung ausüben. „Nun also!" höre ich rufen, „warum denn solchen Leuten ihre moralische Stütze nehmen?!" Ja aber, entgegne ich darauf — und damit kommen wir auf eine praktisch wichtige grundsätzliche Auseinandersetzung — wo habe ich denn jemals gesagt oder gezeigt, daß ich überhaupt

einem Menschen seinen Glauben „nehmen“ will? Von Zwang und Gewalt kann erstens überhaupt nicht die Rede sein. Zweitens habe ich aber auch nicht im geringsten Neigung zu aufdringlicher Proselytenmacherei, überhaupt nicht zum „Bekehren“. Ich halte vom „Bekehren“ nämlich sehr wenig. Überzeugen kann man nur den, der für seinen Gesinnungswechsel schon durch eigenes Nachdenken vorbereitet ist. Ein Weg aber, den man nur auf Überredung und Drängen einschlägt, wird selten innegehalten.

Also: ich und diejenigen, die mit mir eines Sinnes sind, wollen keinem Menschen seinen Glauben „nehmen“. Aber wenn das Gespräch mit einem Gläubigen es notwendig ergiebt, dann wollen wir allerdings ganz ungeniert unsere Meinung sagen. Und ebenso wollen wir, wenn Geist nnd Herz uns dazu treiben, frei und öffentlich aussprechen, was wir für wahr und gut halten. Mögt ihr ebenso frei und öffentlich sagen, was ihr darauf zu entgegnen habt. Und dann werden wir ja sehen, für wen jeder Einzelne sich entscheidet. Wer uns nicht hören will, braucht ja nicht zu uns zu kommen. Aber daß wir uns selbst den Mund verbieten und in Schule, Theater, Parlament und Volksversammlung unser Wissen schamhaft und schüchtern verbergen sollen, damit nur keiner von euren Anhängern seinen Glauben einbüße — das könnt ihr wahrhaftig nicht verlangen.

Kehren wir zum Thema zurück. Wer zugiebt, daß die Sittlichkeit aus Liebe zum Guten die eigentliche Sittlichkeit sei, aber weiter erklärt, daß die Menschheit durch den Hinweis auf jenseitige Strafen oder Belohnungen in Zucht gehalten werden müsse, der schreibt der jenseitigen Vergeltung gleichsam die Bedeutung von Strafgesetzbuch und Polizei zu. Nun ist ohne weiteres klar, daß ein Mensch, der aus Furcht vor Strafgesetz und Polizei oder aus Hoffnung auf weltlichen Lohn

unsittliche Handlungen unterläßt oder sittliche begeht, noch durchaus kein sittlicher Mensch ist. Und es ist ohne weiteres klar, daß dasselbe gilt mit Rücksicht auf die jenseitigen Eventualitäten. Wer seinem Mitmenschen hilft, weil er ewige Freude erhofft und ewige Qual fürchtet, der steht *sittlich* auf ganz derselben Höhe wie jener, der aus weltlichen Rücksichten handelt: seine Hülfe ist keine sittliche Handlung. Auch die Erwartung des Lustgefühls, das einer guten Handlung, oder des Unlustgefühls, das einer bösen That zu folgen pflegt, ist noch kein sittlicher Beweggrund. Ein Mensch, der einen Notleidenden beschenkt, weil er sich sagt: Nachher werde ich für dies Geschenk durch ein schönes Gefühl belohnt werden, wird uns darum noch nicht als ein wahrhaft sittlicher Mensch erscheinen; für einen solchen werden wir ihn erst gelten lassen, wenn es ihn zu jener Handlung ohne alle Nebenrücksichten *treibt*. Das Wort „Trieb", mit bewußter Beziehung auf das Pflanzenleben, auf das physische Leben überhaupt, ist hier das richtige Wort. Ueber wen der sittliche *Trieb* Gewalt hat, der ist sittlich. Wer aus seinem eigenen Wesen heraus gut handeln *muß*, der ist gut. Wer Gutes thut aus Liebe zur sittlichen *That*, der ist gut. Die Liebe zum Menschen, an dem man Gutes thut, steht dem nicht im Wege; sie darf so groß sein, wie sie will. Aber das Entscheidende ist die Liebe zur sittlichen *That*. Denn auch dem Feinde springen wir bei in großer Gefahr, und doch lieben wir ihn nicht, wenn wir auch unseren Haß für den Augenblick vergessen. Ich komme hier wieder auf das Richtungsgefühl in uns zu sprechen. Alles Leben ist Entwickelung. Und wir haben im ganzen, von zeitweiligen Irrungen abgesehen, ein sicheres Gefühl für die Richtung, in der sich unsere Entwickelung bewegt. D. h. wir haben z. B. das dunkle, meinetwegen oft ganz

instinktmäßige, aber übermächtige Gefühl: den Gefährdeten aus dem Wasser ziehen: das liegt in der Richtung unserer Entwickelung; ihn umkommen lassen: das wäre ein Rückschritt. Jenes ist „vornehm“, dieses ist „gemein“. Und vornehm soll die Entwickelung uns machen, in dem Sinne, daß wir uns durch unseren Adel verpflichtet fühlen. „Freie Adelsmenschen werden“ heißt das Ziel in „Rosmersholm“. Man kann das, wenn man will, kategorischen Imperativ nennen. Man darf nur nicht vergessen, daß die sittlichen Begriffe sich ebenfalls entwickeln, daß zwar die Pflicht „ewig“ (wie wir Menschen dies Wort verstehen) bleibt, daß aber die Pflichten im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende sich wandeln. Man könnte sagen, das Richtungsgefühl sei ein kalter, ein ganz formaler Antrieb. Nicht doch: das Gefühl ist unablässig in Bewegung, um jede vorzunehmende Handlung moralischer Natur sittlich zu wägen und zu werten. Und die nachfolgende Freude über eine schöne That ist nichts weniger als verpönt; sie darf nur nicht das entscheidende Motiv sein.

Nun soll, wie gesagt, nicht geleugnet werden, daß, wie in der Erziehung der Kleinen, so auch in der der Großen die Drohungen und Verheißungen nicht ganz zu entbehren sind. Aber natürlich sieht doch jedermann in solcher Art der Erziehung nur ein Durchgangsstadium; das Ziel bleibt doch immer die persönliche uninteressierte Sittlichkeit. Das giebt auch die religiöse Moral zu, indem sie erklärt, der wahrhaft sittliche Mensch halte die Gebote aus „Liebe zu Gott.“ Luther gründet in seinen Geboterklärungen die ganze Moral des Dekalogs auf „Gott fürchten und lieben.“ Wo aber bleiben nun bei der uninteressierten Sittlichkeit die ewige Seligkeit und die ewige Verdammnis? Sie werden überflüssig. Aber ein Stück des Glaubens, ein Hauptstück des Glaubens kann doch garnicht überflüssig sein

oder werden! Ein Gläubiger muß doch an die ewige Vergeltung glauben! Und — um es noch einmal zu sagen — wenn er Himmel und Hölle glaubt, so kann er unmöglich anders, als jenen wünschen und diese fürchten; wenn er sie glaubt, so muß die ungeheure Wucht dieser Vorstellung jede Wahl entscheiden. Mit einer ewigen Seligkeit und einer ewigen Pein kann es kein Argument und kein Motiv an robuster Eindringlichkeit aufnehmen. Üben sie keine Wirkung mehr aus, dann ist eben dieses Stück des Glaubens abgestorben, dann hat also überhaupt der Glaube begonnen abzusterben. Dergleichen „Gläubige" giebt es viele. Aber die Orthodoxen haben ganz recht: das sind keine Gläubigen mehr; wer den dogmatischen Gott glaubt, muß auch den dogmatischen Teufel glauben; einer ist ohne den andern nicht denkbar, und wo der eine schwindet, da holt er bald den andern nach. Für den Gläubigen ist also die Höhe des rein sittlichen Charakters (in unserm Sinne) überhaupt nicht erreichbar, solange er eben ein kompleter Gläubiger bleibt. Darum findet man auch bei den Gläubigen so oft statt einer anspruchslos vornehmen Sittlichkeit das etwas unbescheidene Auftreten solcher Leute, die sich als bevorzugte Klasse ihrer festen Versorgung für die Zukunft bewußt sind und (nach ihrer Meinung) dank ihrer besonderen Tugend und vorsichtigen Weisheit ihr Schäfchen im Trocknen haben.

Eine zwingende Statistik über den ethischen Wert des religiösen Glaubens giebt es, wie gesagt, leider nicht. Auch die Geschichte beweist nicht, daß die Vertreter des Autoritätsprinzips in Kirche oder Staat sich irgendwie durch moralische Integrität vor ihren Gegnern ausgezeichnet hätten. Durchaus nicht. Und wir haben an der Hand gesammelter Erfahrungen und psychologischer wie logischer Entwickelung nachzuweisen

gesucht, daß der behauptete absolute Wert des Glaubens für die Ethisierung des Menschen nicht vorhanden sei. In früheren Jahrhunderten haben jüdischer und christlicher Glaube durch Drohung und Verheißung und auch wohl durch andere, idealere Momente zweifellos eine moralische Kulturmission erfüllt — wenngleich z. B. der christliche Glaube den deutschen Volkscharakter keineswegs immer zum Besseren modifiziert zu haben scheint — aber von einem absoluten sittlichen Wert des religiösen Glaubens ist unsere Zeit nicht mehr zu überzeugen.

Auch schon deshalb nicht, weil das gute moralische Verhalten weiter ungläubiger Volkskreise die Entbehrlichkeit des religiösen Glaubens für die sittliche Kultur erweist. In Großstädten wie Berlin und Hamburg z. B. leben Hunderttausende von Menschen, namentlich also Arbeiter, die mit dem religiösen Glauben so gut wie garkeine Berührung mehr haben. Ihr sittliches Verhalten steht in keiner Weise hinter demjenigen anderer Leute zurück. So oft es auch von Reaktionären in die Welt hinausposaunt wird: die Statistik weist für die Großstädte keine größere Kriminalität nach als für die Provinzen. Auch hier täuscht den naiven Menschen der Schein: von einem Mord in Berlin ist natürlich häufiger in den Zeitungen zu lesen als von einer Schlägerei in Kötzschenbroda. Gewisse Verbrechen kommen auch in den großen Städten häufiger vor als auf dem Lande, weil die äußeren Bedingungen reichlicher gegeben sind; dafür sind andere Verbrechen auf dem Lande häufiger als in den Städten. Wenn nun jene Hunderttausende von Nichtgläubigen ein ehrenwertes Leben führen, so beziehen sie ihre einzelnen Handlungen, auch wenn sie durch Taufe, Trauung und dgl. noch eine lose äußere Berührung mit der Kirche unterhalten, in keiner Weise auf Gott und auf

ein Jenseits, und wenn sie das Eigentum oder das Leben eines Mitmenschen respektieren, so thun sie es nicht, weil sie „Gott fürchten und lieben.“ Wer, wie ich, mit solchen Leuten gelebt und sie ausdauernd und eingehend beobachtet hat, der weiß, daß für ihre sittlichen Handlungen durchaus keine religiösen Motive maßgebend und erforderlich sind. Ein Teil natürlich hält sich nur deshalb anständig, weil er eine bestimmte oder unbestimmte Scheu vor der nahen und relativ sicheren diesseitigen Vergeltung, vor Strafgesetz und Polizei hat. Das ist die moralisch am tiefsten stehende Gruppe. Ein anderer, nicht geringer Teil handelt gut aus sicherem moralischen Richtungsgefühl, aus reiner Liebe zur sittlichen That; in ihm hat der ethische Trieb bereits im ganzen über den tierischen Rückwärtstrieb zum bloßen Ich-Leben die Oberhand gewonnen. Diese Gruppe steht natürlich am höchsten. Zwischen diesen beiden Gruppen steht die größte der vorwiegend nach gesellschaftlichem Ehrgefühl Handelnden, also derer, die ein mehr oder minder vorwurfsfreies Leben führen um der öffentlichen Meinung, des guten Rufes willen. Dieses Ehrgefühl ist nicht das höchste sittliche Motiv; denn die Furcht vor der Schande oder das Verlangen nach Achtung sind immerhin Furcht vor einem persönlichen Nachteil oder Verlangen nach einem persönlichen Vorteil. Aber doch haben diese Menschen schon einen großen Schritt vom beschränkten Ich-Leben zum menschheitlichen Solidaritätsgefühl hin gethan; denn ihre Rücksicht auf das Urteil der Mitmenschen setzt die Achtung vor diesen und das Bewußtsein von ihrer Gleichberechtigung mit dem Ich voraus. Das reinste sittliche Motiv bleibt immer das Bedürfnis nach Selbstachtung, d. h. eben mit andern Worten: das Bedürfnis, seinem sittlichen Triebe, seinem Richtungsgefühl zu gehorchen. Bei sittlichen Genies, d. h. bei

solchen Menschen, die ihren Mitlebenden in der Ausbildung jenes Richtungsgefühls, des moralischen Feingefühls, weit voran sind, kann das Bedürfnis nach Selbstachtung eine That gebieten, die in den Augen der weniger weit geförderten Allgemeinheit als unsittlich erscheint. Solche Erscheinungen treten gegenwärtig besonders häufig auf dem Gebiete des geschlechtlichen, speziell des Ehelebens auf, das unverkennbar nach neuen Idealen und neuen Normen hindrängt.

Alle jene sittlichen Erscheinungen also sind an Nichtgläubigen im reichsten Maße zu beobachten, und wenn jemand den ethischen Wert des religiösen Glaubens mit ungeheurer Überschätzung dahin bestimmt, daß er allein einen sittlichen Charakter bewirken könne, so soll man darauf mit dem höchst humorvollen, aber deutlich verstehbaren Lächeln antworten, das die gebührende Abfertigung für dergleichen Anmaßungen ist.

Es erübrigt die Untersuchung über den Wert, den der religiöse Glaube für das religiöse Gefühl, für das Gefühls- resp. Gemütsleben überhaupt repräsentiert, soweit eine solche Untersuchung nicht schon bei der Abschätzung des moralischen Wertes eingeschlossen war. Wenn man der Orthodoxie glauben dürfte, so wäre Gefühl und Gemüt, besonders natürlich religiöses Gefühl, nur bei den Gläubigen zu finden, bei den Ungläubigen dagegen Gefühllosigkeit, Öde, Herzensdürre, Härte, Nüchternheit, Schwunglosigkeit, Plattheit &c. &c. Besonders ungläubige Weiber sollen regelmäßig zu Hyänen werden und alle zarte, gefühlvolle Weiblichkeit einbüßen. In einer Zeit und in einem Lande, wo die Frauen mit Hülfe eines Herrn v. Stumm selbst um ihre primitivsten Rechte noch bitter zu kämpfen haben, ist es begreiflich, wenn einzelne, weit vorgesprengte

und isolierte Vorkämpfer der Emanzipation abnorme, harte Züge tragen. Aber die große Zahl von edlen, hochsinnigen Frauen, die ich kennen gelernt habe und die gerade auch in der Tiefe, Zartheit und Lauterkeit des Gefühls als Zierden ihres Geschlechts gelten konnten, gehörten so gut wie ausschließlich der Partei der Ungläubigen an, während ich auf der Seite der kirchenfrommen Weiblichkeit nur zu oft nichts anderes fand als das traditonell eingedrillte Scheingemüt, das vor allem Starken, Großen und Neuen zimperlich zu erschrecken verstand, den Anblick eines blutenden Fingers oder eines kostbareren Kleides, das die Nachbarin trug, nicht zu ertragen vermochte, den Fall und das Unglück einer Nebenbuhlerin aber nach der Weise des Lieschens im „Faust“ ohne alle Schwierigkeiten überstand. Ich will mit alledem nur sagen, daß ich nach meiner persönlichen Erfahrung den kirchlich emanzipierten Frauen gerade um ihrer Weiblichkeit willen im allgemeinen vor den kirchenfrommen bei weitem den Vorzug gebe. Es liegt auch ziemlich nahe, daß eine Frau, die sich schon bei dem heutigen Stande der weiblichen Bildung und Erziehung vom Konventionellen loszureißen vermag, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, eine starke, nicht gewöhnliche Individualität sein muß. Nicht zu Männern, aber zu Weibern sollen sich unsere Frauen emanzipieren, d. h. zu Wesen, die lieblich und stark, stark auch in der Aktion, zu sein vermögen und die ihr gutes weibliches Recht fordern von einer Gesellschaft, der überall noch die orientalische Auffassung vom Weibe und seinem Rechte nachhängt.

Was die rein passive Seite des Gemütslebens anlangt, so ist das Eine sicher nicht zu leugnen, daß der religiöse Glaube vielen Menschen Beruhigung, Trost und Hoffnung gewährt hat. In Krankheit und anderem Leid, in der Furcht vor dem Tode ist der Ge-

danke an eine ewige Entschädigung, der Glaube an einen persönlichen Gott, der jedem sein Schicksal bereite und an all seinem Erleben teilnehme und der durch Gebete und Opfer zu beeinflussen sei, zahllosen Menschen eine Stütze gewesen. Es ist nur das Schlimme dabei, daß aus diesem relativen Wert des Glaubens nicht auf einen absoluten zu schließen ist. Wenn ich einem Unglücklichen ein Glück in sichere Aussicht stelle, so spende ich ihm für den Augenblick gewiß einen großen Trost. Solange er nicht weiß, daß dieses Glück illusorisch ist, wird der Trost aushalten; er bezahlt diese Wohlthat mit seiner Unwissenheit. Sobald er aber einsieht, daß ich garnicht im stande war, ihm jene sichere Aussicht zu eröffnen, sobald wird der Trost verschwinden, und der Arme wird noch den Rückschlag, der einer verlorenen Hoffnung folgt, zu überwinden haben, wenn ihm nicht inzwischen aus den Thatsachen und durch sein Wissen ein anderer, verläßlicherer, dauerhafterer und weniger kostspieliger Trost erwachsen ist. Der religiös Gläubige hat den Trost, den er im Glauben findet, durch das sacrifizio dell' intelletto zu bezahlen, das die Kirche ihm auferlegt. Die Abstammung des Menschen von tierischen Ahnen mag zehntausendmal so gut bewiesen und einleuchtend erscheinen wie irgend ein religiöses Dogma: der Gläubige darf die Darwin'sche Lehre nicht annehmen, wenn er nicht das Wohlwollen des Zentrumsabgeordneten Roeren und seiner Kirche verlieren, wenn er nicht seinen himmlischen Trost gefährden will. Das Dogma spendet eben nur so lange Trost, wie man es glauben kann. Wenn man es nicht mehr glauben kann, d. h. wenn der Intellekt ungehindert in Funktion tritt, so zerrinnt der Trost in nichts. „Ja", sagt die Kirche, „dieser Trost ist aber mehr wert als Eure ganze Wissenschaft!" Eben das ist ja so ungemein fraglich. Wir sind eben

der Meinung, daß in der Welt Freude und Trost zu finden ist, ohne daß dem Menschen seine Entwickelungsfreiheit geraubt werde. Bromkali und Morphium sind vielleicht — ich weiß es nicht — die besten Betäubungs- und Beruhigungsmittel für einen Kranken; aber sie taugen nicht für einen Gesunden, das weiß ich. Der bezahlt die angenehme Betäubung mit Herzlähmung und Gehirnzerrüttung. Nun war allerdings Novalis der Ansicht, daß das Leben eine Krankheit des Geistes sei, und diese Anschauung deckt sich ja so ziemlich mit der christlich-asketischen Weltflucht. Bei einer Krankheit sollte man übrigens zunächst und am meisten an Heilung statt an vorübergehende Betäubung denken. Hauptsache aber ist, daß es seit Menschengedenken immer und ganz besonders in gewissen Epochen der Geschichte Menschen gegeben hat, die das Leben im ganzen für einen eminent gesunden Zustand hielten. Und zu diesen Gesundheitsfrohen zählen wir uns: ehe wir es unseren gläubigen Mitmenschen auf's Wort glauben, daß Erde und Mensch und Zeitlichkeit und diesseitiges Leben zu verachten seien im Hinblick auf problematische Freuden, ehe wir unseren Leib und unsere Seele kasteien und unser Fleisch kreuzigen samt den Lüsten und Begierden und unseren Leib als unseren Feind betrachten, wollen wir doch einmal sehen, was wir aus diesem Fleisch samt seinen Lüsten und Begierden Gutes machen können und mit starker, still begeisterter Geduld erwarten, ob wir nicht dauernden Trost und dauernde Freude finden in beständigem Wachstum, in hoffnungsfroher Entwickelung unseres ganzen Menschen.

Gemüt und Gemüt ist zweierlei. So ein Zentrumspolitiker meint, sein Parteigenosse, der an die Erlöserthat Christi glaube und gelegentlich auf Erbsen kniee, habe Gemüt, der Forscher, der am Affen die Menschenähnlichkeit nachweist, aber nicht. Gefühle sind Begleit-

erscheinungen von Vorstellungen; sie sind also abhängig vom Intellekt. Die Gefühle des Gebildeten sind anders als die des Ungebildeten, und bei jenem erscheint das „Gemüt“ anders als bei diesem. Man kann bei Vorstellungen, die das Gefühl eines andern aufs tiefste erregen, vollkommen kühl bleiben, ja dessen Gefühle im stillen belächeln, und doch selbstverständlich bei anderen Vorstellungen das intensivste Gefühl, das tiefste Gemüt bekunden. Verlassen Sie sich darauf, Herr Roeren vom Zentrum: dem Forscher, der in der Tierwelt die Spuren des Menschen entdeckt, der Schritt für Schritt den Weg wiederfindet, den seine Ahnen im Laufe der Jahrhunderttausende gegangen: ihm erfüllt vielleicht ein unvergleichlich heiligerer Sturm das Herz als dem, der im selben Augenblick brünstig zum Crucifixus emporschaut; mitten in dunkler Nacht vielleicht erscheint ihm in lieblicher Morgenröte die Welt; ein unwiderstehlicher Drang erfaßt ihn, alles zu beglücken, was in seiner Nähe atmet, und wenn er kein lebendes Wesen findet, so umklammert er vielleicht mit bebenden Armen die Lehne seines Stuhls, um dem Überschwang seines Herzens Genüge zu thun. Oder, wenn er ein stiller Mann ist, blickt er vielleicht lange mit weit geöffnetem Auge und mit leis triumphierendem Lächeln vor sich hin, und eine große, heilige Wärme strömt unablässig von seinem Herzen. Sein Gemüt bekundet sich vielleicht nicht darin, daß er demütig niederkniet zum Gebet und Gott allein die Ehre giebt; aber das Gemüt ist da.

Hiermit sollte nur ausgesprochen sein, daß gänzlich unabhängig vom religiösen Glauben und bei höchster, unbeschränktester Entwickelung des Verstandes das intensivste Gemütsleben möglich ist; es ist nur nicht immer so deutlich sichtbar und zeigt sich nicht in der Art wie bei dem Bauernburschen, der des Morgens andächtig in der Messe sitzt und nachmittags jemandem das Nasen-

bein einschlägt, oder wie bei der Kuhmagd, die am Morgen die Sünde von gestern beichtet und sie am Abend wiederholt.

Das wahre Wort ist oft gesprochen worden, daß jeder Mensch seinen eigenen, besonderen Gott habe. Und es ist ganz natürlich, daß alle religiösen Vorstellungen, da sie sich mit dem Unbekannten befassen, sich in einem unendlichen Spielraum bewegen. Man definiert die Religion gern als das Gefühl der Abhängigkeit von Gott. Wenn wir dieser Erklärung allen dogmatischen Beigeschmack nehmen und sagen: „Abhängigkeit vom Weltganzen", so ist von unserm Standpunkte aus zunächst weder gegen die Erklärung noch gegen die Sache etwas einzuwenden. Den Wahn, ein unabhängiges Wesen zu sein, kann natürlich nur ein Geistesgestörter haben. Aber jene Erklärung berücksichtigt — und das ist ungemein charakteristisch für die herrschenden Bekenntnisse — nur den passiven, rezeptiven, nicht den aktiven, produktiven Teil der Religion. Die Bekenner der herrschenden Kirchen haben eben so gut wie ausschließlich rein passiv, in demütiger Unterwürfigkeit, anzunehmen, was ihnen an religiösen Begriffen durch Offenbarung und Priestertum geboten wird; ein produktives Verhältnis zu ihren religiösen Idealen ist nicht gestattet. Was in der Religion zu produzieren ist, das besorgen Oberpriester und Synoden. Nun ist aber die Religion nicht nur Abhängigkeitsgefühl, sondern sie ist auch das Bedürfnis, das Unbekannte ahnungsmäßig, gefühlsmäßig in vorstellbaren Formen zu gestalten. Wie das Unbekannte ist, das wissen wir nicht; aber die Religion stellt es sich so vor, wie sie wohl ahnt oder hofft oder wünscht, daß es wäre. Georg Brandes nennt nicht mit Unrecht den Wunsch die Mutter der Religionen. Je fester ein Mensch auf dem Boden der Wirklichkeit steht und je

näher er sich an das Bestehende und Bekannte hält, umso mehr werden auch seine religiösen Ideale dem realen Leben nahe stehen. Es war ein treffender Ausdruck, wenn man die Hoffnung auf den kommunistischen Staat als die Religion der Sozialdemokraten bezeichnete, und es war eine richtige Beobachtung, wenn man bemerkte, daß diese Hoffnung mit der Kraft eines religiösen Ideals wirke. Mit Recht sagt Fr. Paulsen: „Einen Punkt wenigstens giebt es, wo jeder über das bloße Wissen, das Registrieren von Thatsachen hinausgeht, das ist sein eigenes Leben und seine Zukunft: er legt einen Sinn in sein Leben und giebt ihm die Richtung auf etwas, was noch nicht ist, aber sein wird, durch seinen Willen sein wird... Wer immer sein Leben an eine Sache setzt, glaubt an seine Sache, und dieser Glaube, sein Bekenntnis mag im übrigen sein, welches es will, hat immer etwas von der Form einer Religion."

Religion ist also auch **produktive** Beschäftigung mit dem Unbekannten oder Zukünftigen, ist die Vorausgestaltung dieses Unbekannten oder Zukünftigen durch den vom Gefühl beeinflußten Intellekt, von dessen produktiven Kräften hier natürlich besonders die Phantasie in Frage kommt.*) Der sinnlichste, vollendetste, allge-

*) O weh, da hab ich nun wieder dem Intellekt produktive Fähigkeiten zugeschrieben, trotzdem Herr v. Leixner es mir bei Verlust meines Anspruchs auf philosophische Bildung verboten hat! Ich habe s. Z. gesagt, daß das Dichten ein „intellektuelles Geschäft" sei, daß das Gefühl die produktive Energie unterstütze, erhalte, steigere, aber nicht selbst produktiv sei. „Gerade umgekehrt," sagt Herr v. L., „der menschliche Intellekt bewegt nichts als sich selber; (?!) er muß Gefühl (Leidenschaft, Wille) werden, um bewegen, d. h. auch schaffen zu können." Ich weiß nicht, ob Herr v. L. die Phantasie für produktiv oder unproduktiv und ob er sie für eine intellektuelle Funktion oder für ein Gefühl hält. Normale Psychologen pflegen in beiden Fällen das Erstere zu thun. Ich weiß nicht, ob Herr v. L. einmal gehört hat, daß ein Künstler

meingültigste und daher überzeugendste Ausdruck dieser produktiven Religion ist die Kunst. Ich habe bereits in früheren Arbeiten („Die moderne Litteraturspaltung und Zola“ im „Offenen Visier,“ „Die Pädagogik der Kunst“ und „Offener Brief an einen Staatsminister“ im 1. Bande dieses Buches die Kunst als Religion bezeichnet und bemerkt, daß jene „das bessere Reale der Zukunft vorahnend vorbilde.“*) Vollständig unabhängig

bei stark bewegtem Gefühl nicht, sondern erst bei beruhigterem Gefühl, eigentlich erst aus der Gefühlserinnerung heraus produzieren kann und daß dies eben daher kommt, daß der Intellekt bei starken Gemütsbewegungen getrübt zu sein pflegt. Ich weiß nicht, ob Herr v. L. weiß, daß der „Erlkönig“ aus Sätzen, aus Urteilen also, und daß diese in der Aufeinanderbeziehung von Begriffen bestehen. Freilich sind es ganz eigenartig komponierte, unter Einfluß des Gefühls entstandene Urteile und Urteilsreihen; aber ein Gefühl, das Urteile und Begriffe bildet, dürfte selbst Herr v. L. noch nicht kennen gelernt haben; er würde mit einem solchen Novum in der gesamten philosophisch gebildeten Welt enormes Aufsehen erregen. Herr v. L. vermag nicht zu unterscheiden, was produktiv ist: der Sonnenschein oder das Weizenkorn. Der Sonnenschein gehört zu den unerläßlichen Bedingungen, wenn eine normale Pflanze entstehen soll; aber die Produktivität steckt in dem Trieb des Keimes, in seiner Lebenskraft. Auch ohne Licht wird aus einem Keim eine Pflanze; sie wird freilich so schlecht wie ein Gedicht, das ohne Gefühl gemacht wurde. Aber der Keim produziert doch immerhin Stengel und Blätter; haben Sie den Sonnenschein schon einmal Stengel und Blätter machen sehen, Herr v. L.? Und so werden aus Vorstellungen, die doch intellektuelle Erscheinungen sind, durch Teilung und Verschmelzung und Beziehung neue Vorstellungen, Begriffe, Urteile, Gedichte, wissenschaftliche Systeme 2c. 2c., nicht aus den Gefühlen! Sie sehen, Herr v. Leixner, es genügt nicht, daß man etwas hübsch gelernt hat, man muß auch ein wenig selbst denken, wenn man für einen Philosophen gelten will. Und es genügt nicht, daß man ein Buch kritisiere, man muß es auch verstehen. Wie sehr Ihnen das Verständnis für mein Buch fehlte, das beweise ich vielleicht ein andermal, wenn ich Zeit dazu habe, noch ausführlicher.

*) Daß das nicht so plump zu verstehen sei, als müsse die Realisierung der Idee oder gar des Stoffs eines jeden Kunstwerks angestrebt werden, habe ich ebenda auseinandergesetzt.

von jenen früheren Ausführungen bin ich in dieser Arbeit zu ganz demselben Resultat gekommen.

Nach all diesem ist es nun das Selbstverständlichste vom Selbstverständlichen, daß dieser produktiven Religion eines absolut unentbehrlich ist, das, was ihr den unendlichen, den höchsten Reiz verleiht: die Freiheit. Das macht dem religiösen Menschen seine religiösen Gefühle so heilig, schön und groß, daß er in ihnen einmal die Flügel dehnen darf nach dem elementaren Drang aus seiner innersten Tiefe, daß er einmal wie ein Adler von diesen Flügeln sich tragen lassen darf, wohin es die ewig sehnsüchtige, unendlichkeitsdurstige Seele treibt. Im Bekannten ist unserm Geiste überall der Weg vorgezeichnet durch Erfahrung und Denkgesetz. Jenseits des Bekannten ist Freiheit. Religion, innerste, eigenste Religion gedeiht nur dort, wo der Seele Freizügigkeit gewährt ist für den ganzen Umkreis des Weltraumes. Die Kirche aber ist der organisierte Kampf gegen diese Freizügigkeit. Sie sagt ihren Kindern, den Unmündigen: „Ihr habt garnichts zu produzieren, sondern ihr habt die „ewigen Wahrheiten“ demütig hinzunehmen, die über die übernatürlichen Dinge geoffenbart sind und die ich verwalte, habt sie hinzunehmen ohne selbständige Regung eures Geistes, ohne den Versuch zu einer Regung. Innerhalb der Grenzen, die ich euch setze, mögt ihr euch immerhin beliebige Vorstellungen machen; ich könnt euch den heiligen Geist als Taube oder als feurige Zunge oder als ein Brausen vom Himmel vorstellen, meinetwegen auch noch in einer vierten und fünften Gestalt (vorbehaltlich meiner besonderen Genehmigung); aber an dem heiligen Geist als dritter, gleichwertiger Person der Gottheit müßt ihr festhalten.“ Das Dogma ist nach Wesen und Wirkung antireligiös, und gerade der peremtorisch geforderte religiöse Glaube ertötet das

eigentliche, das lebendige religiöse Gefühl, das sich jeden Tag neu ist, das aus seiner beständigen Wandlung nach Stimmung und Bedürfnis des Tages unerschöpfliche Kraft gewinnt. Aus der unbegrenzten Elastizität seines Gefühls, aus dem wechselnden Reichtum seiner Stimmungen und Vorstellungen schöpft auch der Künstler seine ewige Jugend, seine schöpferische Schwungkraft; er sieht die Welt jeden Tag anders; aber eben darum liebt er sie jeden Morgen neu. Nun denke man sich, daß jemand dem Künstler sagte: Diese Vorstellungen, Träume, Hoffnungen und Wünsche darfst du haben und ausdrücken, jene aber nicht. Er würde in ein ungeheures Gelächter ausbrechen und antworten: „Freund, du hältst mich für einen Handwerker oder gar für einen Fabrikarbeiter, der Tag für Tag dasselbe Stück macht! Das ist mein Glück, daß ich nicht weiß, was morgen aus meiner Seele emporgrünt! Erlaube eine Frage: Du bist wohl von der Kirche geschickt? Die gönnt auch dem Künstler und dem Menschen seine künstlerische Freiheit nicht und will ihm kein Werk erlauben, das ihr im Wege steht."

Es ist kein größerer Widerspruch denkbar als der: das freieste Gefühl, das religiöse, einzuklemmen in die ewig unabänderliche Form eines Lehrsatzes und von einem Menschen zu fordern, daß er sein Lebenlang dieselben Formeln mit echt religiöser Anteilnahme wiederhole, von einem Priester zu erwarten, daß er regelmäßig, auf das Gebot der Amtspflicht, jene Formeln mit frischem Gefühl erfülle. Daher ist es wohl auch zu erklären, daß Priester so oft die Echtheit und Ursprünglichkeit einer wirklich religiösen Stimmung vermissen lassen und ihre Handlungen so leicht den Charakter des Geschäftsmäßigen annehmen. So konnte ein Hölderlin dazu kommen, seinen Empedokles an einen Priester die Worte richten zu lassen:

„Du weißt es ja, ich hab es dir bedeutet,
Ich kenne dich und deine schlimme Zunft,
Und lange war's ein Rätsel mir, wie euch
In ihrem Runde duldet die Natur.
Ach, als ich noch ein Knabe war, da mied
Euch Allverderber schon mein frommes Herz,
Das unbestechbar, innig liebend hing
An Sonn' und Äther und den Boten allen
Der großen, ferngeahndeten Natur;
Denn wohl hab ich's gefühlt in meiner Furcht,
Daß ihr des Herzens freie Götterliebe
Bereden möchtet zu gemeinem Dienst
Und daß ich's treiben sollte so wie ihr.
Hinweg, ich kann vor mir den Mann nicht sehn,
Der Göttliches wie ein Gewerbe treibt,
Sein Angesicht ist falsch und kalt und tot,
Wie seine Götter sind."

Kurz: es giebt keine schärferen, unvereinbareren Gegensätze als Religion und Zwang. Das religiöse Gefühl ist ein ewig himmelansprudelnder Bronnen; aber die Dogmatik deckt ihn mit einem Brett zu und setzt sich breit darauf und thront als Tyrannin. Die unausbleibliche Folge ist die, daß sie nach einiger Zeit mehr oder weniger unsanft von der drängenden Flut beiseite geschleudert wird und ein erkältetes Gesäß davonträgt.

Verhältnismäßig wenige Jahrhunderte, nachdem die „ewigen Heilswahrheiten" der christlichen Kirche sich den Westen und Norden Europas erobert hatten, brachen die heftigsten Revolutionen gegen die Herrschaft des Klerus aus. Der Klerus vertrat die stabilierte und sterilisierte Religion und verbat sich jegliche Kritik, sie komme, woher sie wolle. Wenn es den Kirchen trotzdem ein Jahrtausend lang halbwegs gelungen ist,

eine große Gemeinschaft von „Gläubigen“ zusammenzuhalten, so lag das vor allem daran, daß die Bildung und das Recht des Individuums und damit die öffentliche Meinung noch wenig entwickelt waren. Widerwillige und widerstrebende „Anhänger“ der Kirche mochte es schon in weit früheren Jahrhunderten nicht wenige geben; aber sie konnten und durften sich einander nicht mitteilen wie jetzt. Der demokratischsten aller Erfindungen, dem Buchdruck, war der Dogmenzwang nicht gewachsen; den durch die Reformation erzeugten Riß, der leider nur ein Riß blieb und keine gründliche und saubere Trennung wurde, vermochte die rücksichtsloseste Gewalt nicht wieder zu schließen. Der Gewalt bedurfte sie immer, die Kirche. Der Theismus fordert Menschenopfer; ob er nun Monotheismus oder Polytheismus heißt, das macht wenig Unterschied und keinen Unterschied zu Gunsten des ersteren. Er fordert öffentliche und geheime, blutige und unblutige Menschenopfer. Denn wer das höchste Wesen oder die höchsten Wesen und ihren Willen genau zu kennen vermeint, für den ist es ewig selbstverständlich, daß das menschliche Individuum vor dem Höchsten in Opferrauch aufgehen muß. Unbedingte, demütige Unterwerfung unter dieses Wesen muß als „die höchste sittliche That“ erscheinen. Und wo der Aufwärtstrieb des Menschen, der Befreiungstrieb des Individuums dennoch wieder hervorbrach, da sparten die Gläubigen und ihre Führer nicht mit der Gewalt, und sie thun es noch heute nicht. Nur ist gegenwärtig die laute Reaktion nicht beliebt, man bevorzugt die schleichende. Die Flinten der Bartholomäusnacht knallen zu laut und machen einen häßlichen Eclat; man bevorzugt, wie es R. v. Gottschall so treffend genannt hat, das „tonlose Morden einer Windbüchse“. Das Zentrum und seine zärtlichen Verwandten von der protestantischen Seite sind im Wort-

laut der Gesetze und in Parlamentsreden „tolerant"; aber Verwaltung und Gericht sorgen für eine schneidige Auslegung und Handhabung. Bei der Frage des konfessionellen Eides macht Herr Dr. Lieber ein Sammetpfötchen gegen die Atheisten; aber gelegentlich — wie beim Umsturzgesetz — kommt die Kralle zum Vorschein, und dann muß man aufpassen und draufschlagen.

Wie Schiller aus Religion sich zu keiner Religion bekannte, so müssen wir aus religiösem Gefühl uns wehren gegen den religiösen Zwang. Man hat den Kampf gegen die konfessionelle Überlieferung bezeichnet als den Kampf des Individuums um seine Freiheit gegen den Gesamtgeist. In der That läuft die menschliche Entwickelung überhaupt darauf hinaus, dem Rechte des Individuums immer größere Anerkennung zu verschaffen. Das ist das Richtige an der modernen individualistischen Richtung in Philosophie und Litteratur. Aber Nietzsche und seine kopflosen Bewunderer unterlassen es, aus jenem Prinzip die einzig logische Konsequenz zu ziehen, nämlich die, daß die Rechte jedes Individuums beschränkt sind durch die Rechte aller anderen Individuen. So weit ist die von Tocqueville nachgewiesene fortschreitende Demokratisierung der Menschheit schon gediehen, daß die Nietzsche'sche Herrenmoral nicht mehr durchführbar ist und selbst in einzelnen Manifestationen schon recht schwierig erscheint. Selbst wenn die sic volo sic jubeo-Naturen keine eingebildeten, sondern wirkliche Genies sind, können sie nicht mehr alles thun, wozu sie Kraft und Laune haben. Nietzsche's Herrenmoral ist trotz aller Einschränkungen, die er selbst macht, nichts weiter als ein „jenseits von Gut und Böse" stehender, brutaler Energismus: ohne alle moralischen Skrupel soll der starke Mensch thun, wozu er die Kraft hat; Bethätigung seiner Kraft, auch wenn sie sich nach der tierischen

Natur zurückbewegt: das ist sein Herrenrecht. Es kommt aber nicht nur darauf an, daß jede Kraft bethätigt und entwickelt werde, sondern darauf, daß sie sich in der von uns gefühlten Vorwärtsrichtung entwickle. Das Menschengeschlecht ist eine größere Sache als der einzelne Mensch, und der Gedanke an das Universum schlägt auch den geschwollensten Individualismus breit. Das Individuum als Feind der Gesamtheit hat an Rechten und an Macht verloren und wird trotz Nietzsche noch mehr verlieren; das Individuum als Freund der Gesamtheit hat an Macht und Recht erheblich gewonnen und wird noch bei weitem mehr gewinnen. Das freilich will dem Traditionsphilister am schwersten in den Kopf, daß die Freiheit des Individuums sich noch ganz ungeheuer erweitern ließe. Der angstvoll-konservative, beschränkte Kopf glaubt vielmehr, den Zwang und die Uniformität auf alle und alles ausdehnen zu müssen. Aber die an Zahl und Umfang wachsenden Vereinigungen der Menschen streben vorwiegend eben dahin, das Individuum zu befreien, ihm die Möglichkeit, sich auszuleben, zu sichern, das gesellschaftsfreundliche Individuum zu schützen gegen das gesellschaftsfeindliche. Im Zustande der ursprünglichen Wildheit war der Mensch vermutlich ausschließlich Individuum und so wenig Gesellschaftswesen, wie es das Tier im allgemeinen ist. Selbst innerhalb der Familie mochte das eigene Interesse oft über das gemeinsame gehen und um einen stark begehrten Besitz sich die Hand des Vaters zu tödlichem Schlage gegen Weib und Kind erheben. Auf einer höheren Stufe mochte man erkennen, daß der Kampf aller gegen alle zu wenig Vorteile biete, und man that sich zusammen zu gemeinsamen Unternehmungen. Je roher die Glieder einer solchen Gesellschaft waren, desto straffer mußte die Organisation sein, und der Einzelne mußte viele von seinen Individualrechten, vielleicht

alle, an die Gesamtheit und ihren Repräsentanten, das Oberhaupt, abgeben: die Sippe, der Stamm, das Volk, der Staat wurde allmächtig auf Kosten des Einzelnen. Da das repräsentierende Oberhaupt auf die Dauer und bei stets wachsendem Umfange der Gemeinschaften durch seine Kraft allein nicht hinreichend imponieren konnte, so verwandelte es, wie es bei Rousseau heißt, seine Kraft in (dauerndes) Recht und den Gehorsam der andern in (dauernde) Pflicht. Nach dem belgischen Sozialisten Baron v. Colins, dem wohl hauptsächlich die Gestalt des Moses vorschwebt, behauptet der Häuptling, der gesetzgebende Organisator zu diesem Zwecke, „es gebe ein menschenähnliches, allmächtiges Wesen, Gott genannt; Gott habe eine Regel für das Thun und Lassen offenbart und ihn zum Gesetzgeber und unfehlbaren Ausleger der Offenbarung ernannt, Gott habe jedem Menschen eine unsterbliche Seele gegeben, und endlich, der Mensch werde in einem künftigen Leben belohnt oder bestraft werden, je nachdem er sein Thun nach der offenbarten Regel eingerichtet habe oder nicht.“ Man kann von diesen Konstruktionen Colins' halten, was man will,*) sicher ist, daß auf der gegenwärtigen Kulturstufe die Kulturvölker das Bestreben zeigen, dem Einzelnen immer mehr von seinem Selbstverfügungsrecht zurückzugewinnen. Gerade die fortschreitende Vergesellschaftung dient diesem Zweck. Das

---

*) Es ist wohl nicht anzunehmen, daß die Begriffe von Gott, Unsterblichkeit 2c. so einseitig produziert wurden, ein Gesetzgeber solcher Art mußte (und konnte) jedenfalls an vorhandene Begriffe anknüpfen. Die psychologische Erklärung der Offenbarung, wie sie Strauß in Anlehnung an Hegel giebt: „Die Gedanken, in ihrer inneren Wahrheit gefühlt, aber in ihrem Hervorgang aus dem eigenen Innern nicht begriffen, erscheinen als göttliche Eingebung, und der unwiderstehliche Drang, sie auszusprechen, als göttlicher Befehl zu ihrer Bekanntmachung“ — diese und andere Erklärungen müßten jedenfalls die Colins'sche ergänzen.

Gefühl von der Solidarität des Menschengeschlechts ist in beständiger Steigerung begriffen, und durch die fortgesetzte Ausdehnung des Verkehrs zwischen allen Ländern und Völkern der Erde steuern wir einer einzigen internationalen Versicherungsgesellschaft zu, die zum Zwecke nichts anderes hat und haben kann als das Wohl und die gleichberechtigte Freiheit des Einzelnen.

Die Kirche hat stets Verständnis gehabt für die Accumulation von Gesamtmacht; aber sie hat nie und konnte nie Verständnis zeigen für das wachsende Freiheitsbedürfnis des Individuums. Darum entschlüpften ihr immer mehr die selbständigen Geister, und sie wurde mehr und mehr eine Form ohne Inhalt. Die entwickelungsbedürftigen Seelen wandten sich von ihr ab, und so ging ihr die Triebkraft verloren, und sie verfiel einem unaufhaltsamen Absterben. Sie blieb stehen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, während die Zeit fortschreitet zum 20. Jahrhundert. So ragt in unsere Zeit hinein ein Institut wie die christliche Kirche, das von Jesus so weit entfernt ist wie vom Geiste unserer Zeit. Immer lauter wird die Frage: Sind wir noch Christen? und immer allgemeiner wird die Antwort: Nein!

Jesus pries die Sanftmütigen selig und die Friedfertigen, und um keinen Namen ist so viel Blut geflossen wie um den seinen; niemals sind Menschen mit erbitterterem Hasse verfolgt worden, als es von der Kirche geschah und geschieht um seinetwillen; mit Freuden bietet sie noch jederzeit ihre Hand, wenn es gilt, den Ungläubigen seines Brotes zu berauben und ihn ins Gefängnis zu werfen. Der „christliche Staat“ bestraft die geschmacklose Anwendung einer auf den Nazarener bezüglichen Choralzeile als Gotteslästerung, ob-

wohl sich nimmermehr beweisen läßt, daß er selbst sich für Gottes Sohn gehalten habe, obwohl in unseren gebildetsten und loyalsten Volkskreisen der Glaube an die Göttlichkeit Jesu offen preisgegeben wird und obwohl er selbst sich jede Gewalt um seinetwillen verbat.*)

Jesus pries die Barmherzigen selig, und unsere Frommen regeln ihre Wohlthätigkeit nach der Konfession, unsere Priester sehen furchtsam zu, wie die hartherzigsten Stützen des christlichen Staates einen Armen vor die Thür setzen, es sei denn, daß sie von der Kanzel herab gegen die Unbarmherzigen reden in allgemeinen Worten, die nichts verschlagen. Und auch dann noch geschieht's ihnen, daß sie als Hetzer gemaßregelt werden.

Jesus sprach: „Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig"; aber die Kirche und der christliche Staat verfluchen und verfolgen den, der nicht kirchlichen Sinnes ist, und kennen keine Versöhnung außer für den Preis der Unterwerfung.

Jesus sprach: So dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar — Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen — Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen ꝛc., und unsere christlichen Priester segnen die Waffen zu jeglichem Kriege. Sie verhöhnen die Idee eines internationalen Friedens — sie könnten sie ja immerhin für unrealisierbar halten; aber sie müßten doch anerkennen, daß das die Lehre ihres Meisters ist — aber nein, sie weisen sie ab, sie tadeln sie. Ist denn da noch ein vernünftiger Anlaß vorhanden, daß solche Leute sich Anhänger Jesu nennen? Wenn das einen

*) „Bekanntlich gilt, wer die Gottheit Christi in Abrede zieht, dem Pöbel (aller Stände) für einen Gottesleugner", heißt es bei Strauß (Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte), und die hierin ausgedrückte Stellung Straußens wird heute von Hunderttausenden aus der geistigen Elite der Nationen geteilt.

Sinn hat, so will ich von jetzt ab ein Anhänger des Herrn Ignatius von Loyola heißen.

Nur einmal geriet Jesus in heftigen Zorn: als er die Trödler und Schacherer vom Vorhof des Tempels vertrieb. Unsere Geistlichkeit gewährt christliche Liebeswerke für Geld und verteilt in der Kirche die Plätze nach dem Geldsack.

Jesus sprach: Wer der Vornehmste sein will, der sei euer Knecht. Die Priester wollen die Vornehmsten sein und die ganze Welt beherrschen.

Jesus sprach: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in den Himmel. Die christliche Exegese macht, hier wie anderswo, aus einem Kamel eine Maus und aus einem Nadelöhr einen Triumphbogen.

Jesus sprach: Wenn du zwei Röcke hast, so gieb dem einen, der keinen hat — Sammelt euch nicht Schätze auf Erden — Sorget nicht für euer Leben — Verkaufe alles, was du hast, und gieb es den Armen. Unser offizielles Christentum sieht in Frieden zu, wie der Millionär sich zum Milliardär und der Lumpenproletarier sich zum Tier entwickelt, und wenn ein St. Paulus heute spräche: „So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen" und „Es soll der Ackermann, der den Acker bauet, der Früchte am ersten genießen", so würden die Kämpfer für christliche Religion, wie Kanitz, Mirbach &c. ihm schleunigst mit Hülfe der Synoden zeigen, was eine Harke ist. Und wenn ein Prediger wie der Rev. Stewart Headlam, der Leiter der „Gilde des hl. Matthäus" (die den Einfluß der Kirche stärken will!) Dinge fordert, wie die Beseitigung des Einzeleigentums am Boden, die Einziehung jeden natürlichen Zuwachses an Wert, eine progressive Einkommensteuer, unentgeltliche Schulen mit unentgeltlicher Ernährung, Aufhebung des Gesetzes über Gotteslässte-

rung, Beseitigung des Parlamentseides als eines religiösen Hindernisses der Gleichheit u. a. m., wenn ein Priester den Communismus der ersten Christengemeinde wieder einzuführen strebt, so haben solche Geistliche auf Beifall von ihren Amtsbrüdern und von den Stützen des christlichen Staates schwerlich in irgend einem Falle zu rechnen. Ich will nicht sagen, daß es nicht zu allen Zeiten solche und ähnliche Geistliche gegeben hätte, denen die Übereinstimmung ihres Christentums mit den Gedanken Jesu ein Bedürfnis war; aber die Kirche als Ganzes und im besonderen die Orthodoxie und der Klerus haben immer die Partei der Macht und der Autorität genommen und in der That noch regelmäßig, ganz im Gegensatz zu Jesus, der den Mühseligen, Beladenen, Armen und Unterdrückten Hülfe bringen wollte und der selbst einer konservativen Hierarchie gegenüberstand, einen Bund mit den herrschenden Klassen gegen die Beherrschten geschlossen. Hat etwa die Kirche den Bauern gegen den Adel geholfen? Hat sie den Städten gegen den Adel geholfen? Hat sie etwas für die Emanzipation des dritten Standes gethan? Oder darf man diese mit gütiger Erlaubnis vielleicht der gottlos vernünftigen großen Revolution zuschreiben? Hat die Kirche etwas für die Emanzipation des vierten Standes gethan? Oder darf man diese ergebenst den Arbeitern zuschreiben? Hat die Kirche die Initiative ergriffen gegenüber der infamsten Kinder- und Frauenausbeutung? Jetzt sind ja freilich alle da und wollen das „heutzutage so beliebte" soziale Mitgefühl aufgebracht haben; aber daß jemand anders die soziale Frage in Fluß gebracht und erhalten hätte als die Arbeiter selbst: das glaubt nicht einmal der pietätvollste Köhler mehr! Hinterher ist die Kirche oft genug gekommen und hat sich der freiheitlichen Ideen überfreundlich angenommen; aber dann war es gewöhnlich nicht mehr

nötig. Nur wenn es die Rebeller niederzuschlagen galt, dann war die Kirche pünktlich auf dem Platze, bei den Bauern, bei den Bürgern, bei den Arbeitern, und niemals spricht die Kirche so wahr, als wenn sie dem Adel und dem Gottesgnadentum deutlich macht, daß sie nur mit kirchlicher Hülfe bestehen könnten. Dafür hat sie den Beweis redlich und treu erbracht.

Die christliche Kirche bemüht sich auch jetzt, den Freunden des sozialen Fortschritts begreiflich zu machen, daß es sich bei der sozialen Frage ja wesentlich um christliche Ideale handle. Das ist nicht ganz unrichtig: die freien und starken Köpfe unserer Zeit ziehen die auch vom Christentum einmal vertretenen Ideale aus dem Schutt wieder hervor, unter dem sie begraben lagen, bringen die Ideale der Friedfertigkeit, der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe wieder zu Ehren, die von den Dienern der Kirche so oft und so lange und so schmählich preisgegeben wurden. Mancher Priester mag nach bestem Wissen und Gewissen seines Amtes gewaltet haben; aber den meisten ist es wohl nie zum Bewußtsein gekommen, daß Jesus von Nazareth im offiziellen Christentum seine Lehre nun und nimmer wiedererkennen würde. Die Strauß'sche Frage „Sind wir noch Christen?" erweitert sich zu der Frage: „Sind die noch Christen, die sich für Christen halten?" Und fast in allen Fällen wird die Antwort lauten müssen: „Nein!"

Was der Geheimrat Wagener, der sozialpolitische Mitarbeiter Bismarcks, vom Königtum sagte, das gilt mutatis mutandis vom offiziellen Christentum. Er schrieb 1878: „Die Monarchie und das Königtum haben nur unter der Bedingung noch Aussicht für die Zukunft, daß man sich wieder und zwar nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch, auf seinen ursprünglichen Beruf besinnt, der Schirmherr der Schwachen, der

König der Bettler und der Vater der Masse des Volkes zu sein.... Als König der Industriefürsten, als Schirmherr der Börsenbarone und als Wohlthäter der oberen Zehntausend (fügen wir hinzu: als guter Kamerad der Junker) müssen die Wurzeln des Königtums je länger desto mehr verdorren und sein Glanz erblassen."

Der ursprüngliche Beruf des Christentums war ebenfalls der, eine Religion der Schwachen, der Bettler, der Masse des Volks zu sein: darum wurde es die Religion der römischen Sklaven, darum gewann es so große Verbreitung. Auch wer vom modernen Christentum noch bessere Dinge erwartet als wir, stellt die Bedingung, daß es sich „von der Umklammerung mit den Interessen der herrschenden Gesellschaftsklassen losmache". Aber dazu ist es zu spät; die beherrschten Klassen haben sich noch immer ohne die Kirche geholfen und helfen müssen. Und darum ist das Christentum bereits dem Schicksal verfallen, das der eben zitierte Sozialpolitiker dem Klassenkönigtum prophezeit.

Die christliche Kirche ist im Absterben begriffen; die Dogmenbildung hat längst aufgehört, und die alten Dogmen vermag sie nicht mehr wirksam zu verteidigen. Daran ist auch nichts zu ändern. Man kann noch hin und wieder eine kirchliche Reaktion ins Werk setzen, die Kinder in den Religionsunterricht und die abhängigen Erwachsenen in die Kirchen treiben, den Gottesleugner ins Gefängnis stecken, das geschriebene und gesprochene Wort knebeln, den religiösen Eid erzwingen, die Freiheit der wissenschaftlichen Lehre unterbinden, aber auf wie lange? Wenn in einem Lande dergleichen geschieht, dann hohnlacht man in anderen Kulturländeru, daß es über die Grenzen schallt — das ist auch eine Folge der wachsenden Internationalität, und die Wissenschaft ist nicht durch Schutz- und Prohibitivzölle fernzuhalten, und ihr ist nicht einmal im eigenen Lande Halt zu gebieten.

Der Darwinismus, die chemischen Analysen, die geologischen, paläontologischen, die astronomischen und meteorologischen Untersuchungen zc. zc. sind da und gehen unaufhaltsam weiter, und was sie den religiösen Dogmen und der Kirche abgebrochen haben, ist niemals wieder herzustellen. Es ist nichts daran zu ändern. Das Ebbe und Flut-Problem, die Resultate der Nansen'schen Polarforschung oder die Frage nach den Associations-Zentren der Gehirnrinde interessieren die Menschen, die Gläubigen vielleicht nicht ausgeschlossen, heutzutage unendlich viel mehr als die Frage, ob der Glaube an die wesentliche Allgegenwart Gottes oder nur der an seine wirksame Allgegenwart zur Seligkeit nötig sei. Und das ist doch, dogmatisch genommen und in betreff des Seelenheils eine eminent wichtige Frage.

Die Auflösung der Kirche durch den Widerspruch zwischen Dogma und religiösem Gefühl, zwischen Gesamtgeist und Individuum konstatiert Gust. Freytag schon für das Ende des 17. Jahrhunderts; er konstatiert sie bei Judentum und Christentum.

„Beiden, den frommen Vätern der Kirche und den frömmeren Juden, war das Urteil befangen, das Verständnis des Höchsten gestört durch alte Tradition..... Die Juden feierten unermüdlich ihr Passahfest, mieden noch immer Borstenvieh und schwenkten den Hahn am Versöhnungstage; aber längst war ihnen die vernünftige Grundlage ihres Glaubens geschwunden, der Hirtenstaat am Rande der syrischen Wüste. Seit vielen hundert Jahren boten auch die frommen Väter der Kirche alltäglich ihr heiliges Opfer: aber schon hatten auch sie aufgehört, die tüchtigsten unter denen zu sein, welche im Gesetz des neuen Bundes lebten. Jeder böhmische Bauer, der den kranken Juden auf der Landstraße gutherzig aufhob, ohne die Seele des Fremdlings durch Bekehrungskünste zu quälen, war christlicher als sie; jeder Gelehrte, der unter dem Zorn der Kirche sein Leben darauf setzte, zu verstehn, wie Gott den

Blitz machte und die Erde im Weltraum umhertrieb, war eher ein Verkünder des Ewigen als sie, und jeder Bürger, der für seine Pflicht starb, um andere zu belehren, daß gemeines Wohl mehr gelte als das Wohl des Einzelnen, war ihrem erhabenen Vorbilde näher als sie."

Nicht die christliche Kirche allein ist in der Auflösung begriffen; der Offenbarungsglaube überhaupt ist am Absterben. Der Übergang des Judentums in reine Humanität wird höchstens noch durch den Antisemitismus aufgehalten. Die Juden haben aber weit weniger aufzugeben als die Christen. Das jüdische Ritual- und Zeremonialgesetz widersteht dem modernen Geiste nur außerordentlich schwer; daß es Gott wohlgefällig sei, wenn ein Mensch am Sabbath kein Schnupftuch und kein Portemonnaie trage: der Gedanke erscheint dem gebildeten Juden in der Regel als etwas veraltet, und der gleichberechtigt mitten im Kulturleben stehende Jude sagt sich deshalb verhältnismäßig leicht von diesem Teile seines Glaubens los. Von dem eigentlichen Sittengesetze braucht er wenig oder nichts aufzugeben, und abgesehen vom Begriff der Offenbarung, vom Gottesbegriff und der Messiasidee mit ihrem Zubehör haben die Juden keine Dogmatik. Allerdings haben diese Begriffe auch schon durchaus genügt, die Gegensätze von Kirche und individueller Religion auch bei den Juden kräftig aufeinanderstoßen zu lassen.

Wenn ich nun oben eine Gegenüberstellung der Lehren Jesu und des offiziellen Christentums von heute versuchte, so habe ich mich keineswegs in allen Fällen für die ersteren erklären wollen. Jesus von Nazareth war ein Genie des Herzens, und Renan charakterisiert seine Bedeutung, wie mir scheint, am treffendsten, wenn er sagt: „Er ist die gemeinsame Ehre aller, die ein

menschliches Herz besitzen.... Jesus hat die absolute Religion begründet, nichts ausschließend, nichts feststellend, außer das Gefühl... Alle Glaubensbekenntnisse sind Travestien des Gedankens Jesu... Die Religion Jesu ist in gewisser Beziehung wirklich die definitive Religion, die Frucht einer vollständig freien Bewegung der Seelen, bei ihrem Entstehen frei von jeder dogmatischen Fessel."

So ist es. Darum kann man nicht entschiedener gegen Jesus handeln, als wenn man das religiöse Gefühl beengt.

Seine Ideen waren es nicht, die ihn groß machten: die waren voll Widerspruch und die finden sich so gut wie ausnahmslos schon bei den Juden, im Alten Testament; auch die Passivität gegen das Unrecht wird in den Klagel. Jerem. fast mit denselben Worten gefordert, die Versöhnlichkeit gegen den Feind in den Spr. Sal. und im babylonischen Talmud geboten. Auch seine spezifische Art der Gesetzesauffassung wurde von Rabbinen und Gelehrten jener Zeit, wie Philo, Hillel, Schemaja, Abtalion, Schamai, Juda dem Galoniter 2c. vertreten. Sein Gebot der Feindesliebe ist ein schwärmerisches Paradoxon, eine geniale Hyperbel, wie sie seinem Dichtermunde, der liebliche Parabeln erzählen konnte wie keiner vor ihm, so oft entströmten. Die sittliche Bedeutung dieses Gebotes ist zweifelhafter, als man glaubt. Aber so groß gefühlt und so groß gelebt wie der Jesus der Evangelien hat keiner. Was an dieser Gestalt historisch, was Mythus und Dichtung ist: das läßt sich bis in jedes Einzelne hinein nicht feststellen. Aber fasse man sie getrost in ihrer poetischen Größe. Einer meiner Freunde sieht im Matthäus-Evangelium die gewaltigste Tragödie, die er je gelesen. Wohl: als Dichtung kann diese Gestalt und ihre Geschichte noch die Herzen zahlloser nach uns Lebender

mit heiliger Glut erfüllen. Und nur in den poetischen und sittlichen Qualitäten dieser Erscheinung lag ihre durch Jahrtausende wirkende Kraft, nur weil jedes menschlich fühlende Herz von dem Zauber seiner Liebesworte, von der Anmut und Schärfe seines Spottes, von der lauteren Größe seines Zornes, von der Reinheit seines Lebens und von der Tiefe seines Leidens unter Zelotenhaß, Pharisäergemeinheit und Soldatenroheit ergriffen und umstrickt wurde, nur deshalb konnte eine Dogmatik, die nicht aus seinem Geiste war, aber an seinen Namen anknüpfte, so lange von seiner Größe zehren. Oder glaubt man etwa, daß der Dogmenverkünder Christus oder das abstoßende Jammerbild, das ein widerwärtiger Pietismus aus dem Nazarener gemacht hat und das jeden gesunden Menschen genau so anwidern muß, wie es Goethe anwiderte — glaubt man, daß diese eine solche Kraft besessen hätten?

Von der Lehre Jesu aber kann man anders denken als von seiner Persönlichkeit und seiner Dichtung. Zwei Fragen wollen wir uns vorlegen: Ist seine Lehre der sittliche Kanon unserer Zeit? Und *kann* seine Lehre uns ein solcher Kanon sein? Ich sehe selbstverständlich ab davon, daß wir unvollkommenen Menschen ein sittliches Gebot nicht immer ganz erfüllen können, ich sehe also ab von graduellen Unterschieden. Ich berühre nur diejenigen Punkte, an denen ersichtlich wird, daß unsere sittlichen Gepflogenheiten eine vorwiegend andere Richtung haben als die Lehren Jesu, diese also geradezu ignoriert zu werden pflegen.

Er sprach: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Übel. Wenn einer dir auf deine rechte Backe einen Streich giebt, so biete ihm die andere auch dar. Wenn einer mit dir rechten und dir deinen Rock nehmen will, so laß ihm auch den Mantel.“ Handeln wir danach? Nein, wir gehen mit Einwilligung der Kirche und des

christlichen Staats zum Strafrichter und zum Zivilrichter. Als Regierende beginnen wir einen heiligen Krieg und flehen den Beistand des dreieinigen Gottes an.

Er sprach: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut Gutes an denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen.“ Thun wir das? Nein, mit Einwilligung von Kirche und christlichem Staat thun wir das Gegenteil. Kirche und christlicher Staat thun selbst das Gegenteil.

Er sprach: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“ Handeln wir danach? Nein. Wir richten über unsere Mitmenschen juristisch und unjuristisch.

Er sprach: „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden; wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden.“ Stimmt das zu dem Ehrgeiz und der Lebensführung und dem Ehrenkodex unserer gesellschaftlichen Strebepfeiler? Nein.

Er sprach: „Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig.“ Sehen wir die Sache ebenso an? Durchaus nicht.

Er sprach: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, der macht, daß sie die Ehe bricht; und wer eine Abgeschiedene freit, der bricht die Ehe.“ Steht das im Bürgerlichen Gesetzbuch unseres christlichen Staates? Nein. Sogar der Papst scheidet Ehen.

Er sprach: „Ihr sollt allerdings nicht schwören, weder bei diesem noch bei jenem.“ Schwören wir nicht?

Er sprach: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen.“ Urteilen wir ebenso streng?

Er sprach: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“, auf die Ehebrecherin, und da hiernach keiner den Mut dazu fand, sprach er: „So verdamme ich dich auch nicht.“ Unsere Gesellschaft

müßte danach ohne Sünde sein; denn sie stößt solche Menschen aus.

Er sprach: „Laß dein Almosen verborgen sein und deine rechte Hand nicht wissen, was deine linke thut.“ Ist das bei uns die Regel?

Er sprach: „Wenn du betest, gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thür zu. Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht schwatzen wie die Heiden.“ Man gehe in unsere Kirchen.

Er sprach: „Ihr sollt nicht Schätze auf Erden sammeln.“ Thun die christlichen Gläubiger unserer christlichen Staaten das nicht? Räumen wir dem Reichen nicht Macht und Ehre ein? Möchte nicht fast jeder ein Schätzlein häufen? Und gilt das nicht für „Strebsamkeit“?

Er sprach: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet rc. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe. Sehet die Lilien auf dem Felde an“ rc. Einen Menschen, der danach leben wollte, würden wir ins Arbeitshaus stecken.

Er sprach zum Reichen: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast, und gieb es den Armen.“ Wer möchte heute wohl so vollkommen sein?!

Er verspottete den, der für seine Erben sorgte. Wird man danach nun das Erbrecht umgestalten?

Er erzählte die Geschichte vom armen Lazarus und dem reichen Manne, der nichts Andres, Schlimmeres that als unsere Reichen und alle Reichen in der Regel thun. Sind unsere Wächter von Christentum, Eigentum und Sitte damit einverstanden, daß es ihnen so ergehe wie dem armen Reichen?

U. s. w., u. s. w.

Und kurz und gut: wenn jemand eine Gesellschaft sucht, die nicht nach den Grundsätzen Jesu lebt und auch garnicht danach leben will, dann kann ihm die

unsrige empfohlen werden. Es ist nicht wahr, daß wir eine christliche Gesellschaft in christlichen Staaten wären. Würden wir einen Tag nach den Prinzipien des orientalischen Stoikers leben, so wären Staat und Gesellschaft über den Haufen geworfen. Es liegt sogar die denkbar bizarrste Komik darin, daß diese rastlos arbeitende, ringende, kämpfende, sorgende, hastende, scharrende, feilschende, hassende, strafende, rächende, richtende Gesellschaft sich für eine christliche, für eine nazarenische hält! Ja, diese christliche Gesellschaft sieht gerade nach passivem Heldentum aus! Sie sieht gerade nach Weltflucht aus! Sie sieht gerade nach Abtötung des Fleisches aus!

Sollte sie denn so aussehen?

O behüte! Wenn jemand sich nicht für das asketische Lebensideal begeistern kann, wenn jemand der alles duldenden Passivität abhold ist, dann sind wir es, die entwickelungsfrohen Kinder dieser Welt.

Wir bejahen das Leben mit allen Kräften unseres Leibes und unserer Seele.

Also die große, immerfort wachsende Aktivität unserer Zeit ist nicht ihr Gebrechen; sie ist ihr Ruhm; sie macht uns nicht bange; die „Köpfchen, die keinen Ausgang sehen“, mögen sich „das Ende vorstellen“; wir sehen noch lange kein Ende. Wir sehen in jedem Ende den Anfang eines Neuen und rufen: Das 19. Jahrhundert ist tot, es lebe das 20. Jahrhundert; das zweite Jahrtausend ist tot, es lebe das dritte!

Aber die gräßliche Verlogenheit unserer Zeit: die ist ihr Gebrechen; daß sie in Schule und Kirche, im Rat und zu Haus ein Ideal auf den Lippen führt, dem sie im Innersten seit langer, langer Zeit abgestorben ist: das ist ihre Schande. Darum fielen so viele unserer jungen Geister in Philosophie und Kunst dem leidenschaftlichen Hasse bei, mit dem Friedrich

Nietzsche die ganze christliche Ethik als Sklavenmoral verwarf: darum, weil sie einen Ekel bekommen hatten vor diesem ewigen „Liebet eure Feinde!“ mit der rasendsten Kampfeswut im Hintergrunde, vor dem ewigen „Sorget nicht für den kommenden Tag“ mit der wilden Jagd nach Brot und nach Gold daneben. Sie empfanden in ihren Herzen den Pulsschlag unserer Zeit und erkannten es und riefen es aus: Es ist ja garnicht wahr, was man uns gelehrt hat: Entsagung und Weltverneinung und Duldung sind ja garnicht die Ideale des mitlebenden Geschlechts: es drängt und strebt ja nach einer gänzlich anderen Richtung!

Und so ist es. Ist es ein Unglück, daß es so ist?

Ich, und die mit mir eines Sinnes sind, sagen: „Im Gegenteil, es ist ein Glück. Eine Zeit der frohen That und des frohen Weltgenusses möge kommen, eine Zeit, die mit Ehrfurcht zum Sternenhimmel aufschaut und mit Fleiß und Hoffnung nach einem Himmelreich auf Erden strebt.

In meinem Essay über Gottfried Keller*) habe ich die Meinung ausgesprochen, daß im Kampfe der menschlichen Vernunft gegen Gewalt und Autorität wie in jedem anderen Kampfe, wie in allem Leben und Weben überhaupt, ein Auf und Ab, ein Hin und Her, ein mutiges, siegesgewisses Vordringen und ein verzagtes, enttäuschtes Zurückweichen der Vernunft zu beobachten sei. Ich habe das an wechselnden Perioden der Aufklärung und des Mystizismus erläutert. Solcher Perioden laufen nun große und kleine nebeneinander. In einem einzigen Jahrhundert können in einem Volke, in einem ganzen Stück Kulturwelt Aufklärung und Mystik wiederholt die Vorherrschaft haben; es können aber auch ganze Jahrtausende und ganze Kulturwelten

*) Im 1. Bande dieses Buches.

vorwiegend unter dem Zeichen einer selbstvertrauenden oder selbstverachtenden Vernunft sich entwickeln und unter dem Gesichtspunkte einer solchen Periodizität betrachtet werden. Die griechisch-römische Kulturwelt wurde in ihrem Wachstum und ihrer Blüte von einer heiteren, selbstvertrauenden, kraftbewußten und weltfreudigen, „in sich befriedigten Humanität" getragen. Man ehrte und fürchtete die Götter; aber es waren anthropomorphe Götter; sie standen den Menschen überaus nahe; sie waren erforschlich; sie waren zu erreichen, zu gewinnen; „nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen," das konnte die Arme dieser Götter herbeirufen. Ein Jenseits kam eigentlich nicht in Frage; der Olymp war nur einem Herakles erreichbar; auch das Gefilde der Seligen that sich nur Helden auf, nicht jedem Beliebigen, der an irgend einen Begriff geglaubt hatte. Das Schattenreich war kein begehrter Aufenthalt; es deckte sich so ziemlich mit dem jüdischen Scheol. Man sah die Notwendigkeit ein, aus *diesem* Leben das denkbar Beste zu machen; man hatte das stolze und heitere Vertrauen, aus diesem Leben etwas Schönes und Großes machen zu können, und man *machte* aus ihm ein Etwas, das noch heute unser Auge und unseren Geist entzückt und uns täglich neue Bewunderung abnötigt. Daß auch diese Kulturwelt unterging und dem eindringenden Christentum erlag — ja, es wird zuweilen als ein Argument *für* dieses und *gegen* jene aufgeführt! Aber man könnte ebenso gut die Minderwertigkeit der Rose oder des Sommers daraus beweisen, daß sie dem Herbste weichen. Werden und Vergehen bilden den Lauf der Welt; allem Lebendigen ist eine beschränkte Lebenskraft mitgegeben: wenn die aufgezehrt ist, hilft keine Philosophie, keine Religion, keine Kunst. Contra vim mortis non herba in hortis. Ein Baum wächst, blüht, trägt Frucht und vergeht. Mit den Völkern und den Kulturen ist es natürlich nicht anders.

Also jene Periode des kraftbewußten und im besten Sinne selbstgenügsamen Menschentums wurde abgelöst von der christlichen Theokratie, dem Gottesreich, in dem einem unerforschlichen, unendlich erhabenen Gotte der schlechte, in Dichten und Trachten von Jugend auf böse, maulwurfsblinde, aus sich selbst zu keiner Erhebung fähige, zerknirschte, ewig demütige Mensch gegenübersteht. Die Anzeichen sprechen dafür, daß wir augenblicklich einer kleinen kirchlichen Reaktionsperiode entgegengehen; aber unendlich viel reichlicher und deutlicher sind die Anzeichen, daß solcherlei Reaktionsversuche nur die letzten, verzweifelten Anstrengungen einer untergehenden Weltanschauung sind und daß allgemach eine Kulturperiode heraufsteigt, die mit einem gründlichen Besinnen des Menschen auf sich selbst einsetzt und mit einem frischen und fröhlichen Ansturm auf der ganzen Linie gegen supranaturalistischen, spekulativen Dogmen- und Autoritätenkultus, gegen Menschenverachtung und Weltverkennung fortfährt: die Periode eines neuen Heidentums, wie es in Goethe seinen pfadfindenden, wegweisenden, vorlaufenden Genius fand. Gegen Goethe bliesen die Ultramontanen kürzlich zum Sturm; der immer noch wachsende, erst in seinen Anfängen stehende Einfluß dieses größten deutschen Mannes auf die Bildung gegenwärtiger und kommender Geschlechter wird den Vertretern der Askese unheimlich. Dieselbe Empfindung hatten schon die Romantiker, als sie über seine Winckelmann-Schrift in Zorn gerieten. Hatte er doch die Worte geschrieben:

„Jenes Vertrauen auf sich selbst (bei den antiken Heiden nämlich), jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werte des Nachruhms wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so notwendig zusammen, machen solch ein un-

zertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs, eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.

Fassen wir alles zusammen, so kommen wir zu der Anschauung, daß von einem absoluten Wert des religiösen Glaubens überall nicht die Rede sein kann und daß sein relativer Wert im Laufe der Zeiten auf ein Minimum zusammengeschrumpft ist. Dagegen entfaltet der mit dem Anspruch auf absolute Geltung auftretende Glaube, je weniger er den geistigen Bedürfnissen der Kulturmenschheit entspricht, umso mehr eine kulturhemmende, ja kulturvernichtende Macht. Er verdient also keineswegs die Begünstigung und Bevorrechtung, die der Staat ihm angedeihen läßt. Vielmehr sollte der Staat die Anhänger des religiösen Glaubens des Rechts zum Zwange, wie überhaupt aller Vorrechte, vollständig entkleiden.

Wenn wir die „gewisse Zuversicht“ des Glaubens nicht mehr haben — sind wir dann ohne gewisse Zuversicht?

Nichts weniger als das. Aus dem Verstande kommt die Gewißheit.

In seinem „Zendavesta“ sagte Fechner: „Ich gebe etwas auf den ursprünglichen Naturinstinkt des Menschen. Freilich auch in dem, was man für gut hält, kann man irren; aber einmal muß doch ein Punkt kommen, wo der Mensch sich selbst glaubt.“

Das ist das entscheidende Wort: Der Mensch glaubt sich selbst.

Ich habe im Verlauf dieser Arbeit gesagt: eine

Beethoven'sche Messe ist eine Offenbarung des Menschen, keine Offenbarung Gottes; sie ist eine Frage, keine Antwort. In dem Sinne, wie es dort gesagt wurde, war das richtig: in einem anderen Sinne wäre es falsch. Als sich Beethoven sagte: Dieses Werk ist mir gelungen; ich habe ein Schönes damit geschaffen, etwas Besseres als einen Gassenhauer: da hatte er eine Antwort „von oben“ erhalten: eben jenes Bewußtsein war die Antwort.

Wenn ich einem Menschen, der sich auf mich verläßt, Treue bewahre, dann antwortet mir eine „Stimme von oben“: „Das war besser, als wenn du ihn verraten hättest.“

Aber auf den Gebieten des Gefühls und des Willens herrscht noch nicht die größte Selbstsicherheit.

Es ist vorgekommen und kommt noch heute vor, daß Menschen sagen: „Es ist mir noch zweifelhaft, ob der Mozart'sche „Don Juan“ etwas Besseres ist als „Die kleine Fischerin“ und ob die That des barmherzigen Samariters etwas Besseres, Fortgeschrittneres ist als die Mordthaten solcher Herrennaturen wie Napoleon oder Cesare Borgia. Das ist Geschmackssache oder Sache der Anschauung. Ich bin der Meinung, daß es besser ist, wenn ein starkes Individuum sich ungehindert entwickelt, als wenn Millionen schwächerer Individuen geschont und gepflegt werden.“

Freilich: die erdrückende Mehrheit der gebildeten Menschen, und zwar die mächtigsten, wirksamsten, führenden Geister eingeschlossen, erkennen in solchen Zweifeln schon eine Anomalie und belächeln oder bemitleiden den, der nicht die Gewißheit fühlt, daß der „Hamlet“ ein Fortschrit ist gegen ein Stück von Moser. Aber wenn man's genau nimmt: absolute Sicherheit, daß es so ist, vermögen wir den Zweiflern zunächst nicht zu geben.

Aber wenn sie daran zweifeln, ob die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten sei, dann erklären wir sie ohne weiteres für unzurechnungsfähig, für defekt, und wenn sie gefährlich werden, bringen wir sie mit dem besten Gewissen von der Welt in eine Irrenanstalt.

Ebenso würden wir es mit einem Menschen halten, der nach vorhergegangenem, genügendem Unterricht an der Kugelgestalt der Erde zweifelte. Hier, im Bereich des Verstandes, auf dem Gebiete des Wissens und Denkens, giebt es eine absolute Gewißheit. Auch der Gläubige ist felsenfest davon überzeugt, daß das Ganze größer ist als jeder seiner Teile. Wäre er es nicht, so wäre er für die menschliche Gesellschaft tot.

Das Wissen also ist unser Anker; der Verstand ist unser wahrer Ankergrund. Hier „glaubt der Mensch sich selbst". Der Mensch *weiß* mit *unmittelbarer* Sicherheit, daß der Satz „Die Summe der Dreiecks-winkel ist gleich 2 Rechten" in der Richtung des Fort-schritts liegt, daß er *richtig* ist, daß dagegen der Satz, diese Summe sei gleich *einem* Rechten, *nicht* der Richtung seiner Entwickelung entspreche. Sein Ent-wickelungsinstinkt, sein Richtungsgefühl treibt ihn un-widerstehlich von diesem Satze fort und zu jenem hin.*)

Daß es so ist, das ist das „Göttliche" in uns und in der Welt; das ist unsere „Offenbarung".

*) Die idealistische oder phänomenalistische Anschauung, daß Wahrnehmung und Wirklichkeit gänzlich verschieden seien und wir also das Ding an sich garnicht erkennen könnten, ändert natürlich an unserer Verstandesgewißheit nichts. Mag sie immerhin nur innerhalb des wahrnehmenden Subjekts gelten, so gilt sie doch eben da und zwar gleichmäßig in allen Menschen. Ich für meine Person neige freilich außerdem dazu, mindestens *darin wirkliche* Merkmale der Dinge zu sehen, daß sie beständig zu uns in Be-ziehung stehen und auf uns wirken und daß der Schreibtisch an sich die hartnäckige Gewohnheit hat, mir zeitlebens dieselbe Wahr-nehmung zu verursachen.

„Nun also, und woher kommt die?“ rufen die Gläubigen.

Wißt ihr es? Wenn *ihr* etwas über den Ursprung und die Genesis dieser Gewißheit wißt, dann teilt es uns — bitte! — mit; wir wüßten es so gern!

Aber darüber wißt ihr genau so wenig wie wir. Auch wir machen uns ja Gedanken und Phantasieen darüber; aber warum sollen wir uns gerade *eure* Gedanken machen?!

Wir sind voll Jubel, voll Dankbarkeit und voll Hoffnung darüber, daß wir diese Gewißheit haben; wir wüßten ja gern, wohin mit unserer Dankbarkeit; aber wißt ihr es? Einstweilen, da unser Gefühl doch ein Ziel haben muß, lieben wir um dieser Gewißheit willen mit allen unseren Organen die schöne Welt, die trotz allen Schmutzes und alles Grausenhaften dennoch schöne Welt!

Wir wollen es aber auch offen und stolz bekennen, daß der Verstand unsere gewisse Zuversicht und unsere Hoffnung ist. Es wäre thörichte Feigheit, wenn wir die Quelle unseres süßesten Trostes und unserer seligsten Freuden verleugnen wollten. Der Glaube an unsern Verstand, das ist *unser* Glaube; *der* Glaube aber ist fest und keinem Zweifel zugänglich; diesen Glauben haben auch *alle* Menschen, auch ihr Gläubigen; denn wenn ihr Wasser herstellen wollt, dann fällt es euch garnicht ein, es mit Kohlenstoff und Sauerstoff zu versuchen; ihr nehmt wohlweislich Wasserstoff und Sauerstoff. *Die* geben zusammen Wasser. Das wißt ihr ganz genau, und ihr wißt auch, daß ihr *gegen* die Gesetze der Natur trotz der erhabensten Phrasen nicht einmal Wasser machen könnt.

Also: ihr mögt den Intellekt noch so eifrig hassen und verunglimpfen und einzuklemmen suchen: er ist doch unser Ankergrund. Das wußte Mephisto sehr ge=

nau, als er dem an sich selbst verzweifelnden Faust nachrief:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab ich dich schon unbedingt!"

und wenn die Feinde der menschlichen Vernunft und der Wissenschaft diese unterdrücken, in der Meinung, sie griffen dem Teufel in den Rachen, dann sitzt Mephisto behaglich vor dem Höllenthor, faltet die Hände vor dem Knie und lacht sein satanischtes Lachen über die Dummheit dieser „Feinde", die ihm die Höllenbraten herdenweise zutreiben.

„Ja", werden gefühlvolle Seelen rufen, „das ist eine sehr tröstliche Gewißheit, daß der Außenwinkel am Dreieck gleich der Summe der gegenüberliegenden Innenwinkel und daß das Wasser gleich H_2O ist!"

Meine Lieben, verlaßt euch darauf, ihr könnt nicht gefühlvoller sein als wir.

Ich habe der Verständlichkeit halber möglichst einfache Beispiele gewählt. Die Aufschlüsse der Spektralanalyse über die Zusammensetzung der Sonne, die Entfernung des Sirius, die Vorausberechnung einer Kometenerscheinung sind imposantere Dinge. Die Gewißheit freilich ist hier nicht imposanter als beim Außenwinkel; sie ist eben Gewißheit.

Aber bleiben wir denn beim Wissen stehen? Leugnen wir, daß es Erscheinungen wie „Fühlen" und „Wollen giebt? Glaubt ihr, daß wir nicht „fühlen" und „wollen"?

Glaubt ihr, daß das Meer für uns nur H_2O wäre, daß mit dem Anprall seiner Wogen nicht auch in uns eine Flut emporrauschte?

Glaubt ihr, daß ein ragendes Felsenhaupt für uns nur Granit wäre und daß bei seinem Anblick nicht in uns ein Großes sich ernst und gewaltig erhöbe?

Das ist ja die kindische Verkennung des Monismus, daß er, weil er die mannigfachen Formen des Seienden auf eine Urform zurückzuführen strebt, die Mannigfaltigkeit der Formen leugne. Verkleinere ich denn dadurch den Reichtum der Erscheinungen, daß ich in den Blütenblättern Modifikationen der Laubblätter erkenne? Im Gegenteil werden wir durch die fortschreitende Forschung auf einen immer größeren Formenreichtum, auf immer feinere Differenzierungen aufmerksam. Wer hat denn die 80000 bis jetzt gezählten Käferarten ausfindig gemacht und so das reiche „Geschenk Gottes" durch Betrachtung gewürdigt — der Glaube?

Und das ist ja die kindische Verkennung des Materialismus, daß er, weil er auch in den Bewußtseinsvorgängen physikalische Vorgänge sieht, jene Erscheinungen herabwürdigte. Ist denn die Sprache darum eine weniger herrliche Erscheinung, weil sie als eine Funktion der dritten Stirnwindung der linken Hirnhälfte erkannt ist, das Gesicht darum ein weniger köstlicher Schatz, weil wir wissen, daß das Sehen auf materiellen Veränderungen im Hinterhauptsteil des Gehirns beruht? Würde denn die Liebe dadurch schlechter, daß man sie auf chemische Veränderungen in der Hirnsubstanz zurückführte? Nein, das glaubt nur der alte, trübselige Wahn, der die Materie für etwas Verächtliches, Gemeines hält.

Allerdings bin ich, treu dem monistischen Triebe der Menschheit, der Meinung, daß die Psychologie mehr und mehr dahin kommen wird, alle Bewußtseinsvorgänge, also auch das Fühlen und Wollen, auf eine Urform, nämlich die Vorstellung, zurückzuführen und

im Intellekt das eigentliche, innerste Zentrum der Psyche zu erblicken.*)

Die Vorstellung ist bekanntlich das Erinnerungsbild eines Wahrgenommenen. Mit Bezug auf die Kenntnis der Sinnenwelt sprach Helmholtz noch in seiner letzten Abhandlung die Überzeugung aus, daß all unsere anschauliche Kenntnis der Außenwelt nur aus Sinneseindrücken und unbewußter Arbeit des Gedächtnisses stamme. Danach wäre das Erkennen nichts anderes als ein Wieder-Erkennen früherer (und häufiger) Eindrücke. Die neuere Gehirnphysiologie und -anatomie hat nun auch zweifellos festgestellt, daß die Sinneseindrücke im Gehirn Gedächtnisspuren materieller Natur hinterlassen; denn durch chemische Agentien können diese Spuren vorübergehend oder dauernd ausgelöscht werden.**) Es steht fest, daß die Ganglienzellen im Gehirn fähig sind, Reize aufzuspeichern, „sich mit Spannkräften nach Art von Reservestoffen zu laden.“ Es ist ferner durch Flechsig festgestellt worden, daß im Großhirn zwischen der Seh-, der Hör-, der Riech- und der Körperfühl- (oder Tast-) Sphäre 3 Associationszentren (ein vorderes, ein mittleres und ein hinteres) eingelagert sind, welche die Thätigkeit mehrerer innerer (und also auch äußerer) Sinnesorgane zusammenfassen zu höheren Einheiten, daß hier durch Zusammentreffen und „Coagitation“ der verschiedensten Eindrücke das Denken zustande kommt.***)

*) Vgl. den Essay über „Die Pädagogik der Kunst.“

**) Vgl.: Gehirn und Seele. Rektoratsrede von Dr. Paul Flechsig, Prof. der Psychiatrie an der Universität Leipzig. Ebenda. 1896.

***) „Nur etwa ein Drittteil der menschlichen Gehirnrinde steht in direkter Verbindung mit den Leitungen, welche Sinneseindrücke zum Bewußtsein bringen und Bewegungsmechanismen, Muskeln anregen; zwei Drittel haben direkt hiermit nichts zu schaffen; sie haben eine andere, eine höhere Bedeutung.... Sie

Bei Zerstörung dieser „geistigen" Zentren leidet das Gedächtnis in besonders großer Ausdehnung; es sind daher jedenfalls in diesen Associationszentren besonders zahlreiche Gedächtnisspuren angesammelt. Ferner ist bekannt, daß die zwischen Rückenmark und Großhirnlappen sich einschiebenden niederen Hirnteile: verlängertes Mark, Kleinhirn, Vierhügel und ein Teil der Großhirnganglien das Organ des Trieblebens, der niederen, körperlichen Bedürfnisse, wie des Ernährungs-, des Geschlechts- und anderer Triebe, sowie der Ausgangspunkt motorischer Nerven sind. Darf man nun auch Begriffe und Vorstellungskomplexe als besondere Formen von Gedächtnisspuren ansehen und findet zwischen den geistigen Zentren und den Triebzentren thatsächlich „jener Wechsel, jenes Arbeiten der Vorstellungen" statt, „welches uns das Selbstbewußtsein als Kampf der Sinnlichkeit mit der Vernunft wahrnehmen läßt," so erhellt, daß durch eine entsprechende Kultur jener geistigen Zentren, durch Vertiefung, Ausdehnung, Vermehrung der Gedächtnisspuren eines

---

bilden einesteils das eigentliche Stirnhirn, den hinter der freien Stirnfläche, unmittelbar über den Augen gelegenen Hirnteil, ferner einen großen Teil der Schläfen- und Hinterhauptslappen, ein mächtiges Gebiet im hinteren Scheitelteil und endlich die tief im Innern des Hirns versteckte Insula Reilii... Die Erkrankung der Associationszentren ist es vornehmlich, was geisteskrank macht... Sie sind die Hauptträger von dem, was wir Erfahrung, Wissen und Erkenntnis, was wir Grundsätze und höhere Gefühle nennen... und so wird all dies Können mit einem Schlag hinweggefegt, wenn z. B. Gifte die geistigen Zentren ihrer Erregbarkeit berauben.... Der größte Teil des menschlichen Groß-Hirnmarkes besteht thatsächlich aus nichts anderem als aus Millionen wohlisolierter, insgesamt Tausende von Kilometern messender Leitungen, welche die Sinneszentren untereinander, die Sinneszentren mit den geistigen Zentren und diese wieder untereinander verknüpfen; — und nur aus dieser Mechanik resultiert die Einheitlichkeit der Großhirnleistungen." Flechsig, a. a. O.

idealeren Vorstellungslebens eine Stärkung, ja ein Übergewicht der edleren Gehirnfunktionen über die niederen, tierischen erzielt werden kann. „Gesundheit des Großhirns verbürgt Beherrschung der niederen Triebe."

Wir kommen hier wieder zu den Ideen Sokrates' und Leibnizens, daß die Tugend ein Wissen sei. Wie schon oft, werden auch hier die genialen Anticipationen großer Geister von der exakten Forschung nachträglich bestätigt. Freilich ist der Mensch noch nicht so weit vom Tier entfernt, daß nicht die tierischen Triebe sich stark, ja in einzelnen Individuen mit unbezwinglicher Macht geltend machten. Ein bloßes sittliches Wissen reicht daher in den meisten Fällen keineswegs aus; es muß Vertiefung, Verschärfung der Gedächtnisspuren, d. h. Übung, Gewöhnung hinzukommen. Am letzten Ende offenbart sich der Wille als nichts anderes denn als die Herrschaft einer Vorstellungsgruppe über die andere. Die Aufgabe einer sittlichen Erziehung ist danach, durch wiederholte Anschauung (also durch Übung) die in den geistigen Zentren associierten Vorstellungen so zu kräftigen, daß sie über die tierischen Triebe eine ebensolche Gewalt erlangen wie etwa in einem Lustmörder die tierischen Triebe unwiderstehliche Gewalt über die edleren Vorstellungen üben.*) Selbstverständlich ist daneben eine richtige Ernährung des Gehirns und die Vermeidung einer Vergiftung z. B. durch übermäßigen Alkoholgenuß von großer Bedeutung.

Was schon der Baron von Holbach in seinem „Systeme de la nature" geahnt: daß es gelingen müsse, die Sittenlehre physiologisch zu begründen, das

*) Ich bin schon in der erwähnten Arbeit über „Die Pädagogik der Kunst" zu demselben Resultat gekommen.

ist von der Medizin in vielversprechender Weise angebahnt worden. „Nicht zu dem Grundsatze gelangt die Hirnforschung, daß alles begreifen gleichbedeutend ist mit alles verzeihen, im Gegenteil zu der festen Überzeugung, daß vieles besser sein könnte und daß der Mensch oder wenigstens die gesittete menschliche Gesellschaft in weitem Maße und mehr als man gemeinhin denkt, die Fähigkeiten besitzt, sich die Vorbedingungen für ein sittliches Handeln selbst zu schaffen. Nichts kann eindringlicher auf die Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen hinweisen, als die naturwissenschaftliche Seelenlehre, indem sie zeigt, durch welche körperlichen Einflüsse der Mensch sittlich sinken muß.“ (Flechsig, a. a. O.)

Kommen Wollen und Sittlichkeit bei der Hegemonie des Intellekts in keiner Weise zu kurz, so gilt ganz dasselbe vom Gefühl. Die guten Alten, die von alten Vorstellungen lassen sollen, glauben so oft, daß mit ihnen die schönen Gefühle und das friedliche Glück dahingingen. Freilich, wenn das Gewitter nicht mehr als ein Zornesausbruch Gottes, sondern als eine elektrische Entladung erscheint, so geht ein gewisses Schauder- und Furchtgefühl dahin; aber die Freude an der Glut des Blitzes, am Krachen des Donners, an dem feuchten Glanze der Regenwand und an der stillen Schönheit des Regenbogens werden vielleicht um so intensiver, wenn man sich nicht vor dem Gewitter fürchtet. Wenn die Erkenntnis uns ein Gefühl nimmt, so giebt sie — vielleicht an anderer Stelle — eines oder zwei oder mehr, und vielleicht schönere, dafür wieder. Ich habe schon gezeigt, daß „Gemüt“ bei einem Gebildeten etwas Anderes ist als beim Ungebildeten. Goethe war ein Erkenner. Und weil er das war, war er oft still, wo andere laut waren. Deshalb erschien er ihnen kalt. Georg Brandes spricht mit einem wundervollen

Bilde von dem stillen Ozean, welcher Goethe heißt. Seine Dichtung, nicht nur die seiner jungen Jahre, zeigt, welch eine Fülle des Gefühls seine tiefklare Seele barg.

Und auch das ist Selbsttäuschung der guten Alten, daß mit den alten Ideen das Glück dahinschwände und mit dem Neuen der Unfriede komme. Das Glück, von dem sie lassen sollen, ist gewöhnlich nur das Glück des behaglichen Beharrens und hat mit den alten Vorstellungen garnichts zu thun.

Unser Wollen und unser Fühlen sind vollkommen abhängig von Vorstellungen. Das zeigt sich schon darin, daß die verschiedenen Wollungen und Gefühle keine Namen haben. Man bezeichnet Wollen und Fühlen verschieden nach ihren Stärkegraden, die Gefühle außerdem nach ihrer Bedeutung für unser Gesamtbefinden als Lust- und Unlustgefühle. Aber im übrigen bekommen Wollungen und Gefühle ihre Namen von den Vorstellungen, von denen sie abhängen. Das Wollen ist *entschiedene Vorherrschaft einer Vorstellung oder eines Vorstellungskomplexes*; das Gefühl ist der Inbegriff der *durch Vorstellungen* (Wahrnehmungen, Empfindungen) *verursachten Schwankungen in der Lebensenergie*. Lustgefühl ist Steigen und Sinken (Erregung und Beruhigung) der Lebensenergie innerhalb der normalen Grenzen oder in diese Grenzen zurück; Unlustgefühl ist Steigen oder Sinken (Exaltation, Depression) der Lebensenergie über jene Grenzen hinaus. Das notwendige Substrat sind immer und überall: *Vorstellungen*.

Das ist meine Meinung. Das ist also kein Dogma; wer daran zweifeln will, mag es thun. Aber die Gewißheit, die der Verstand giebt, ist doch wirklich eine Gewißheit. Wir wollen fühlen und wollen mit der ganzen Kraft lebendiger, ganzer Menschen, wollen uns

freuen mit den Fröhlichen und weinen mit den Weinenden; alles, was wir wollen, daß uns die Leute thun sollen, das wollen wir ihnen thun; aber damit wir das können, soll uns keine kommende Finsternis deinen Glanz hinweglügen: Verstand, du sicheres Licht, du heller Stern unserer Hoffnung!



Druck von C. Meissel, Hamburg.

Urteile der Kritik über Otto Ernst.

Sämtliche Schriften im Verlage von Conrad Kloß in Hamburg.

Ein Lyriker von ausgeprägter Individualität, ein von hohen Idealen begeisterter, fein empfindender Dichter, ein Kritiker, der mit Lessing'scher Schärfe und Tiefe seinen Problemen nachgeht. (Frankf. Ztg.)

Es ist alles neu gesehen, neu angepackt, vor allem neu gefühlt. (Th. Fontane.)

Die Kartäusergeschichten haben mich im höchsten Grade gefesselt. Die Bülow-Anekdote ist in jeder Hinsicht klassisch. (Spielhagen.)

Der „Kartäuser" in ein Meisterwerk. (Bulthaupt.)

Das Drama hat mich furchtbar erschüttert. Die Charakteristik ist vollkommen. Das sind alles Menschen. (Liliencron.)

Ganz außerordentlich gelungen ist die Darstellung des Menschlichen in diesen Kraftmenschen. Ich kenne in unserer neusten Litteratur nur ein Beispiel, wo sich die Dinge mit gleicher unerbittlicher Folgerichtigkeit entwickeln, das ist in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang." (Th. Fontane über „Die größte Sünde.")

Ein Sänger, der sich aus der Dilettantenschar erhebt wie der stolze Dom über der Kleinstadt Giebeldächer. (Moderne Kunst.)

Unter diesen Gedichten ist nicht ein alltägliches, dagegen viele von gewaltiger dichterischer Kraft und Leidenschaft, von hoher Anmut und gedankenschwerer Fracht. (Bl. f. litt. Unterh.)

Otto Ernst is a close observer and a master of touches. (Sat. Rev.)

Otto Ernst is bekend als een der uitstekendste lyriese dichters en novellisten van Duitschland. (Amsterdamer Volksonderwijzer).

Eine Satire, die stets nobel und fein bleibt, die Satire eines Gentlemans. (Johs. Schlaf.)

Eine Tiefe der Empfindung, eine Hoheit der Gesinnung, ein Zauber der Stimmung, die uns überraschen, entzücken und bis zu Thränen rühren. (Nord und Süd.)

Otto Ernst ist einer unserer ersten Prosaschriftsteller, ein Essayist, der in Deutschland seinesgleichen nicht findet. (Bresl. Morgztg.)

Ein köstlicher Humor, der hinzureißen versteht, oft gegen die eigene Überzeugung des Lesers. (Mag. f. Litt.)

Wir gestehen gern ein, daß wir selten in einem Werke dieses Umfangs eine solche Fülle geistvoller Gedanken, eine so vielseitige Bildung, eine so meisterhafte Sprache gefunden haben. (Deutsche Revue.)

Eine ansehnliche Reihe von Büchern liegt vor, Schöpfungen eines bedeutenden, reichen, vielseitigen Geistes.
(Magaz. f. Litt.)

Otto Ernst nimmt unter den Vertretern des jüngsten litterarischen Deutschland eine ganz hervorragende Stellung ein. (Berliner Neueste Nachr.)

Ein Denker und ein Dichter, der des Dichters „geflügelt Werkzeug, das Wort," meisterlich handhabt. (Nord und Süd.)

Einer der geistreichsten Denker unserer Zeit. (Niedersachsen.)

Wer solcher tönenden Empfindung fähig ist, hat ein Recht auf Sitz und Stimme in unserer Meistersingerzunft. (Gegenwart.)

Erzeugnisse eines hervorragenden Geistes und feinsinnigen, vollendeten Künstlers. (Hamb. Fremdenbl.)

Seine Werke finden insgesamt ein zahlreiches Lesepublikum (Kieler Ztg.)

O. E. ist der wenigen einer, die eine Weltanschauung haben. (Voss. Ztg.)

Kaum hat sich seit Schiller ein Dichter mit solcher Begeisterung an diese Ideale hingegeben. Der Dichter ist der edelsten Geister einer. (Kieler Ztg.)

Ein bekannter Flügelmann der jüngsten litterarischen Gardes-du-Corps. (Baseler Nachr.)

Sein Name ist einer der geachtetsten der deutschen Dichter- und Schriftstellerwelt. (St. Petersburger Herold.)

Ein Meister der Ironie und Satire. (Bresl. Monatsbl.)

Ein Geistesheld, in welchem sich die Seelen eines Lessing und Strauß, geklärte Religion und echte Wissenschaft, wunderbar vereinigt haben. (Kieler Neueste Nachr.)

Otto Ernst hat den warmherzigen Ton des echten, reinen Humors getroffen. (Hamb. Corresp.)

Man muß weit herumsuchen, selbst in den größten Tageszeitungen, bis man einen politischen Feuilletonisten findet wie Otto Ernst. (Münchener Kunst- und Theateranzeiger.)

Es ist schwer zu sagen, ob ihm Ernstes oder Heiteres besser gelingt... ein Mann von tiefem Verständnis für eine geniale Natur. (Blätt. f. litt. Unterh.)

Die geistvolle Diktion geht nirgends in banale Schönrednerei über. Ein frischer, kampfesfroher Optimist... eine ehrliche, eisenfeste Natur; es ist ein Kerl, der seine litterarischen und politischen Gegner ohne Umstände bei den langen Ohren packt. (Münchner Allg. Ztg.)

Ein seltener Reichtum an schönen Gedanken und feinen Beobachtungen. (Pester Lloyd.)

Ein frischer, schöpferischer Stil, eine eigene Art, die Dinge zu sehen und Unabhängigkeit des litterarischen Urteils. (Baseler Nachrichten.)

„Anna Menzel," eine tragische Novelle von schlichter Wahrheit, gehört zu dem Besten, was die jüngste Novellistik hervorgebracht hat. (Grenzboten.)

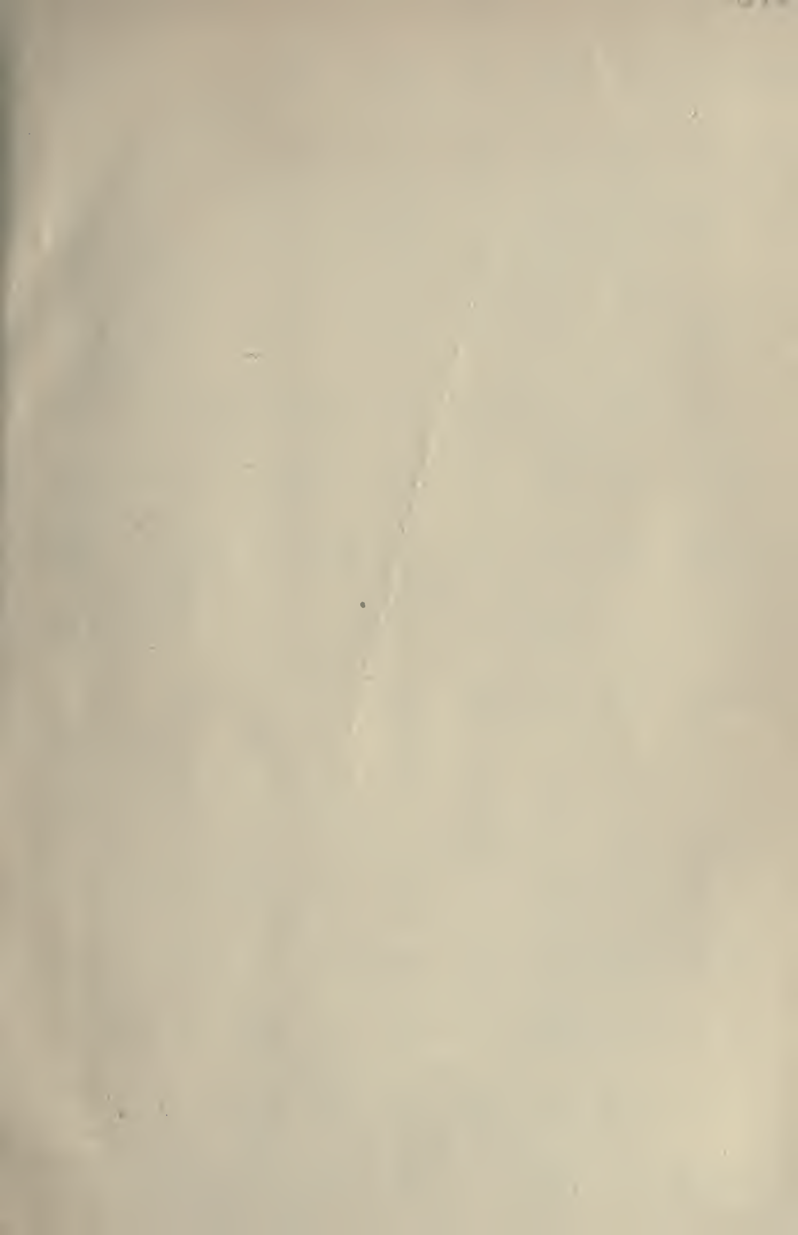
Die Essays über Hebbel, Anzengruber und Keller sind würdig, neben die Schriften eines Georg Brandes gestellt zu werden. (Berner „Bund")

Das Talent dieses Mannes hat eine so entschiedene Prägung; man unterscheidet seine Produktionen mühelos von denen anderer Talente.... Man lese, wie da jedes Bäumchen, jede Hecke, jedes Rasenplätzchen, jeder Grabenlauf, jede Hügelwelle Sprache gewinnt, Erinnerungen weckt, so lieb und traut, so zart und duftig — wir wandern durch elyseische Gefilde. — Glücklicherweise ist Otto Ernsts Naturalismus kein langweiliger Pedant, wie der des großen Meisters von Meudon. Im Gegenteil, er legt gern die strenge Miene ab und läßt uns in das Gesicht eines Schalks blicken, voll Witz, Laune und übermütigen Possen trotz Yorick. (Friedr. Spielhagen in Westermanns Monatsheften.)

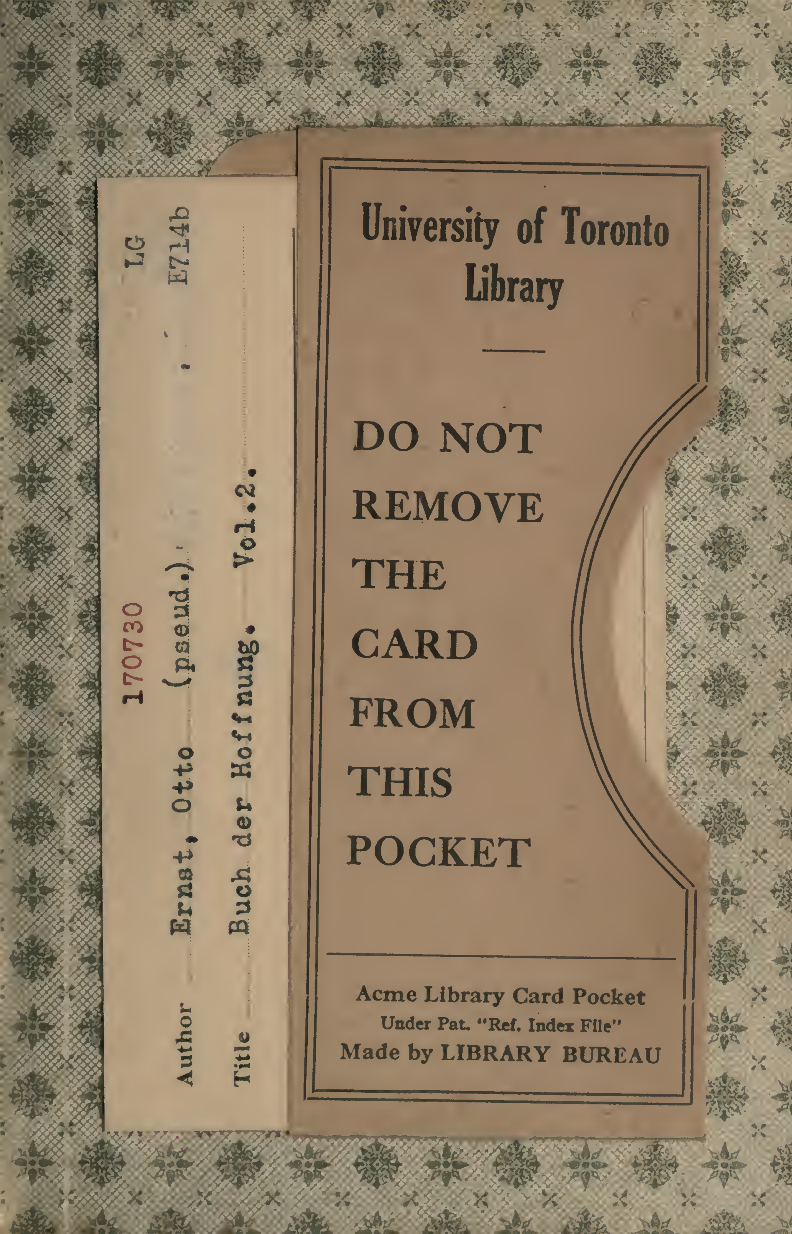


Druckfehlerberichtigung.

Auf S. 353 Zl. 15 v. o. lies: **ultima** statt ultimo.






170730
LG
E714b
Author Ernst, Otto (pseud.)
Title Buch der Hoffnung. Vol.2.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

